

HERMANN HEINRICH GOSSEN
1810 — 1858

Ein Wegbereiter der modernen ökonomischen Theorie

Dissertation

der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät
der Universität Zürich
zur Erlangung der Würde eines Doktors der Volkswirtschaft

vorgelegt von
Hermann Riedle
von Zürich

Genehmigt auf Antrag von Prof. Dr. M. Saltzew † und P.-D. Dr. J. Niehans

Verlag P. G. Keller Winterthur 1953

HERMANN HEINRICH GOSSEN
1810 — 1858

Ein Wegbereiter der modernen ökonomischen Theorie

Dissertation

der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät
der Universität Zürich
zur Erlangung der Würde eines Doktors der Volkswirtschaft

vorgelegt von
H e r m a n n R i e d l e
von Zürich

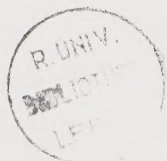
Genehmigt auf Antrag von Prof. Dr. M. Saitzew † und P.-D. Dr. J. Niehans

Verlag P. G. Keller Winterthur 1953

Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät gestattet hierdurch die Drucklegung vorliegender Dissertation, ohne damit zu den darin ausgesprochenen Anschauungen Stellung zu nehmen

Zürich, den 7. Juli 1951.

Der Dekan:
Prof. Dr. G. Weiss



VORWORT

Ganz unabhängig von der Tatsache, dass wir im Jahre 1954 das hundertjährige Jubiläum der Erscheinung von Gossens Werk feiern dürfen, entstand diese Arbeit. Es ist mir allerdings eine Freude, wenn ich sie zur Würdigung des Nationalökonomen auf den Geburtstag seiner „Idee“ präsentieren darf — zur gleichen Zeit überfällt mich eine gewisse Beschämung beim Gedanken, dass in diesen vergangenen hundert Jahren keine gesamthafte Darstellung und Beurteilung des einmaligen Gossenschen Buches gegeben worden ist. Meine kleine Schrift möchte diesen Mangel an Aufmerksamkeit gegenüber Gossen zu beheben versuchen. So habe ich mich denn an meine Aufgabe herangewagt, in der Erkenntnis, dass eine Hauptschuld der Nachwelt gegen Gossen darin besteht, seine „Entwicklung“ nicht oder doch nicht ganz zu lesen, und hege die Absicht, dieser Unkenntnis zu wehren. Damit ist aber auch das Vorgehen in meiner Arbeit fixiert und begründet: den Gossenschen Text in der neueren ökonomischen Sprache zu interpretieren und zugleich zu kommentieren, denn — so sagte ich mir — wer sollte eine Würdigung unseres Autors als berechtigt und schlüssig anerkennen, wenn ihm dessen Gedanken unbekannt oder doch nur mangelhaft in Erinnerung sind? Zu dieser „darstellenden Methode“ zwang mich auch der Umstand, dass Gossen ein Neuerer in seiner Zeit gewesen war und eine Umbruchssituation in der ökonomischen Theorie verursachte (mindestens verursachen wollte!) —, derart „exponierte“ Schriftsteller müssen deshalb in ihren Ideen und Ansichten genauestens durchleuchtet werden, denn nur damit kann der dogmengeschichtlichen Entwicklung der richtige Ausdruck verliehen werden. Oft geht es ja bei sogenannten revolutionären wissenschaftlichen Umwälzungen nur um kleine, aber bedeutungsvolle Einzelheiten, die bei schneller und oberflächlicher Ueberprüfung nicht ohne weiteres ersichtlich sind. So will auch bei Gossen der Gedankengang ins Detail verfolgt werden — bei ihm liegen die Neuerungen weniger in leicht angetönten Einzelheiten, sondern in der Verbindung der zum Teil ungewohnten, zum Teil übernommenen theoretischen Elemente. Man mag nach der Lektüre des Gossenschen Buches meine Bemerkung verstehen, in der ich das Fehlen einer Gesamtdarstellung der „Entwicklung“ bedauerte.

Sollte es mir gelingen, den Leser in den Bann der Gossenschen Ausführungen zu ziehen, ihn zur Lektüre und zum Studium des Werkes verlocken, so wäre der Hauptzweck meiner Schrift erreicht. Dem Genius Gossens habe ich damit eine kleine, bescheidene Reverenz erwiesen (verbunden mit einem mitleidigen Lächeln für Sombart, der unseren Autor „wenigstens“ als „genialen Idioten“ gelten liess! ¹⁾) — verdanke ich doch der Auseinandersetzung mit ihm einen Teil meiner ökonomischen Kenntnisse. Für den anderen Teil gebührt der Dank meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. M. Saitzew, der mir die zu meiner Arbeit notwendigen ökonomischen Grundlagen vermittelt, mir die lohnende Aufgabe selbst gestellt und mir manche Anregung zu deren Abfassung gegeben hat.

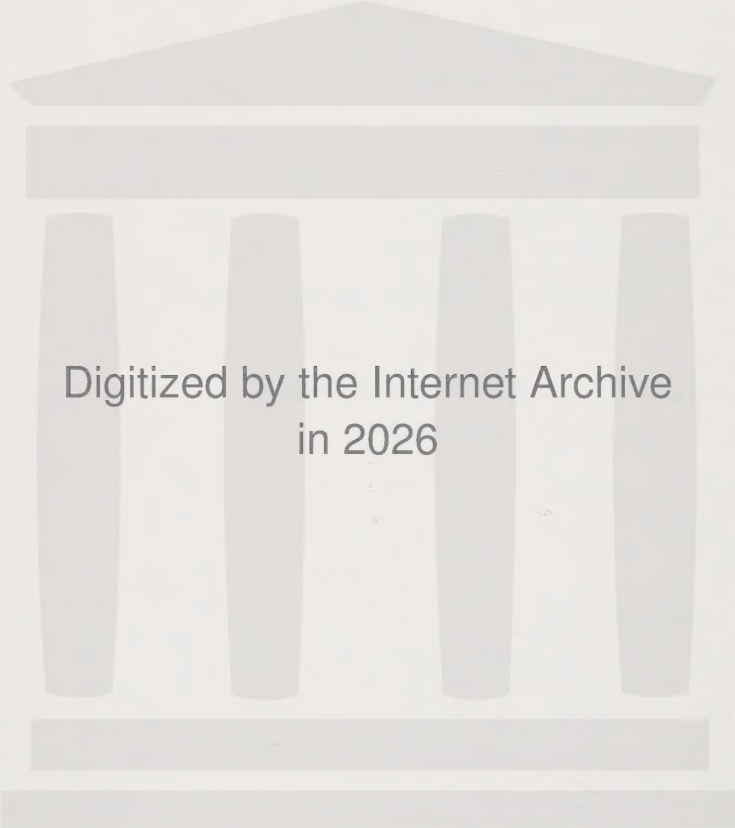
¹ S o m b a r t, Die drei Nationalökonomien, München u. Leipzig 1930, S. 4.

Nach dem schmerzlichen, unerwarteten Hinschied meines hochgeachteten Lehrers hat Herr P.-D. Dr. J. Niehans mir wertvollen Rat und freundliche Unterstützung in der Bearbeitung meiner als Dissertation der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich vorgelegten Schrift zukommen lassen.

Der Verfasser

INHALTSVERZEICHNIS

Literaturverzeichnis	VII
Einleitung	
Erstes Kapitel: Gossens Leben und Werk	1
Erster Teil	
Gossens Theorie der Einzelwirtschaft	10
Zweites Kapitel: Genuß und Beschwerde	12
I. Das erste Gossensche Gesetz	14
II. Das zweite Gossensche Gesetz	30
III. Die Beschwerde	37
IV. Der Lebensgenuß	40
Drittes Kapitel: Wert	42
I. Der Wert- und Gutsbegriff	43
II. Genußgesetze und Wertbildung	49
III. Beschwerde und Wertbildung	55
IV. Wirtschaftliches Handeln und Wohlstandsrechnung	63
Zweiter Teil	
Gossens Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft	73
Viertes Kapitel : Die Tauschwirtschaft	73
I. Tausch	73
II. Arbeitsteilung	79
III. Handel	80
IV. Geld	83
V. Preis	89
VI. Verteilung	97
Fünftes Kapitel: Die Rente	104
I. Die Rente in der Produktion	107
II. Die Rente in der Konsumtion	107
Sechstes Kapitel: Der Wohlstand	110
I. Die Messung der Genüsse	110
II. Die Objektivierung der Werte	114
III. Wohlstand und wirtschaftliches Handeln	115
IV. Der wirtschaftliche Fortschritt	117
Siebentes Kapitel: Schlußbetrachtungen	122
I. Wirtschaftspolitische Ansichten	122
II. Rückblick	131
Anhang	136



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41507223_0117

L I T E R A T U R V E R Z E I C H N I S

Auspitz, Rudolf und Lieben, Richard: Zur Theorie des Preises, Leipzig 1887.

Barone, Enrico: Grundzüge der theoretischen Nationalökonomie, Bonn 1927.

Beyerhaus, Gisbert: H. H. Gossen und seine Zeit, in: Zeitschr. f. Volkswirtschaft u. Sozialpolitik, 5. Bd., 1925-1927.

Bilimovič, Alexander: Zur Frage der Bewertung der wirtschaftlichen Güter, in: Zeitschr. f. Volkswirtschaft, Sozialpolitik u. Verwaltung, 20. Bd., 1911.

Bilimovič, Alexander: Die Preis- und Wertlehre, in: Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, 2. Bd., Wien 1932.

Bilimovič, Alexander: Ein neuer Versuch der Bemessung des Grenznutzens, in: Zeitschr. f. Nationalökonomie, 4. Bd., 1933.

Blum, Karl Robert: Die subjektivistisch-psychologischen Wertlehren von ihren Anfängen bis auf Gossen, Diss. Giessen 1931, Giessen 1934.

Böhm-Bawerk, Eugen v.: Grundzüge der Theorie des wirtschaftlichen Güterwertes, in: Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik, 46. Bd., 1886 (zit. nach Neudruck, London 1932).

Böhm-Bawerk, Eugen v.: Positive Theorie des Kapitals, 2 Bände, 4. Aufl., Jena 1921.

Bortkiewicz, Ludwig v.: Der subjektive Geldwert, in: Jahrbuch f. Gesetzgebung, Verwaltung u. Volkswirtschaft, 44. Bd., 1920.

Bousquet, G.-H.: Institutes de science économique, 2 Bände, Paris 1930.

Boven, Pierre: Les applications mathématiques à l'économie politique, Diss. Lausanne, Lausanne 1912.

Brentano, Lujo: Versuch einer Theorie der Bedürfnisse, in: Sitzungsberichte der Kgl. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften. Philosophisch-philologische u. Historische Klasse, München 1908.

Brentano, Lujo: Die Entwicklung der Wertlehre, in: Sitzungsberichte (wie oben), München 1908.

Brodsky, Michel und Rocher, Pierre: L'économie politique mathématique, in: L'économie politique contemporaine (éd. B. Nogaro), 23. Bd., Paris 1949.

Conrad, Otto: Kausale und funktionale Zusammenhänge im Wirtschaftsmechanismus, in: Zeitschr. f. Nationalökonomie, 4. Bd., 1933.

Čuhel, Franz: Zur Lehre von den Bedürfnissen, Innsbruck 1907.

Diehl, Karl: Die Entwicklung der Wert- und Preistheorie im 19. Jh., in: Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jh., 2 Teile, Leipzig 1908.

Dietzel, Heinrich: Zur klassischen Wert- und Preistheorie, in: Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik, 2. Folge, 1. Bd., 1891.

Dupuit, Jules: De la mesure de l'utilité des travaux publics (1844), in: Ecrits choisis, Turin 1933.

Dupuit, Jules: De l'influence des péages sur l'utilité des voies de communication (1849), in: Ecrits choisis, 1933.

Dupuit, Jules: De l'utilité et de sa mesure - De l'utilité publique, in: Ecrits choisis, 1933.

Edgeworth, Francis Y.: Mathematical Psychics (1881), zit. nach Neudruck, London 1932.

Edgeworth, Francis Y.: The Theorie of Distribution (1903/1904), in: Papers relating to Political Economy, London 1925.

Edgeworth, Francis Y.: H. H. Gossen, in: Dictionary of Political Economy (ed. R. H. I. Palgrave), 2. Bd., 4. Aufl., London 1910.

Engländer, Oskar: Wertlehre, in: Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, 2. Bd., Wien 1932.

Frohn, Karl: H. H. Gossen, ein vergessener Nationalökonom, Diss. Köln (Maschinenschrift), in: Promotionen der Wirtschaftlichen und Sozialwissenschaftlichen Fakultät Köln 1920/21 (Auszug).

Gossen, Hermann Heinrich: Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln, Braunschweig 1854 - Neu Ausgabe, Berlin 1889.

Haley, Bernard F.: Value and Distribution, in: A Survey of Contemporary Economics (ed. Ellis), Philadelphia 1949.

Hayek, F. A. v.: Vorwort in der 3. Aufl. von Gossens „Entwicklung“, Berlin 1927.

Hayek, F. A. v.: H. H. Gossen, in: Encyclopaedia of the Social Sciences, 4. Bd., N. York 1935.

Hicks, J. R.: A Reconsideration of the Theory of Value, in: Economica, N. S., 1. Bd., 1934.

Hicks, J. R.: Value and Capital, London 1939.

Hooper, G. D.: H. H. Gossen, in: Journal of the Statistical Society of London, 42. Bd., 1879.

Hutchison, T. W.: The Significance and Basic Postulates of Economic Theory, London 1938.

Illy, Leo (s. auch unter Schönfeld): Das Gesetz des Grenznutzens, Wien 1948.

Illy Leo: Grundprobleme der Preistheorie, in: Zeitschr. f. Nationalökonomie, 12. Bd., 1949.

Jennings, Richard: Natural Elements of Political Economy, London 1855.

Jevons, W. St.: Theory of Political Economy, zit. nach d. deutschen Uebersetzung: Die Theorie der politischen Oekonomie, Jena 1924.

Keilhau, Wilhelm: Die Wertungslehre, Jena 1923.

Knight, Fr. H.: Das Wertproblem in der Wirtschaftstheorie, in: Die Wirtschaftstheorie d. Gegenwart, 2. Bd., Wien 1932.

Kraus, Oskar: Das Bedürfnis, Leipzig 1894.

Kraus, Oskar: Zur Theorie des Wertes, Halle 1901.

Kraus, Oskar: H. H. Gossen, in: Allg. Deutsche Biographie, 55. Bd., 1910.

Leone, Enrico: Léon Walras und die hedonistisch-mathematische Schule von Lausanne, in: Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik, 32. Bd., 1911.

Liefmann, Robert: Gossen und seine Lehre, in: Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik, 40. Bd., 1910.

Liefmann, Robert: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, 2 Bände, Stuttgart-Berlin 1917.

Liefmann, Robert: Zur psychischen Wirtschaftstheorie, in: Archiv f. Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, 13. u. 14. Bd., 1919-1921.

Liefmann, Robert: Neuere Literatur über H. H. Gossen, in: Zeitschr. f. die gesamte Staatswissenschaft, 83. Bd., 1927.

Liefmann, Robert: H. H. Gossen, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 4. Bd., 1927.

Marshall, Alfred: Principles of Economics, 4. Aufl., London 1898.

Mayer, Hans: Bedürfnis, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 2. Bd., 1924.

Mayer, Hans: Der Erkenntniswert der funktionellen Preistheorien, in: Die Wirtschaftstheorie d. Gegenwart, 2. Bd., Wien 1932.

Meitzel, Carl: H. H. Gossen, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Aufl., 5. Bd., 1910.

Menger, Carl: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre (1871), Neudruck, London 1934.

Mises, Ludwig v.: Grundprobleme der Nationalökonomie, Jena 1933.

Mises, Ludwig v.: Nationalökonomie, Genf 1940.

Morgenstern, Oskar: Das Zeitmoment in der Wertlehre, in: Zeitschr. f. Nationalökonomie, 5. Bd., 1934.

Neubauer, Julius: Die Gossenschen Gesetze, in: Zeitschr. f. Nationalökonomie, 2. Bd., 1930/1931.

Oppenheimer, Franz: Theorie der reinen und Politischen Oekonomie, in: System der Soziologie, 3. Bd., Jena 1923.

- Pantaleoni, Maffeo: Pure Economics, London 1898.
- Pareto, Vilfredo: Cours d'économie politique, 2 Bände, Lausanne 1896-1897.
- Pareto, Vilfredo: Manuel d'économie politique, Paris 1909.
- Perroux, François: La valeur, Paris 1943.
- Pigou, A. C.: The Economics of Stationary States, London 1935.
- Rosenstein-Rodan, P. N.: Grenznutzen, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 4. Bd., 1927.
- Schönfeld, Leo (siehe auch unter Illy): Nutzen und Wirtschaftsrechnung, in: Zeitschr. f. Volkswirtschaft u. Sozialpolitik, 3. Bd., 1923.
- Schönfeld, Leo: Grenznutzen und Wirtschaftsrechnung, Wien 1924.
- Schumpeter, Joseph: Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Leipzig 1908.
- Stackelberg, Heinrich v.: Die Entwicklungsstufen der Werttheorie, in: Schweiz. Zeitschrift f. Volkswirtschaft u. Statistik, 83. Bd., 1947.
- Stackelberg, Heinrich v.: Grundlagen der theoretischen Volkswirtschaftslehre, Bern 1948.
- Stark, W.: The Ideal Foundations of Economic Thought, London 1943.
- Stigler, George J.: Production and Distribution Theories, N. York 1941.
- Sulzer, Georg: Die wirtschaftlichen Grundgesetze in der Gegenwartsphase ihrer Entwicklung, Zürich 1895.
- Tiburtius, Joachim: Der Begriff des Bedürfnisses, in: Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik, 103. Bd., 1914.
- Walras, Léon: Eléments d'économie politique pure, 4. Aufl., Lausanne-Paris 1900.
- Walras, Léon: Etudes d'économie sociale, 2. Aufl., Lausanne-Paris 1936.
- Walras, Léon: Un économiste inconnu (1885), in: Etudes d'économie sociale, 1936.
- Weddigen, Walter: Theorie des Ertrags, Jena 1927.
- Weinberger, Otto: Die Grenznutzenschule, Halberstadt 1926.
- Weinberger, Otto: H. H. Gossen, in: Jahrbuch f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 51. Bd., 1927.
- Weinberger, Otto: Mathematische Volkswirtschaftslehre, Leipzig-Berlin, 1930.
- Wicksell, Knut: Ueber Wert, Kapital und Rente, Jena 1893.
- Wicksell, Knut: Vorlesungen über Nationalökonomie auf Grundlage des Marginalprinzips, 2 Bände, Jena 1913.
- Wicksteed, Philip H.: The Common Sense of Political Economy, zit. nach Neudruck, London 1935.
- Wicksteed, Philip H.: The Scope and Method of Political Economy in the Light of the "Marginal" Theory of Value and Distribution, in: Economic Journal, 24. Bd., 1914.
- Wieser, Friedrich v.: Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes, Wien 1884.
- Wieser, Friedrich v.: Der natürliche Wert, Wien 1889.
- Wieser, Friedrich v.: Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, in: Grundriss der Sozialökonomie, 2. Aufl., 1. Bd., Tübingen 1924.

Einleitung

Erstes Kapitel

GOSENS LEBEN UND WERK

*He was a man of one idea; but that
was an immortal one.*

(Edgeworth)

Von Gossens Leben und Werk — von beiden wissen wir wenig; ihre Geschichte ist „leer“. Was Gossens Leben anbetrifft, so ist es das widerspenstige Schicksal, seine Zeit und seine Umgebung, die ihm die Beachtung versagten. Seine Persönlichkeit ist uns aus diesem Grunde fern und fremd; wir haben kaum eine Beziehung zum Menschen Gossen, wie wir sie z. B. zum jüngeren Mill, zu List, Thünen und anderen jener Epoche haben mögen. — Was Gossens Werk anbetrifft, so ist es die Fachwelt, die dafür sorgte, dass keine „Geschichte“ entstand. Das Buch hatte vielmehr ein romanhaft anmutendes, abenteuerliches Geschick; „Geschichte“ aber machte das Werk nicht, wie man es ihm und dem Autor gewünscht und wie es der Bedeutung des Buches auch entsprochen hätte.

Gossens Leben ward durch eine bürgerliche Atmosphäre gehütet und durch seine Eltern in bürgerliche Bahnen gelenkt. Eine vermutlich angeborene schwache Durchschlagskraft nach aussen und seine herzliche Gütmütigkeit liessen ihn sich seiner Umgebung unterwerfen und lassen seine Bescheidenheit im öffentlichen Leben verstehen. Um so grösser muss die innere Spannung gewesen sein, die in den unabhängigen Bezirken seines Geistes zur freien Entwicklung drängte und da keinem Zwang zu gehorchen hatte. Wäre die äussere Beschränkung während seiner Jugend weniger wirksam gewesen, so hätten die Gossenschen Anlagen sicher zum persönlichen, aktuellen Erfolg geführt — die Weite seiner Ausbildung lässt dies vermuten: Schulung in Rechts- und Staatswissenschaft, naturwissenschaftliches und mathematisches Talent und tiefe Neigung zur Kunst hätten wohl genügt, ihn in seinem Leben „erfolgreicher“ auftreten zu lassen.

So aber entlud sich die ungelöste geistige Spannung nach innen, indem Gossen — gezwungen durch die eigene Art und die Umgebung — seine Arbeits- und Denkkraft in konzentriertem wissenschaftlichen Fragen und Suchen einsetzte. Er bot seinen ganzen, ihm möglichen intellektuellen Aufwand auf, um der ökonomischen Sache einmal richtig auf den Grund zu gehen: das Ergebnis war sein einziges Opus, das diesen inneren Kampf, diese gründliche Durcharbeitung der Probleme und eine sich nur nach langer Ueberlegung freimachende Gewissheit der Richtigkeit des Gesagten deutlich erkennen lässt.

Gossen war ein Stubengelehrter (vielleicht sind es alle grossen Forscher mehr, als wir es uns gerne eingestehen möchten), aber ohne dies als negatives Urteil gewürdigt wissen zu wollen, darf gesagt werden, dass in der Nationalökonomie der damaligen Zeit diese Stubengelehrsamkeit nicht schädlich wirkte,

denn nach einer Aera von Nur-Praktikern und ideologischen Schwärmern (man denke in Deutschland an die kameralistische Tradition oder die romantische Episode) musste die theoretische Gründlichkeit Gossens heilsame Wirkung haben. Die ökonomische Theorie verlangte Geschlossenheit des Gedankens und -- wie es schon das von Edgeworth stammende, von uns als Motto gesetzte Wort dartut -- der Gedanke war gut! Man darf vermuten, dass die Eigenschaften, die unserem Autor im äusseren Leben Misserfolg einbrachten, andererseits seiner literarischen Leistung zum Nutzen gereichten. Nach einem Leben ohne eigentlichen Höhepunkt, ohne markante „Biegung“, entzog ihn das Schicksal weiterer Arbeit -- wenn wir des unvorbereiteten Zeitgeistes, der Gossen gegenüber blind und unbeweglich blieb und der Fachwelt, die Gossens Arbeit nicht „konsumierte“, geschweige denn „verdaute“, gedenken, so sind wir versucht, diesen frühen Tod unseres Autors als ein gütiges Schicksal zu betrachten. Es war immerhin hart genug, ihn seinen Misserfolg ahnen zu lassen, aber es liess ihn wenigstens nicht ein langes Leben in der Unbekanntheit darben. Eine schwere Krankheit entriess ihn im Frühjahr 1858 dieser Welt -- sein Geist, seine Idee aber waren in Worte gebannt, bereit, ihre Wirkung zu tun und ihren Tribut zu fordern.

Da wir uns selbst um biographische Einzelheiten und Nachforschungen nicht zu bemühen wagten (sie waren nicht gefordert durch unsere Arbeit -- und jeder ernsthafte Versuch musste an der Ueberzeugung scheitern, dass dort, wo viele in günstigerer Position und früher forschten, nichts mehr zu erhalten war), bleibt uns nichts anderes übrig, als auf die Quellen zu verweisen, in denen die spärlichen Angaben, die uns das Leben Gossens näher bringen sollen, zu finden sind¹.

Wie wir über das Leben Gossens der genaueren Kenntnisse entbehren mussten, so ist dies auch bei der Geschichte seines Werkes der Fall; sie ist so unbedeutend, dass man diese absolute Indifferenz Gossens Buch gegenüber geradezu als sensationell und einmalig bezeichnen möchte.

Das Werk „Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln“ ist, wie bereits ange-
tönt, ein Produkt genauester gedanklicher Konzentration und gründlicher

¹ K r a u s, H. H. Gossen, in: Allg. Deutsche Biographie, 55. Bd., 1910, S. 483 ff.; H a y e k, Vorwort in der 3. Aufl. von Gossens „Entwicklung“, Berlin 1927 (gibt bereits die gesammelten Kenntnisse wieder und fügt noch einige Vermutungen hinzu, so z. B., dass Gossen seines Werkes wegen in Konflikt mit seinen Vorgesetzten geraten sei -- dies will er aus dem Vorwort zur „Entwicklung“ herauslesen). W a l r a s (Un économiste inconnu (1885), in: Etudes d'économie sociale, Paris/Lausanne 1936, S. 351 ff.) schöpft aus den einzigen, in unmittelbarer Nähe Gossens (zeitlich und verwandtschaftlich) gemachten biographischen Erhebungen des Neffen Prof. Kortum, die er aber in ihrer Vollständigkeit erst mit einer französischen Uebersetzung des Gossenschen Werkes herauszugeben trachtete. Unter günstigen Umständen dürften im literarischen Nachlass von Walras die Uebersetzung mit Walras' Kommentaren und diese biographischen Notizen zu finden sein. B e y e r h a u s, H. H. Gossen und seine Zeit, in: Zeitschrift f. Volkswirtschaft u. Sozialpolitik, 5. Bd., 1925-1927 (bringt nichts wesentlich Neues an genauen biographischen Angaben, dafür stellt er eine Reihe von Vermutungen auf, die Charakter, Weltanschauung und Gehalt der „Entwicklung“

kritischer Auseinandersetzung des Autors mit der ökonomischen Theorie, die es damals in seinem Sinne kaum gab. Nach Gossens Worten zu urteilen, birgt sein Opus die Zusammenfassung der Ergebnisse eines zwanzigjährigen Nachdenkens: wenn wir Gehalt und Linie, Originalität und Geschlossenheit als Massstab nehmen, möchten wir diese Behauptung gerne glauben.

Nach dem aus eigenen Mitteln finanzierten Druck ging das Buch in Kommission zum Verleger Vieweg in Braunschweig (1854), um dort sozusagen unverkauft liegen zu bleiben. Ungefähr einen Monat vor seinem Tode zog Gossen die restlichen Exemplare aus dem Verkehr zurück. Man darf annehmen, dass es die mangelnde Erwähnung des wissenschaftlichen Wertes des Werkes und die geringe Anzahl der abgesetzten Exemplare war, die ihn zu diesem Entschlusse brachten (eines dieser seltenen Exemplare steht in der Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich). Die wenigen in öffentlichen Bibliotheken sich befindenden Bände blieben die einzige Spur der Gossenschen Leistung; so war es denn auch nicht verwunderlich, dass es zu einer eigentlichen Wieder-Entdeckung der Gedanken unseres Autors in späterer Zeit kommen musste, sofern nicht ein launisches Schicksal die „Entwicklung“ ans Tageslicht brachte — was tatsächlich nicht geschah.

Trotz der epochalen Formulierung der Grenznutzentheorie in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde das Buch nicht gelesen; die neue Lehre selbst wirkte ja durchaus nicht revolutionär auf die herrschenden Theorien ein. Auch die Hinweise von Jevons und Walras vermochten nicht der „Entwicklung“ einen interessierten Leserkreis zu gewinnen. Der auf ökonomische Literatur spezialisierte Verlag Prager in Berlin konnte sich denn auch erst ungefähr zehn Jahre nach der Auffindung von Gossens Werk dazu entschliessen, die hinterlassenen Exemplare aufzukaufen und in einer „Neuen Ausgabe“ dem Publikum vorzulegen.

Diese Neuauflage bestand aus den Resten des Erstdruckes, deren Titelblatt aber verändert (neu gedruckt) und ausser dem Deckblatt mit dem Schillerschen Motto noch mit einer Vorbemerkung des Verlegers versehen wurde. Das übrige Buch ist sonst gleich wie die erste Auflage, was sich leicht

beleuchten sollen). — An ungehobenen Quellen ist uns immer noch Blum ein Referat über seine von ihm entdeckten Manuskripte und Papiere Gossens schuldig (Blum, Die subjektivistisch-psychologischen Wertlehren von ihren Anfängen bis auf Gossen, Diss. Giessen, Giessen 1934. Blum schreibt in seinem Vorwort: S. 3: „Auch die Ausführungen über Gossen sind kürzer als es der Bedeutung entspricht, die ihm die sog. ‚Grenznutzenschule‘ auflagt. Ueber ihn wäre noch mehr auszuführen, nachdem ausser dem bisher bekannten Material durch wesentliche Funde des Verfassers ganz neue Quellen aus Gossens Jugendzeit entdeckt worden sind. Eine Veröffentlichung dieses Materials muss einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben“.). Stark (The Ideal Foundations of Economic Thought, London 1944, S. 151) verweist auf eine Arbeit von Blum unter dem Titel: Hermann Heinrich Gossen. Eine Untersuchung über die Entstehung seiner Lehre. Diese sei allerdings nur in Maschinenschrift in einem Exemplar zugänglich und befinde sich in der Bibliothek von Prof. Hayek in London, so dass ich es nicht einsehen konnte. In ihm soll ein Teil der „neu entdeckten Quellen über Gossen“ von Blum wiedergegeben worden sein. Wir beschränken uns auf diese Angaben und zitieren keine weiteren Arbeiten, da sie auf den eben erwähnten Quellen aufbauen.

durch einen Vergleich von typographischen Einzelheiten und Besonderheiten zwischen den beiden Auflagen nachweisen lässt². Seit 1889 stand der Fachwelt das Gossensche Werk zur Verfügung; gelesen wurde es aber trotzdem kaum. Der Name unseres Autors begann wohl ehrfürchtig in die neuen Grenznutzler-Werke Einzug zu halten — er war aber schon dogmengeschichtlich verschimmelt und schien diesen „Neuen“ nicht mehr genießbar. Das Schicksal des Werkes wurde nun im eigentlichen Sinne tragisch (vor allem in wissenschaftlicher Beziehung): ein originelles Buch, zu spät entdeckt, zur gleichen Zeit für die einen veraltet und für die anderen einfach „bekannt“, hütete man sich sorgfältig vor jeder genaueren Lektüre. Wenige Spezialisten wagten sich an ein eingehendes Studium der „Entwicklung“. *Bei den meisten aber blieb es ein Mittel zum Zweck: die eigenen Ideen billigst zu „nähren“ oder dann für die „neuen“ Erfindungen einen angesehenen Kronzeugen zu finden, war übliches Vorgehen.* Es gibt wohl kaum einen Namen, der in der ökonomischen Literatur der letzten hundert Jahre so häufig für „subjektive Meinungen“ missbraucht worden ist, wie derjenige von Gossen.

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts (also siebenzig Jahre nach dem ersten Erscheinen der „Entwicklung“) schien die ursprüngliche, von Gossen bezahlte Auflage zur Neige zu gehen, so dass man 1927 zu einer nun wirklich neuen Auflage schreiten konnte (genannt die dritte), die von Hayek mit einem Vorwort und einigen Bemerkungen als Anleitung zum Studium versehen ihren Weg in den Handel nahm. Wir wagen es nicht, eine Vermutung darüber anzustellen, in wieviel Exemplaren Gossens Werk (erste und zweite Auflage) heute zur Verfügung steht; ein Werk, das doch von den meisten Nationalökonomien neuerer Prägung unter die wichtigsten der ökonomischen Literatur eingereiht wird.

Man hat alle möglichen Begründungen zu geben versucht, warum es zu dieser eigenartigen Indifferenz dem Werke gegenüber gekommen sei. Sie muten alle wie schlechte Ausreden an. Lediglich für die Zeit Gossens und die nachfolgende kurze Epoche kann gesagt werden, dass Deutschland einfach nicht der Boden für diese Schrift war. Nachdem man aber dann die Ausarbeitung der Theorie Gossens durch Jevons, durch Walras und ebenso durch die Oesterreichische Schule vor sich sah, hätte die Quelle „Gossen“ unseres Erachtens einfach ausgeschöpft werden müssen: „schlechter Stil“, „unleserliches Deutsch“ können niemals für die Gleichgültigkeit gegenüber Gossen ins Feld geführt werden. Ebenso wenig dürfte die Mathematik, die darin zu finden ist, sowie die ungliederte Darstellung genügend stichhaltig sein. Man hatte es — so will uns scheinen — einfach nicht nötig, Gossen zu lesen; jedermann wusste ja, was er in seinem „wirren“ Buche brachte und welches seine grossen Verdienste um die Wissenschaft waren. Dass sich an eine solche Einstellung eine Kette von falschen Aussagen, Meinungen und Darstellungen anschloss, darf uns nicht wunder nehmen. Wir geben der Kritik einiger der wesentlichsten Irrtümer in unseren Ausführungen Platz.

² Die von Gossen zurückgerufenen Exemplare wurden also nicht vernichtet, wie z. B. Beyerhaus (a. a. O., S. 523) in seinem Artikel zu wissen vorgibt.

Und nun noch einige Erläuterungen zur Lektüre von Gossens Werk. — *Es ist vorteilhaft, es ganz oder überhaupt nicht zu lesen.* Das Herausgreifen einiger Stellen ist nicht anzuraten: Die grosse Leistung unseres Autors liegt in der Geschlossenheit seines Gedankens, den man von Anfang an genau verfolgen und dessen Entwicklung man selbst erst durchdenken muss; tut man dies nicht und liest man wählerisch einige Seiten, so führt dies zur Aufnahme von bösen Verzerrungen der Gossenschen Ansichten, die dem Urteil über das Werk abträglich und für den Leser kaum lehrreich sind. Bei aufmerksamem Studium kann es übrigens nicht verborgen bleiben, dass die „Entwicklung“ durchaus nicht ohne „roten Faden“ ist, dass in ihr ein logischer Aufbau im Gegenteil leicht ersichtlich und deshalb ein Herausbrechen eines Stückes aus seinem Zusammenhang nicht angängig ist. Als Nachschlagewerk ist somit die Arbeit Gossens denkbar ungeeignet, und mancher, der „schnell“ etwas nachsehen wollte, wurde durch die geschlossene Systematik unseres Autors aufs Glatteis geführt. Auch als Lehrbuch kann man es nicht bezeichnen, obwohl es der Orientierung des Lesers gerecht zu werden versucht, indem es durch gesperrten Druck die wichtigsten Gedanken, Sätze und Begriffe betont und in schwierigeren Fällen definitorische Erklärungen durchaus nicht scheut. *Unserer Ansicht nach ist es ein umfangreiches, gründliches, vom Leser ganze Aufmerksamkeit forderndes, scharfsinniges Essay — von Gossen selbst gedacht als eine erste Darstellung seiner theoretischen Auffassung* (Vorwort S. VII).

Man könnte leicht die Vermutung hegen, dass die Lektüre des Werkes, nachdem nun die Grossen der späteren Generation die Theorie ausgebaut haben, nichts mehr zu sagen habe, also lediglich als dogmengeschichtliche Reminiszenz zu betrachten sei. Dies trifft höchstens zu, wenn wir das Buch mit den bedeutendsten Leistungen der an Gossen anknüpfenden theoretischen Entwicklung vergleichen, z. B. mit Walras' „*Eléments d'économie politique pure*“, Marshalls „*Principles*“ und Pigous „*Economics of Stationary States*“. In Gegenüberstellung zu anderen ökonomischen Werken kann es aber auch heute noch klärend wirken; auf alle Fälle sagt Gossen in seinem Buche *meist noch etwas mehr oder etwas anderes*. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass es zum vertieften Studium der Grenznutzenlehre beliebiger „Richtung“ einen günstigen Ausgangspunkt schafft, der — ganz abgesehen davon, dass er die Verdienste der späteren Forscher im rechten Lichte erscheinen lässt — die Differenzen zwischen ihnen einer verstehenden Beurteilung anheimfallen lässt, die unter Umständen dazu führen kann, scheinbar divergierende Ansichten gedanklich und dem Gehalte nach zu verschweissen. Eine Tatsache, welche das Aufeinanderprallen der die verschiedenen Schulen verteidigenden Apologeten mildert und dem Suchenden den Ueberblick über die Meinungsstreite zurückgewinnt.

Nachdem wir die Richtlinien zu einer Lektüre von Gossens Werk aufgezeichnet haben, *möchten wir die Absichten unserer Arbeit darlegen*, aus dem einfachen Grunde, weil sie im Hinblick auf die soeben erörterten Probleme entstanden sind.

Wir stellten uns die Aufgabe, möglichst genau den theoretischen Gehalt der „Entwicklung“ wiederzugeben und zu kommentieren. Was unsere Wiedergabe betrifft, so mussten in der Reihenfolge der Gedanken gegenüber Gossens kleine Aenderungen vorgenommen werden, die der Leser anhand des von uns aufgestellten und zu Gossens Buch passenden Inhaltsverzeichnisses im Vergleich zum unserigen feststellen kann. Bei der Entwicklung und Neufassung von Gossens Ideen haben wir uns ihm möglichst angeschlossen; in unserer Gossens-Darstellung sollte also nichts zu finden sein, was im Rückblick von heute aus nicht auch er darin finden könnte. Unsere Sorgfalt wurde voll für die mit heutigen Mitteln mögliche Wiedergabe des Gossenschen „Systems“ eingesetzt. Die Absicht war, einerseits die Einsicht unseres Autors in theoretischen Fragen und die Tragweite seiner Formulierungen klarzustellen und zugleich dem Leser ein Bild von der Gründlichkeit des frühen Versuches von Gossens zu bieten. Sollte dies nach der Lektüre unserer Arbeit beim kritischen Leser der Fall sein, so glauben wir der Sache Gossens wirklich gedient zu haben — der von uns beabsichtigte Zweck dieser Schrift ist dann voll und ganz erreicht. Neben diese Wiedergabe von Gossens ökonomischen Ansichten erlaubten wir uns kurze kritische Bemerkungen zu setzen oder versuchten, die Weiterführung des Gedankens in der modernen Theorie aufzuzeichnen³. Unsere Einschaltungen sind zum Teil auch späteren theoretischen Meinungsverschiedenheiten gewidmet, und meist wurde der Versuch gemacht, diese — im Hinblick auf Gossens Meinung — ins rechte Licht zu rücken. Es war aus diesem Grunde nicht zu vermeiden, dass wir oft auf unseren Autoren verweisen mussten; wir bereuen dies nicht, um so mehr, als nicht jedermann eine Ausgabe der „Entwicklung“ so leicht bei der Hand hat. Ausserdem hat als Gossens bester Interpret auch heute noch Gossens selber zu gelten⁴.

Ueber den Inhalt des Werkes glauben wir uns nicht besonders aussprechen zu müssen, da er aus dem beigegebenen, von uns aufgestellten, auf die „Entwicklung“ passenden Inhaltsverzeichnis entnommen werden kann⁵. Zudem gibt unsere eigene Arbeit den Rahmen der Gossenschen wieder, haben wir uns doch aus bereits erwähnten Gründen ganz an sein Buch angelehnt. Einige zusammenfassende und betonende Hinweise möchten immerhin gegeben werden:

Gossens Werk ist zweifellos einer der ersten gelungenen Versuche, eine *theoretische Nationalökonomie* allgemeinsten und logischster Prägung aufzubauen. Die *weite Gültigkeit der Gossenschen Systematik* ist die Folge einer von *historischer Begebenheit losgelösten Behandlung* der ökonomischen Aktionen und Reaktionen. Diese sind aus der Existenz des „ewigen Men-

³ Wir verwenden den Begriff „moderne Theorie“ hier und in unserer Arbeit eingeschränkt: es ist damit die Epoche der ersten Grenznutzer und ihrer Schüler gemeint, also eine Epoche ökonomischer Forschung, die bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts reicht.

⁴ Wir zitieren einfach Gossens, S. n., da alle drei Ausgaben in der Paginierung übereinstimmen. Die Seitenzahlen in Klammern im Text verweisen ebenfalls auf die entsprechenden Stellen in Gossens Werk. Klammern in Zitaten sind unsere Beifügungen, wenn nichts anderes vermerkt ist.

⁵ Wir verweisen auf den Anhang zu unserer Arbeit, S. 136-137.

schen“ abgeleitet und nicht auf einen geschichtlichen Hintergrund angewiesen. Damit ist auch auf eine immer wieder gestellte Frage eine Antwort gegeben: Die Grundstruktur des Menschen bestimmt sein Handeln; soweit uns diese zugänglich ist, lassen sich daraus gewisse Gesetzmässigkeiten ableiten, was Gossen in seinem Werk zu tun versuchte. Nicht geleugnet aber wird deshalb die zusätzliche Beeinflussung der ökonomischen Verhaltensweisen durch historische Umstände. Ihnen *fehlt allerdings das Typische*, das über Epochen hinaus, unabhängig vom geschichtlichen Ablauf, *den Menschen leitet*. Dieses Historische lässt sich deshalb auch nicht in Satzungen fassen. Dass die Erscheinungsform des wirtschaftlichen Handelns eines Menschen, einer Mehrheit von Personen in einem bestimmten Zeitpunkt durch die geschichtlichen Verhältnisse und Bedingungen mit geprägt wird, weiss auch Gossen. Seine Aufgabe empfand er aber gerade darin, der ökonomischen Wissenschaft — die bisher weit mehr dem historischen Einzelfall ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatte — die andere Seite des menschlichen Handelns, die nicht historisch bedingte, in Erinnerung zu rufen und sie der sich nie wiederholenden Vielfalt ökonomischen Geschehens in der Zeit gegenüber zu stellen. Für Gossen war diese Einstellung zum Problem sicher auch durch ein wissenschaftliches Anliegen bedingt: es musste gelingen, Verhaltensweisen des Menschen in der näheren und fernerer Zukunft ihrer Möglichkeit nach zu umschreiben und zu durchschauen — dies konnte nur der Fall sein, wenn eine gewisse Grundstruktur des Menschen seine Handlungen dominierte. Die Einbeziehung der geschichtlichen Bedingungen komplizierte die Position nur, musste aber zur Beurteilung der wirklichen Situation letztlich herangezogen werden.

Daraus dürfte klar hervorgehen, welcher Art die Nationalökonomie Gossens ist: *Sie ist eine „reine“ Theorie*, die ihre strengen Voraussetzungen hat, dafür auf wenigen Annahmen basierend das Wesentliche und Typische des ökonomischen Ablaufes wiedergibt. *Sie ist insofern unrealistisch*, als sie von der Einbeziehung der veränderlichen geschichtlichen und soziologischen Faktoren absieht; deshalb ist sie aber nicht unwahr oder unbrauchbar. *Sie ist statisch*, insofern als sie bei Beschreibung der ökonomischen Bewegungen keine zusätzlichen exogenen Störungen in ihr Betrachtungsfeld herein nimmt. *Sie ist eine Theorie der Gleichgewichtslagen*, weil sie unter den geschilderten Umständen zur Beschreibung eines Endzustandes des wirtschaftlichen Ablaufes gelangt — eines Zustandes, in dem die sich gegenseitig beeinflussenden Kräfte zu einem Ruhepunkt, der zugleich Maximumposition der ökonomischen Grössen ist, kommen. Es war eines unserer Hauptanliegen bei der Bearbeitung des Gossenschen Werkes, diese von ihm entwickelte „Gleichgewichtsökonomie“ durchsichtig werden zu lassen; ein grosser Teil seiner Sätze, seiner Schlüsse, ist nur mit Kenntnis der bedingenden Annahmen sinnvoll, und da es uns schien, dass diese Auffassung bei der Beurteilung der „Entwicklung“ nur wenig in Berücksichtigung gezogen wurde, sollen unsere Darlegungen in dieser Beziehung als Ergänzung dienen und Gossens Theorie ins rechte wissenschaftliche Licht rücken. Es braucht auch nicht besonders betont zu werden, *dass Gossen mit der Umschreibung der Gleichgewichts-*

lagen, vor allem jener des Individuums, des Haushaltes, *dogmengeschichtlich in vorderster Linie steht*; auf alle Fälle nimmt er in der Geschichte unserer Wissenschaft eine Stellung ein, die scharf von derjenigen der Klassiker zu trennen ist und ihn auch Cournot z. B. in vielem überlegen sein lässt⁶. Während die Beziehung zur *österreichischen und englischen theoretischen Variante der Grenznutzenschule* von allen dogmengeschichtlichen Referenten unterstrichen wurde, vernachlässigte man oft die Gossensche Vorarbeit, die er zur *Lausanner Schule* leistete; nur Walras selbst bekundete durch sein lebhaftes Interesse, durch seine uneingeschränkte Begeisterung für Gossen, wie stark er die theoretische Verwandtschaft zwischen sich und unserem Autor erkannte.

Es wäre müßig, unter den für Gossens Werk bezeichnenden Umständen in Gossens nationalökonomischer Ansicht den Ausdruck „seiner Zeit“ zu suchen. Die Art der ökonomischen Synthese Gossens ist im wesentlichen frei von solchen Umgebungsfaktoren. Dass der Mensch Gossen ihnen ausgesetzt war, möchten wir nicht bestritten haben — dies gilt für den Arbeiter, den Techniker, den Künstler und auch den Wissenschaftler. Ob jedoch die wissenschaftliche Leistung und die ihr entspringenden Theorien Spiegel einer bestimmten Zeit sind, das ist vorläufig immer noch eine Behauptung, für die ein Beweis bis heute nicht erbracht worden ist und die, sollte er überhaupt erbracht werden können, nicht nur für die Nationalökonomie, sondern auch für die anderen Wissenschaften die schwerwiegendsten Folgen hätte — nicht nur für diejenigen, die sich mittelbar mit dem Menschen befassen, wie Biologie, Medizin usw., sondern auch für die Naturwissenschaften. Wenn „die Zeit“ ihren Einfluss in Gossens Werk spürbar werden liess, so vor allem in der Art, wie er die theoretische Vereinfachung seines Menschen, des ökonomischen Ablaufes und der daraus gewonnenen Gesetze vornahm. Für ihn war diese hypothetische Seite des Menschen nicht Teil der Wirklichkeit, sondern die ganze Wirklichkeit; soweit sie es nicht gewesen wäre, müsste es erstrebenswertes Ziel geistiger Entwicklung nach Gossen sein, dahin zu gelangen. Die Wirklichkeit war unserem Autor tatsächlich zur rationalen Einheitlichkeit geworden; sie erfüllte die ganze Welt. Religiöse, ethische und wissenschaftliche Positionen erschöpften sich darin, die Tendenz zu diesem rationalen Sein vorzubereiten und sie zu verstärken. Sofern wir diese weltanschauliche Haltung und Einstellung Gossens, wie wir sie aus seinem Werke herauslesen können, ins Auge fassen, dürfen wir unter Umständen vom „Geist seiner Zeit“ sprechen. Die Schwierigkeiten tauchen allerdings in dem Augenblick auf, da wir uns fragen müssen, ob dies tatsächlich die damals herrschende und verbreitete ideologische Linie gewesen sei, der Gossen damit unterworfen gewesen war. Und hier sind wir auch an einem Punkte, wo die

⁶ Die Verbindung Gossens zur späteren Generation ist breit: die Oesterreicher pflegten mit besonderer Hingabe die Ausarbeitung der subjektivistischen Begründung der Werttheorie; Jevons, Marshall widmeten sich diesem Subjektivismus vor allem unter Festlegung gewisser partieller Ausgleichsbewegungen; wohingegen Walras und seine Nachfolger die allgemeine Tendenz eines sich durch alle Wirtschaften durchsetzenden Gleichgewichts zu definieren versuchten.

Tatsachen dicht neben Behauptung und Vermutung zu stehen kommen. Etwas auszusagen über die geistige Entwicklung, die Weltschau und das Credo eines Menschen, von dem weder eigene noch fremde Ueberlieferung über das Leben und Erleben zugänglich oder vorhanden sind, fällt schwer. Wir wagen es auch nicht, einen Menschen nach einem einzigen von ihm verfassten Werk — und zudem einer theoretischen Nationalökonomie — zu beurteilen. Deshalb sind unseres Erachtens die Ausführungen eines Beyerhaus und anderer, sofern sie nicht bestimmte Aussagen über Aufenthalt oder Tätigkeit unseres Autors enthalten, recht fraglich und zeigen nur einen möglichen, nicht aber den wirklichen Gossen. Wenn wir zu einer kurzen Charakterisierung angehalten würden, fiel sie ungefähr folgendermassen aus: Gutes französisches 18. Jh., gepaart mit englischem Optimismus, verdeckten den Deutschen Gossen, von dem wir sowieso annehmen können, dass er, seiner rheinischen Heimat entsprechend, nach West und Nord ein recht offenes Ohr hatte. Mit unseren Ausführungen sind wir selbst nahe an Vermutung und Gerücht herangekommen; wir überlassen jetzt das Wort Gossen und möchten die ganze Aufmerksamkeit seinem ökonomischen Meisterwerk gewidmet wissen.

GOSSENS THEORIE DER EINZELWIRTSCHAFT

Im Mittelpunkt der Untersuchungen Gossens stehen seine Ausführungen über die Einzelwirtschaft; mit diesem Begriff versuchen wir die Grundauffassung, die Gossen im ersten Teil seines Buches entwickeln wollte, in eine prägnante Formel zu kleiden.

Die Ansicht Gossens ist, dass sich der komplexe und in grosser Mannigfaltigkeit erscheinende Tatbestand „Wirtschaft“ aus wenigen Elementen erklären lasse. Ausgangspunkt seiner Theorie ist die *einfache Wirtschaft*; dies in der doppelten Bedeutung des Adjektivs: Aus elementaren Grundbeziehungen, aus allgeringsten Gegebenheiten lässt sich die grosse Vielfalt der ökonomischen Wirklichkeit erklären — sie bilden auch den Kern einer Theorie der Wirtschaft; mehr noch, diese Grundwahrheiten sind leicht verständlich und können kaum in Zweifel gezogen werden — die Ratio hat sie zu akzeptieren. War dies vielleicht ein Hauptgrund zur Entdeckerfreude Gossens: eine klare, einfache Formulierung für die Wirtschaftstheorie gefunden zu haben — und darum die zuversichtliche Sprache im Vorwort zu seinem Werke? Ist es nicht wirklich eine seiner Leistungen, die wir heute anerkennend beurteilen dürfen?

Gossens Ausgangspunkt zur theoretischen Analyse genauer zu umschreiben, soll unsere nächste Aufgabe sein. „Einfach“ in seiner Konzeption soll besagen, dass der wirtschaftliche Ablauf vom Verhalten und vom Handeln des einzelnen Menschen aus bestimmt und das Individuum also im Mittelpunkt des Systems erkannt wird, und, indem die individuellen Aktionen und Reaktionen erklärt werden, auch diejenigen einer Mehrheit, einer Gesellschaft, durchleuchtet sind. Es darf und muss gesagt werden, dass der Gossensche Individualismus nicht nur theoretisch ist — gewissermassen ein Individualismus aus methodischen Gründen, den wir der Einfachheit halber in unser System einzuführen haben —, sondern philosophisch, da er die ganze Konsequenz seiner Behauptung und Aussage zu tragen bereit ist¹. In Gossens Lehre von der Wirtschaft ist „der Mensch“ der Endpunkt des wissenschaftlichen Regresses²; nur wenn wir die Gesetzmässigkeiten seiner Existenz kennen, werden uns auch jene der Gesellschaft nicht verborgen bleiben können, oder, deutlicher gesagt: wirtschaftliche Gesetze für eine Mehrheit von Individuen entsprechen denen der Wirtschaftseinheit³.

¹ Vgl. Stark, *The Ideal Foundations*, S. 151-153. Anderer Ansicht wäre Schumpeter, *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*, Leipzig, 1908, S. 90.

² Vgl. Anfang und Schluss des Werkes von Gossen, S. 1 u. 277.

³ Wenn auch Uebereinstimmungen der philosophischen Konzeption Gossens mit jener von Comte zu finden sind, dies wäre ein Punkt weiter Differenz der Meinungen; der ältere Comte entfernt sich in seinem Gesellschaftsbegriff deutlich von der sonst innegehaltenen Linie des empirischen Individualismus, so dass man Gossen in dieser Hinsicht eigentlich als den konsequenteren Positivisten bezeichnen möchte. Vgl. Lietz, *Die Probleme im Begriff der Gesellschaft bei Auguste Comte im Gesamtzusammenhange seines Systems* (Diss. Jena), Jena 1891, S. 86.

„Einfach“ will in der Gossenschen Theorie weiterhin besagen, dass dem Menschen eine voraussetzungslose Umgebung gegenübergestellt gedacht ist, in der er sich bewegen und bewähren, in der er handeln muss. Unter dieser Umgebung dürfen wir uns jede beliebige Form der Umwelt, der „Natur“, vorstellen, ohne gegen irgendwelche einschränkende Annahme zu verstossen; sie braucht aber durchaus nicht jene Inselgegend Robinsons zu sein, mit der man den individualistischen Ausgangspunkt in der späteren Wirtschaftstheorie so gerne in Verbindung zu bringen pflegte⁴.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die einfache Wirtschaft, wie wir sie auf Gossens Lehre bezogen denken, eine Theorie des Individuums sein will, genauer: die Theorie des Handelns des einzelnen Menschen in bestimmter Umwelt. Zu Gossens eigener Darstellung muss allerdings bemerkt werden, dass er selbst den *isolierten Menschen* behandelt (im Sinne der späteren ökonomischen Begriffsbildung), zweifellos aus didaktischen Gründen⁵. Damit ist deutlich der Trennungsstrich zwischen der einfachen und der komplizierten gesellschaftlichen Wirtschaft gezogen. Mit Gossen muss aber auch betont werden, dass die verzwickteren Beziehungen in der gesellschaftlichen Wirtschaft das wissenschaftliche Bild des handelnden Individuums grundsätzlich *nicht* verändern, sondern nur Einfluss nehmen auf die *Form* dieses Handelns; dies wiederum ist ein Ergebnis, welches durchaus nicht im Widerspruch zum individualistischen Ausgangspunkt stehen muss.

Dass es sich bei Gossens Wirtschaftstheorie nur um eine subjektivistische handeln kann, mag hier abschliessend festgestellt werden⁶; ist doch die Gegenüberstellung Mensch/Umwelt in deutlichster Weise der Ausdruck jedes ökonomischen Subjektivismus⁷. Eine andere wissenschaftliche Terminologie würde die Gossensche Auffassung als psychologische bezeichnen — eine Benennung, die wir nicht hoch einschätzen, weil sie den wahren Sachverhalt nicht treffend kennzeichnet⁸.

⁴ Indem Gossen die Umwelt ohne Voraussetzungen statuierte, deutete er die Irrelevanz dieses Elementes für seine Wirtschaftstheorie an. Diese Umwelt kann z. B. auch die Mitmenschen und ihr Handeln einschliessen, und damit wäre ein nicht unerheblicher Teil der gesellschaftlichen Phänomene in die „einfache Wirtschaft“ einbezogen und der Gossenschen Analyse zugänglich!

⁵ Vgl. Bilimovič, Die Preis- und Wertlehre (Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, 2. Bd.), Wien 1932, S. 94.

⁶ Ein Subjektivismus, der in den Schriften früherer Autoren, besonders französischer und italienischer Sprache, deutlich zu erkennen ist und auch auf theoretische Probleme einwirkte.

⁷ M u h s, Materielle und psychische Wirtschaftsführung, Jena 1921, S. 7, 10 u. 14.

⁸ Es besteht ein Unterschied zwischen „subjektivistisch“ und „psychologisch“ in der Wirtschaftstheorie, so z. B. bei Stackelberg (Die Entwicklungsstufen der Werttheorie, in: Schweiz. Zeitschr. f. Volkswirtschaft und Statistik, Bd. 83, 1947, S. 17) oder Wyler (Die „subjektive“ und die „objektive“ Seite der Grenznutzentheorie, in: Zeitschr. f. Nationalökonomie, Bd. 2, 1931, S. 351). Auch Schumpeter (a. a. O., S. 70) richtet seine Vorwürfe gegen die „psychologische Richtung“, zu der, von den eben erwähnten „modernen“ Ökonomen, auch Gossen gezählt wird. — Haltbar ist das Adjektiv „psychologisch“ dann, wenn wir es, wie Liefmann (Grundsätze d. Volkswirtschaftslehre, 1. Bd., Stuttgart/Berlin 1917, S. 112), mit „subjektivistisch“ gleichsetzen; als Synonym ist es aber bedeutungslos. Das Attribut in eigentlich fachwissenschaftlicher Ausprägung (wo es, Gossens Linie in der

GENUSS UND BESCHWERDE

An den Anfang seines Werkes stellt Gossen die Ausführungen über *das Prinzip, das seiner Meinung nach das wirtschaftliche Handeln des Menschen bestimmt*; ein Prinzip, das aber in seiner Allgemeingültigkeit und Aussagekraft weit über die nur ökonomische Sphäre der menschlichen Existenz hinausgreift¹. Wir wollen unserem Autor daraus keinen Vorwurf machen, denn es ist doch kaum von der Hand zu weisen, dass das ökonomische Element in der Erkenntnis vom Menschen einen übergeordneten Gesichtspunkt zulässt oder gar nötig macht, und wenn dieser Gesichtspunkt (bei Gossen: Prinzip) für die ökonomisch-theoretische Untersuchung auch nicht von ausschlaggebender Bedeutung ist, so darf ihn der Ökonom immerhin erwähnen — darf ihn auch seinen Ausführungen voranstellen. In diesem Sinne sind die Bemerkungen Gossens über das Genussprinzip zu verstehen, dem er eine „irdische“² und eine „religiöse“³ Interpretation angedeihen lässt. Die erstere appelliert an den *rationalen Menschen*, dem er empfiehlt, den Lebenszweck ins volle Bewusstsein zu rücken und nur in derartiger Geistesverfassung über die Verwendung der Mittel zu entscheiden⁴. Dieser menschlich-rationalen Lösung ent-

Theorie folgend, „individual-psychologisch“ heissen müsste) verstanden, ist in der wirtschaftswissenschaftlichen Diskussion kaum haltbar. Vgl. z. B. Kraus, Das Bedürfnis, Leipzig 1894, S. 2 u. 5 (Fussnote); Liefmann, Gossen und seine Lehre (Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik, Bd. 40), 1910, S. 487; Wicksteed, The Common Sense of Political Economy, London 1935 (repr.), S. 86; Robbins, An Essay on the Nature and Significance of Economic Science, London 1935, S. 84.

¹ Auch die Zwecksetzungen zum Handeln will Gossen in diesem Prinzip verankert wissen, ähnlich wie es Knight (Das Wertproblem in der Wirtschaftstheorie, in: Die Wirtschaftstheorie d. Gegenwart, Wien 1932, S. 59 u. 71) z. B. in der neueren ökonomischen Theorie wieder zu sehen vermeint. Mises (Grundprobleme der Nationalökonomie, Jena 1933) geht in der gleichen Richtung, wenn er das menschliche Handeln unter einem „eudämonistischen Gesichtspunkt“ zusammenfassen will (S. 63) und diesen dann umfassend „wirtschaftliches Prinzip“ nennt (S. 77, 140). Gossen fasst, wie die eben erwähnten Autoren, das „wirtschaftliche Prinzip“ weit — weiter als andere moderne Nationalökonomien.

² Gossen, S. 1 u. 2.

³ Ebd., S. 3. u. 4.

⁴ Allerdings nicht mit den Konsequenzen, wie sie Hutchison (The Significance and Basic Postulates of Economic Theory, London 1938, S. 115) für die theoretische Entwicklung nach 1871 zeichnet! Vgl. Mises, a. a. O., S. 80-82.

Dazu Gossen (S. 23): „Seinen Lebenszweck in dem Masse zu erreichen, wie es die Einrichtung der Schöpfung möglich macht, kann dem Menschen diesen Sätzen gemäß erst dann gelingen, wenn ihm die ganze Schöpfung mit allen in ihr wirksamen Kräften bekannt sein wird, weil er erst dann die Gewissheit erhält, alle dem Menschen möglichen Genüsse, sowie die Möglichkeit ihrer Steigerung zu kennen, daher die erste Regel für sein Handeln, mit allen Kräften danach zu streben, diese Kenntnis zu erlangen.“ Wahrhaft ein deutliches Bekenntnis Gossens zum Rationalismus, verbunden mit dem Ausdruck einer grossen Hoffnung, „dass das Menschengeschlecht nicht rasten werde, in Kunst und Wissenschaft fortzuschreiten, bis es das Ziel erreicht haben wird, ...!“ (Ebd., S. 23). Gossen ist also im Gegensatz zur spätern theoretischen Generation nicht nur Rationalist, um sein Wirtschaftsmodell zu vereinfachen (aus didaktischen Gründen!), sondern *er sieht und wünscht die Entwicklung der Wirklichkeit in dieser Richtung*. Vgl. dagegen: Wieser, Theorie der gesellschaftlichen

spricht ganz die göttliche: Das Rationale ist das vom Schöpfer Gewollte, und es ist widersinnig und ein Zeichen der Unkenntnis der wahren Zusammenhänge, wenn man dem menschlichen Streben mit einer Vielfalt von Vorschriften Hemmnisse in den Weg legt und damit die „natürliche Ordnung“ in ihr Gegenteil kehrt. Die Folge eines derartigen Unterfangens muss die hoffnungsloseste Verwirrung der gesellschaftlichen Formen sein. Gossen sieht denn auch in der beharrlichen Kraft, mit der sich der Einzelne gegen jene Vorschriften auflehnt, den deutlichsten Beweis für seine Behauptung und hoffte zuversichtlich, dass die Wahrheit, wie er sie erkannt hatte, den Menschen nicht mehr lange verborgen bleiben könnte und schliesslich die Einsicht reifen werde, dass „jeder Einzelne seines eigenen Wohles wegen zugleich zum Heil der Gesamtheit seine Kräfte so verwenden muss, wie es zur Förderung des Wohles der Gesamtheit am Zweckmässigsten ist“⁵.

Es ist nicht ganz einfach, diese Weltanschauung in einen schlagwortartigen Begriff zu pressen. Da wäre man am ehesten geneigt, sie als *Deismus* zu kennzeichnen⁶; immerhin zeigen das Bekenntnishaft in Gossens Worten und der wiederkehrende Hinweis auf die Sanktionen des Schöpfers gegenüber allen menschlichen Verstössen in der Schöpfung die Richtung zu einer theistisch „gemilderten“ Form des Deismus. — „Es muss das Geniessen so eingerichtet werden, dass die Summe des Genusses des ganzen Lebens ein Grösstes werde“, und „Der Mensch richte seine Handlungen so ein, dass die Summe seines Lebensgenusses ein Grösstes werde, ...“⁷: In diesem Postulat der *Maximierung des Lebensgenusses* liegt der ganze Bereich menschlicher Kenntnis um die Schöpfung; sie auszulegen, die aus ihr entspringenden Gesetzmässigkeiten zu umschreiben und zu erforschen stellt den Raum dar, in welchem der Mensch wissenschaftlich erfolgreich sein kann — in dem er sich zu einer gewissen Vollkommenheit durcharbeiten kann⁸.

Halten wir uns aber nicht mehr länger bei diesen Vorfragen der theoretischen Analyse Gossens auf; Fragen, die für die Relevanz seiner ökonomischen Gedankengänge in unserer Zeit von verhältnismässig geringer Bedeutung sind — die wir aber streifen mussten, um dem weltanschaulichen Gehalt seines Werkes wenigstens andeutungsweise Genüge zu tun.

Wirtschaft, in: Grundriss der Sozialökonomie, I. Abt., 2. Aufl., Tübingen 1924, S. 18; eher dafür: Bousquet, *Institutes de science économique*, 1. Bd., Paris 1930, S. 246/47.

⁵ Gossen, S. 4.

⁶ Stark (*The Ideal Foundations*, S. 151) verwendet den Begriff „scientific deism“, also Deismus mit einer attributiven Färbung, welche vor allem für die englischen Leser bestimmt sein wird. Stark will damit vermutlich die rationalistische Linie des Deismus bei Gossen pointieren, die ein typisches Merkmal der deutschen Entwicklung dieser Weltanschauung im 18. Jh. (Leibniz, Wolff, Reimarus, Lessing, Mendelssohn, Kant) war.

⁷ Gossen, S. 1 und S. 3.

⁸ Ergänzend muss betont werden, dass also die Grundposition der Gossenschen Weltanschauung nicht abhängig ist von der Tatsache, ob die Maximumbedingung individualistisch oder in anderer Weise ausgelegt wird. Ueber diese Frage — sicher würde auch Gossen beistimmen — könnte mit wissenschaftlichen Waffen gestritten werden. Die göttliche Setzung des Genussprinzips bleibt aber vom Ausgang dieser Kontroverse unberührt.

1. Das erste Gossensche Gesetz

Die Kapitelüberschrift „Genuss und Beschwerde“ gibt in kürzester Form Gossens Auffassung des ökonomischen Hauptproblems: Das Ziel menschlicher Tätigkeit „den Lebensgenuss ein Grösstes werden zu lassen“ ergibt sich aus dem Spiel zweier Kräfte: des Genusses und der Beschwerde¹. Indem wir diese beiden Grössen gegeneinander ausbalancieren, erhalten wir als Ergebnis die „Summe des Genusses“, und dieselbe ein Maximum werden zu lassen, stellt das Kernproblem der Oekonomie dar. Es mag an dieser Stelle schon darauf hingewiesen werden, dass der Begriff „Genuss“, wie wir ihn in unserer Kapitelüberschrift verwenden, von Gossens Terminus „Lebensgenuss“ zu unterscheiden ist, und es mag erwähnt werden, dass Gossen keine klare Unterscheidung macht, obschon auch er an zwei sachlich verschiedene Inhalte denkt². Bei der Lektüre seines Werkes kann sich aber diese Inkonsequenz störend bemerkbar machen.

Die erste Gesetzmässigkeit, die Gossen im Hinblick auf den Verlauf der positiven Gefühlsgrösse Genuss feststellt, lässt uns zugleich erkennen, was er unter diesem Ausdruck versteht und welchen Inhalt er dem Begriff zu geben wünscht: „Die Grösse eines und desselben Genusses nimmt, wenn wir mit der Bereitung des Genusses ununterbrochen fortfahren, fortwährend ab, bis zuletzt Sättigung eintritt“³. Diesen Satz bezeichnen wir als das *e r s t e G o s s e n s c h e G e s e t z*⁴ und seine *E r g ä n z u n g*: „Eine ähnliche Abnahme der Grösse des Genusses tritt ein, wenn wir den früher bereiteten Genuss wiederholen, und nicht bloss, dass bei wiederholter Bereitung die ähnliche Abnahme eintritt, auch die Grösse des Genusses bei seinem Beginnen ist eine geringere, und die Dauer, während welcher etwas als Genuss empfunden wird, verkürzt sich bei der Wiederholung, es tritt früher Sättigung ein, und beides, anfängliche Grösse sowohl, wie Dauer, vermindern sich um so mehr,

¹ Jennings (Natural Elements of Political Economy, London 1855, S. 105) gibt dem Dualismus der Gefühlswelt Ausdruck, wenn er das folgende Zitat eines englischen Autors in sein Werk übernimmt: „Sensibility would be a good portress, if she had but one hand; with her right she opens the door to pleasure, but with her left to pain“.

² Das Begriffspaar „Genuss und Beschwerde“ entspricht etwa jenen bekannteren „Lust — Leid“ oder „Lust — Unlust“. Vgl. Edgeworth, Mathematical Psychics, London 1881, S. 15 ff.; Jevons, Theory of Political Economy, zitiert nach der deutschen Uebersetzung: Die Theorie der politischen Oekonomie, Jena 1924, S. 27 ff. Nach den Ausführungen Čuhels (Zur Lehre von den Bedürfnissen, Innsbruck 1907, S. 29 u. 30) handelt es sich um positive und negative subjektive Wohlfahrtszustände, also um emotionale Kategorien. Vgl. auch Keilhau, Die Wertungslehre, Jena 1923, S. 49. (Ob neben diesen Gefühlsgrössen „Lust“ und „Unlust“ noch eine Unterscheidung nach positiven und negativen Sinnesempfindungen — Keilhau nennt sie „Genuss“ und „Schmerz“ — bedeutungsvoll sein kann, mag für unsere Betrachtung dahingestellt bleiben. Vielleicht gilt dies für die Psychologie, besonders für die experimentale Psychologie, nicht aber für eine „psychologische“ Grundlegung der Oekonomie.)

³ Gossen, S. 4/5.

⁴ Čuhel, a. a. O., S. 234.

je rascher die Wiederholung erfolgt“⁵. Gossens Verwendungsweise des Begriffs „Genuss“, wie auch seine graphische Darstellung⁶ zeigen, dass es sich bei der statuierten Gesetzmässigkeit um eine Aussage über sich folgende Genussdosen handelt, die miteinander verglichen werden. Anders ausgedrückt: Die Redeweise Gossens impliziert ein den Genuss verursachendes Befriedigungsmittel, welches wir uns ununterbrochen zuführen sollten. Ueber die Dosierung des Befriedigungsmittels schweigt sich Gossen allerdings aus; doch liegt die Annahme auf der Hand, dass die zugeführten Dosen gleiche sein müssen. Nur unter diesen Umständen ist es zulässig, die Genüsse von sich folgenden Zeiteinheiten zu vergleichen — Zeiteinheiten, während derer das Befriedigungsmittel kontinuierlich dem Geniessenden zukommt⁷. „Genuss“ in Gossens Zitat will also heissen: Genuss pro Zeiteinheit oder pro Mengeneinheit des Befriedigungsmittels, und das erste Gossensche Gesetz⁸ gibt dem Gedanken Ausdruck, dass einander folgende Zeit- oder Befriedigungsmittelseinheiten abnehmende Genussgrössen verursachen. Im Ergänzungssatz behandelt unser Autor dann die periodische Wiederholung einer bestimmten Genussbereitung, für die er — im Hinblick auf die Anfangsgrösse des Genusses und die Dauer desselben bis zur Sättigung — ebenfalls eine Abnahme konstatiert. Der von Gossen dargestellte Tatbestand lässt die verschiedensten Formulierungen und Präzisierungen zu; ja man könnte ihn schliesslich mit Modifikationen insoweit neu fassen, dass an seiner formalen Gültigkeit nichts mehr zu rütteln wäre. Diese Tendenz ist in der neueren ökonomischen Theorie deutlich zu erkennen; hier beschäftigt uns jedoch vor allem Gossens Version, von der wir wissen, dass sie — verglichen mit der zu beschreibenden Wirklichkeit — gewisse Fehler birgt. Immerhin wird kaum bestritten, dass dem 1. G. G. grosse generelle Bedeutung zukommt und es in den meisten Fällen empirisch zutrifft (die Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel!); dies soll uns nicht davon abhalten, den „Ausnahmen“ Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sie zur Diskussion zu stellen.

Die Tatsache, die durch das 1. G. G. umschrieben wird, muss in erster Linie als eine psychologische erkannt werden. Damit ist aber von ökonomischer Seite her zugestanden, dass jede wissenschaftliche Anstrengung auf psychologischem Gebiete berechtigt ist, welche das 1. G. G. einer genauen Untersuchung zu unterziehen beabsichtigt. Der Wirtschaftswissenschaftler hat kein Recht, das Gesetz „für sich“ in Anspruch zu nehmen und jede mögliche Veränderung an ihm als „irrelevant“ zu bezeichnen. Eine Wirtschaftstheorie, die dem Tatbestand „Individuum“ gerecht werden will und, von ihm ausgehend, ökonomische Regeln erkennen möchte, muss an die anderen Wissenschaften Konzessionen machen — vor allem an die Psychologie, sofern sich diese um den gleichen Fragenkreis bemühen. Es wäre jedenfalls unklug vom Nationalökonom, jene Erkenntnisse, nur weil sie aus anderen Fachgebieten stammen,

⁵ Gossen, S. 5.

⁶ Ebd. S. 8.

⁷ Vgl. Mayer, Art. „Bedürfnis“, in: Handwörterbuch d. Staatswissenschaften, 2. Bd., 1924, S. 452.

⁸ In der Folge kürzen wir ab: 1. G. G.

der eigenen Forschung vorenthalten zu wollen. Eine genauere „psychologische Durchleuchtung“ des Menschen kann unseres Erachtens dem Ökonomen nur recht sein.

So hat z. B. die Feststellung einer Analogie des 1. G. G. zum *psychophysischen Gesetz*⁹ nach Weber-Fechner ihre Berechtigung. Eine längere Diskussion in ökonomischen Kreisen war die Folge¹⁰. Damit möchten wir nicht behaupten, dass die beiden Gesetze miteinander identisch sind¹¹ (von der Psychologie aus gesehen darf man eine solche Behauptung schon längere Zeit als grundsätzlich entkräftet betrachten¹²); immerhin hat das psychophysische Grundgesetz seine Bedeutung in der Weiterführung einer ganz bestimmten Forschungslinie am Individuum, allerdings in einer anderen Richtung als das 1. G. G. in der Ökonomie sie innehält, und es ist bis heute die Möglichkeit nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, dass beide Gesetzmässigkeiten aus einem übergeordneten, allgemeineren Tatbestand abgeleitet werden könnten¹³.

⁹ Es besagt, dass die Empfindungsstärken in arithmetischer Progression zunehmen, wenn sich die Reizwirkungen in geometrischer verändern.

¹⁰ Auslösendes Moment zur Diskussion waren nicht zuletzt die Artikel Brenanos (Versuch einer Theorie der Bedürfnisse, und: Die Entwicklung der Wertlehre, beide in Sitzungsberichte der Kgl. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften, philosophisch-philologische und historische Klasse, München 1908). Titzhoff, Die philosophischen und psychologischen Wurzeln der Grenznutzenlehre, Diss. Berlin (nicht gedruckt), Auszug in: Jahrbuch der Dissertationen der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin, 1924-25, Berlin 1926, S. 121 ff.

¹¹ Vgl. Kraus, Zur Theorie des Wertes, Halle 1902, S. 44 ff.; Neubauer, Die Gossenschen Gesetze, in: Zeitschrift f. Nationalökonomie, 2. Bd., 1930/31, S. 739; Diehl, Theoretische Nationalökonomie, 1. Bd., Jena 1916, S. 295; Weber, Die Grenznutzenlehre und das „psychologisch-physische“ Grundgesetz, in Archiv f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 27. Bd., 1908.

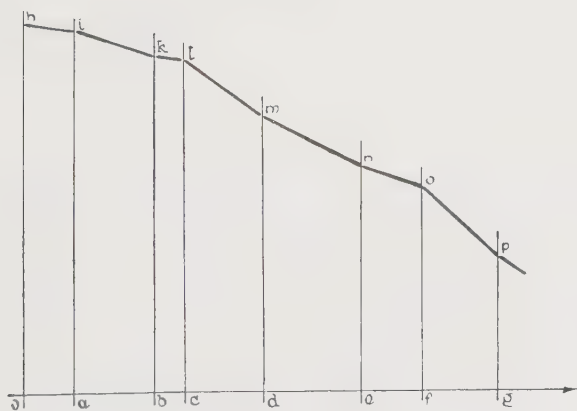
¹² Vgl. Jodl, Lehrbuch der Psychologie, 1. Bd., 4. Aufl., Stuttgart 1916, S. 276 ff.; Huber, Das Verhältnis der Nationalökonomie zur Psychologie, Basel 1923, S. 55; Böhm-Bawerk, Positive Theorie des Kapitals, 2. Bd., 4. Aufl., Jena 1921, S. 224.

¹³ Vgl. Bousquet, Institutes, S. 50. Historisch eigenartig ist der gemeinsame Ausgangspunkt der beiden Gesetze im Bernoullischen Theorem; vgl. Weber, a. a. O., S. 547 ff.; Oppenheimer, Theorie der reinen und politischen Ökonomie, Jena 1923, S. 108. Eine andere Meinung erkennt das 1. G. G. als dem psychophysischen übergeordnet; vgl. Beyerhaus, a. a. O., S. 534. Wir sind aber nicht der Ansicht von Perroux (La valeur, Paris 1943, S. 185), dass das 1. G. G. noch einen „physikalisch-biologischen“ Ablauf konstatiere und von ihm aus „ein weiter Weg“ zu einem ökonomischen Gesetz führe; das 1. G. G. ist ein ökonomisches und darf den Anspruch, ein biologisches zu sein, gar nicht ernsthaft stellen! Es kann natürlich eine gewisse „Übereinstimmung“ zwischen 1. G. G. und psychophysischem Gesetz in jenen Fällen eintreten, wo die vom Befriedigungsmittel ausgehenden Wirkungen einfache, einheitliche und kontinuierliche Reizungen sind; bei negativen Wohlfahrtsgrößen, bei der Beschwerde, mögen diese Fälle einige Bedeutung erlangen. In diesem Sinne sind vermutlich auch die Bemerkungen von Auspitz und Lieben (Zur Theorie des Preises, Leipzig 1887, S. 8) und Pareto (Manuel d'économie politique, Paris 1927, S. 265 u. 266) zu verstehen.

Die Möglichkeit einer kritischen Auseinandersetzung mit dem 1. G. G. besteht in erster Linie von psychologischer Seite her; für den Oekonomen drückt es eine, im eigenen wissenschaftlichen Interesse nicht mehr weiter zu untersuchende, empirisch feststellbare Tatsache aus. Leider haben nun aber gerade die psychologischen Untersuchungen dem Gegenstand wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und, soweit sie sich seiner angenommen haben, sind ihre Ergebnisse weder von den eigenen Fachkollegen, noch von den National-ökonomen entsprechend gewürdigt worden. Auch heute noch darf man mit Nachdruck auf die Arbeit von Č u h e l¹⁴ hinweisen, welche trotz ihrem lange zurückliegenden Erscheinungsdatum (1907) nicht nennenswert überholt sein dürfte; schliesslich wären noch die Schriften von Tiburtius, Kraus und Keilhau zu nennen¹⁵.

Ein erster Einwand von psychologischer Seite: Während der Bereitung eines bestimmten Genusses kann sich das geniessende Subjekt in seiner psychischen Struktur verändern (nicht bedingt durch den unter Beobachtung stehenden Genuss!) und daraus könnte eine Aufhebung der Gesetzmässigkeit des 1. G. G. resultieren¹⁶. Es sei hier auf die von Gossen verwendete Graphik verwiesen, welche auch uns zur Veranschaulichung dienen mag¹⁷. Og stellt die Zeit dar, während der ein Genuss bereitet wird (Wiesers Bedürfnisabschnitt¹⁸); Oa, ab, bc, usw. die einzelnen Zeitstrecken (für die spätere

Fig. 1



¹⁴ Č u h e l, a. a. O.

¹⁵ Tiburtius, Der Begriff des Bedürfnisses, in Jahrbücher f. National-ökonomie u. Statistik, 103. Bd., 1914. Kraus, Das Bedürfnis, Leipzig 1894. Keilhau, Die Wertungslehre.

¹⁶ Vgl. Weddigen, Theorie des Ertrags, Jena 1927, S. 123.

¹⁷ Gossen, S. 8, Fig. 1.

¹⁸ Wieser, Theorie der Gesellschaftlichen Wirtschaft, S. 24.

Entwicklung des Gedankens in übertragenem Sinne die Genussmittelmengen), und schliesslich veranschaulichen die Ordinaten a_i , b_k , c_l , usw. den Tatbestand des 1. G. G.: sinkende Genussintensitäten „bei ununterbrochener Bereitung des Genusses“¹⁹.

Dem oben erwähnten Einwand entsprechend wäre es nun denkbar, dass sich die Empfindsamkeit des geniessenden Subjekts während des Zeitablaufs $O \rightarrow g$ steigert. Die Gefühlsspannung, welche in einem späteren Zeitpunkt, z. B. d , besteht, könnte somit an Intensität dem früheren b_k überlegen sein. Dieser Widerspruch zum 1. G. G. tritt vor allem dort ein, wo die Gefühle nicht eng an die Sinnesempfindungen gekoppelt sind. Die Unabhängigkeit der Sphäre, in der das 1. G. G. wirksam ist, von derjenigen, für welche das *Weber-Fechnersche* Gültigkeit hat, würde in solchen Fällen recht deutlich: letzteres kann für den psychophysischen Tatbestand gelten, wenn auch im Gefühlsablauf steigende Intensitäten zu beobachten sind²⁰. Während also eine Steigerung der Empfindsamkeit des Individuums zu einer Unterbrechung der Tendenz des 1. G. G. führen mag, kann eine Abnahme die Wirksamkeit des Gesetzes verstärken; Gefühlsintensitäten, hervorgerufen durch aufeinander folgende Befriedigungsmitteldosen, sinken so relativ schneller auf den Nullpunkt der Sättigung ab²¹.

Die eben dargelegte Ausnahme zum 1. G. G. bestimmte Čuhel, eine Unterscheidung zwischen „Genussbedürfnissen“ und „Schmerzbedürfnissen“²² vorzunehmen; wobei er es als Eigenart der ersteren bezeichnet, eine subjektive Veränderung des geniessenden Subjekts auszulösen, welche ihrerseits zu grösserer Bedürfnishaftigkeit und entsprechend stärkeren Genussintensitäten führen könne²³.

¹⁹ Bei Erklärung seiner Figur 1 verwendet Gossen den Begriff „Genuss“ in der bereits erwähnten Zweideutigkeit; so einmal für die Bezeichnung eines Flächenstückes, z. B. b_{dmk} (in unserer Graphik), was wir immer den Gesamtgenuss nennen wollen, dann wieder für die Bezeichnung der Ordinatenlänge, z. B. e_n , was wir immer Genussintensität oder -grad nennen werden.

²⁰ Vgl. Kraus, Zur Theorie d. Wertes, S. 60 ff.; Čuhel, a. a. O., S. 236. Auch Gossen (S. 5 u. 6) selbst sieht eine Einschränkung seines Gesetzes in diesem Sinne.

²¹ Vgl. Čuhel, a. a. O., S. 237.

²² Schmerzbedürfnisse: Ein Unlustgefühl ist der Ausgangspunkt des Bedürfnisses; durch den Befriedigungsakt wird das Unlustgefühl paralytisiert. Genussbedürfnisse: Der Befriedigungsakt löst die Lustgefühle aus; die Befriedigung besteht nicht in einer Aufhebung aktueller Unlust, sondern in Gewährung vorgestellter zusätzlicher Lust. Čuhel, a. a. O., S. 142, 237.

²³ Čuhel, a. a. O., S. 237 u. 238: „Die Gültigkeit des 1. G. G. muss daher auf die Schmerzbedürfnisse beschränkt werden“.

Diese begriffliche Zweiteilung liesse sich mit derjenigen von Pantaleoni (*Pure Economics*, London 1898, S. 49 ff. u. 95/96) vergleichen, der eine Scheidung in primäre und sekundäre Bedürfnisse und, Jennings (a. a. O., S. 95 ff.) folgend, in primäre und sekundäre Güter vornahm. Allerdings glaubte Pantaleoni (und Jennings), dass das 1. G. G. für beide Bedürfnisarten ohne Einschränkungen haltbar sei und nur ein Unterschied der Elastizität der Bedürfnisse sich erkennen lasse und theoretische Bedeutung habe.

Eine andere, nicht unbedeutende Feststellung zur kritischen Beurteilung des 1. G. G. liefert Č u h e l, indem er auf die zusammengesetzten Bedürfnisse aufmerksam macht und betont, dass ein aktuell erlebtes Gefühl, für welches das Gesetz gelten sollte, entweder das Ergebnis verschiedener Teilgenüsse oder eines dominierenden Haupt- und anderer Nebengenüsse sein könne. Für das „Gesamtgefühl“, als Resultat der Superposition verschiedener Teilgefühle, möchte die Gossensche Gesetzmässigkeit nicht unbedingt behauptet werden²⁴. Die von Č u h e l und anderen geführte sorgfältige Kritik am 1. G. G. ist zweifellos berechtigt und ernsthaft auch nie von allen jenen, die das Gesetz als Ausgangsposition für ihre wirtschaftstheoretischen Ableitungen genommen haben, bestritten worden. Hätte man sich auf der Seite der Anhänger die „Ausnahmefälle“ etwas mehr zu Herzen genommen, dann wäre sicher die eine und andere Stellungnahme vorsichtiger und weniger dogmatisch gehalten gewesen; eine „heilsame“ Wirkung auf die heftige Diskussion mit den Gegnern wäre sicher feststellbar geworden!

Mit Recht kann nunmehr die Frage gestellt werden, ob die Ausnahmen zu der von Gossen gefundenen Regel in die Formulierung aufzunehmen seien oder nicht. Wir glauben, dass jede bessere Formulierung des Gesetzes positiv beurteilt werden darf, wenn auch fraglich ist, inwieweit dadurch die ökonomischen Ueberlegungen in ihrer Aussagekraft gewinnen — sofern sie überhaupt durch die Modifikation betroffen würden. Man mag mit W e d d i g e n²⁵ und mit Č u h e l²⁶ dem psychologischen Detail Rechnung tragen, dass viele Genusskurven einen steigenden Ast des Intensitätsverlaufs aufweisen; man mag weiter mit Č u h e l eine haltbarere, dem wissenschaftlich erkannten Tatbestand besser angepasste Neuformulierung des Gesetzes im engeren²⁷ oder im weiteren²⁸ Sinne vorziehen: Gossens Verdienst bleibt es, eine all-

²⁴ Č u h e l hat in verschiedenen graphischen Darstellungen diesen Sachverhalt zu veranschaulichen gesucht (Vgl. Č u h e l, a. a. O., S. 259 ff.). Die Kritik S p a n n s (Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1928, S. 162 ff.) ist nur in Richtung der „zusammengesetzten Bedürfnisse“ sinnvoll zu deuten. Spann betont in seinem Angriff auf das 1. G. G. die Unmöglichkeit eines „isolierten Genusses“; ihn führt diese Erkenntnis allerdings zu einer Ablehnung des Gossenschen Gesetzes in Bausch und Bogen und zum Schlusse, dass sämtliche daraus abgeleiteten wirtschaftstheoretischen Formulierungen unhaltbar seien.

²⁵ W e d d i g e n, a. a. O., S. 128.

²⁶ Č u h e l, a. a. O., S. 237.

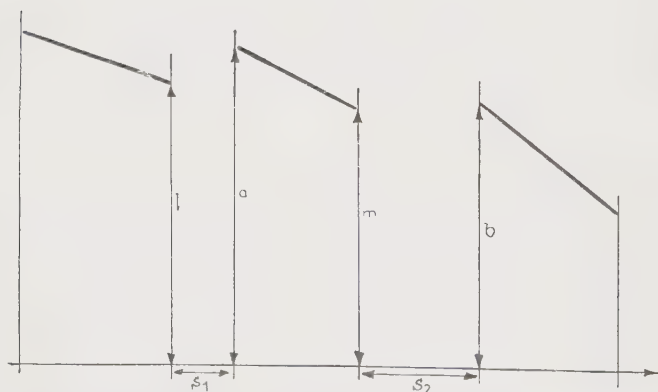
²⁷ Č u h e l, a. a. O., S. 239: „Werden von einer in die Klasse der ipsilen (auf das Subjekt bezogenen Bedürfnisse) einfachen teilbaren Schmerzbedürfnisse gehörenden Wohlfahrtsbedürfnisse, deren Bedränglichkeit während des ganzen Befriedigungsaktes gleich null bleibt, mehrere Befriedigungsphasen nacheinander befriedigt, so nimmt innerhalb dieser Bedürfnis die Intensität des Befriedigungstriebes von Phase zu Phase ab, um schliesslich auf null zu sinken. Wird der Befriedigungsakt noch darüber hinaus fortgesetzt, so wird die Wohlfahrtsbedürfnis negativ“. (Die eigenwillige und ungewohnte Terminologie Č u h e l s verhinderte eine offene Aufnahme seines Buches in Fachkreisen.)

²⁸ Ebd., S. 241: „Bildet die Verwirklichung mehrerer aufeinander folgender Wohlfahrtszuwächse von gleicher Dauer das Ziel einer und derselben Wohlfahrts-

gemeine und wesentliche Eigenschaft des Verlaufs der Genusskurven umschrieben zu haben.

Einwendungen müssten des weiteren gegenüber dem Ergänzungssatz zum 1. G. G. gemacht werden²⁹. Es ist weit schwieriger, eine Gesetzmässigkeit für die einzelnen Gefühlsintensitäten über mehrere Bedürfnisabschnitte hinaus zu behaupten; an dieses Unterfangen wagt sich aber Gossen. Hier kann denn auch verhältnismässig leicht Kritik geübt werden mit der Feststellung, dass eine subjektive Veränderung des Geniessenden die Gesetzmässigkeit zu suspendieren vermag. Als weiteres komplikatives Element kommt noch die verschiedene Wiederholungsgeschwindigkeit hinzu, mit der sich die einzelnen Bedürfnisabschnitte folgen. Dass zudem diese Wiederholungsgeschwindigkeit nicht durch objektiv gleiche Zeiteinheiten gegeben ist, sondern in einem unbestimmten, subjektiven Zeitempfinden ihr Mass findet, mag die Schwierigkeit der Feststellung einer Gesetzmässigkeit noch mehr in den Vordergrund rücken. Ausserdem ist unserer Meinung nach die Anfangsintensität des Genusses nicht nur abhängig von der Länge der Pause, die zwischen die beiden in Frage kommenden Bedürfnisregungen eingeschaltet ist: auch die Grösse des letzten Genussgrades in der vorangehenden Bedürfnisregung ist mitbestimmend. Eine einfache Graphik soll die Sachlage veranschaulichen:

Fig. 2



Die Genussintensitäten a und b , über deren Grösse der Ergänzungssatz zum 1. G. G. eine Aussage macht, sind nach folgenden Bedingungs-paaren zu bestimmen:

- $a \longrightarrow$ abhängig von s_1 und l
- $b \longrightarrow$ abhängig von s_2 und m .

bedürfnung, so nimmt — ... — die Egenz nach einem einzelnen von diesen Wohlfahrtszuwächsen bei jedem hinzukommenden Wohlfahrtszuwachs ab, um schliesslich auf null zu sinken. Wird der Befriedigungsakt noch darüber hinaus fortgesetzt, so wird die Egenz negativ“.

²⁹ Gossen selbst hat diesem Punkt auf S. 7 seines Werkes Rechnung getragen.

Die Grössen s_1 und s_2 sind nicht in objektiv gemessenen Zeiteinheiten relevant, sondern bestehen als subjektive Zeitempfindung.

Die Kritik am 1. G. G. von psychologischer Seite aus ist nicht unbedeutend und darf keinesfalls bagatellisiert werden. Für den Nationalökonom stellt sich die Frage, ob eine Verfeinerung der Forschung in diesem Bezirk die eigenen Arbeitsergebnisse beeinflussen könnte. Nach der Auffassung einer Mehrzahl ökonomischer Theoretiker wird dem nicht so sein: Das 1. G. G. stellt einen Eck- und zugleich Endpunkt der ökonomischen Fragestellung nach dem menschlichen Verhalten dar, und die darauf aufgebauten theoretischen Formulierungen lassen in ihrer Weiterentwicklung den ursprünglichen psychischen Tatbestand in den Hintergrund treten. Nur eine gründliche Aenderung der menschlichen Psyche würde den Ökonomen zur Revision seiner Gesetze zwingen können, nicht aber die bis heute vorgebrachten einschränkenden und spezialisierten Fassungen des Gesetzes durch die Psychologie.

Ebensowenig wie eine psychologische Kritik die ökonomische Auswertung des 1. G. G. zu beeinflussen vermag, muss ein umgekehrtes Verfahren zulässig sein. Liefmann betont mit Recht, dass die *Unteilbarkeit der Befriedigungsmittel* — eine Tatsache, die für den Ökonomen einige bedeutsame Konsequenzen mit sich bringt — nicht zu einer Einschränkung des Gossenschen Satzes in der Psychologie führen muss³⁰. Jeder Bedürfnisabschnitt (und für ihn stellte ja Gossen seinen Satz auf), jeder Gesamtgenuss ist „psychisch“ teilbar, denn er besteht aus einer Reihe von aufeinander folgenden Genussgraden und besitzt somit immer zeitliche Teilbarkeit, wodurch dann Gossens Gesetz ja auch auf sog. „unteilbare“ Güter Anwendung erlangen kann³¹.

Der eben angeführte Punkt kritischer Auseinandersetzung führt uns zu einer Reihe von „objektiven“ Einwendungen gegen das 1. G. G., sofern nämlich das Verhältnis zwischen Befriedigungsmittel und Genuss in den Vordergrund gerückt wird. Die Bedingung abnehmender Genussgrade wird zusätzlich von Seite des Genussmittels aus beeinflusst und kann — hier beginnt das ökonomische Interesse deutlich zu werden — zu einer Einschränkung des Satzes führen. Es genüge an dieser Stelle eine vorbereitende Erwähnung der Probleme, welche wir im späteren Verlauf der Diskussion eingehender studieren werden. Da wäre z. B. vor allem die Frage zu prüfen, ob eine gleichmässige Dosis eines Genussmittels überhaupt präzis umschrieben und vorgestellt werden kann, und ob — wenn dies möglich — der Zustand der sub-

³⁰ Vgl. Liefmann, Grundsätze d. Volkswirtschaftslehre, S. 387.

³¹ Aus diesem Grunde ist auch Čuhel (a. a. O., S. 239) und Schönfeld (Grenznutzen und Wirtschaftsrechnung, Wien 1924, S. 141) zu widersprechen, die beide in der Unteilbarkeit gewisser Bedürfnisse eine Einschränkung des 1. G. G. sehen. — Der „Genuss“ einer Segelpartie ist zweifellos, vom Befriedigungsmittel „Segelschiff“ aus betrachtet, unteilbar, und diese Tatsache kann für den Nationalökonom interessante Probleme mit sich bringen; nicht so für den Psychologen, der im Gesamtgenuss, den eine Segelpartie gewährt, eine Folge von zeitlich teilbaren Genussgraden erkennen darf, welche ohne Vornahme einer abstrahierenden Uebertreibung dem 1. G. G. gehorchen können.

jektiven Wohlfahrt (des Genussgrades), der einer bestimmten Dosis entspricht, in direkte Beziehung zu ihr gesetzt werden darf³². Ausserdem ist für die Aussen- und Umwelt des Menschen eine Erscheinung festzuhalten, die, wenn auch nicht besonders kompliziert, einer exakten Formulierung des 1. G. G. immer wieder Schwierigkeiten bereitet: Bleibt die Situation, in der sich der Geniessende befindet, während des Ablaufs des Genussaktes gleich und entspricht ein *ceteris paribus* in dieser Hinsicht der Realität³³?

Wir wissen, dass wir uns mit Aufzeichnung dieser Diskussionspunkte bereits auf jenem Boden befinden, auf dem meist nur lodrende Begeisterung oder tiefste Enttäuschung über die Bedeutung des 1. G. G. in unserer Wissenschaft gedeihen. Immerhin weiss die zahlreichere Gruppe moderner Nationalökonomien diesen Problemen und allen Verbesserungen des 1. G. G. gegenüber eine ruhige Gelassenheit zu wahren³⁴.

Nicht ausdrücklich möchten wir auf eine Reihe von Fragen zu sprechen kommen, welche die auf unseren Autor folgenden Theoretiker im Zusammenhang mit dem 1. G. G. gestellt und zu beantworten versucht haben; Fragen, die aber unseres Erachtens weit über die „psychologische“ Aussage Gossens hinausgehen und bereits das Problem der wirtschaftlichen Disposition über die Befriedigungsmittel zum Gegenstande der Untersuchung machen. Diese Formulierungen unterstellen dem 1. G. G. eine Aussagekraft, die wir darin nicht finden können, und die — sollte sie sich bei genauerer Untersuchung nicht bewahrheiten — kaum als Kritik an Gossens Satz herangezogen werden darf³⁵. —

³² Vgl. Knight, Das Wertproblem, S. 70.

³³ Ein Versuch, dafür ein Beispiel zu geben, findet sich bei Cuhel (a. a. O., S. 235).

³⁴ Vgl. Hutchison (a. a. O., S. 134), der mit vielen Modernen eine achtungsvolle Reserviertheit in diesem Punkte bewahrt.

³⁵ Unter diesen Diskussionspunkt fallen die Arbeiten jener Autoren, die das 1. G. G. für den Genussablauf über eine längere Zeitspanne hinaus wahr haben wollen. Ihnen gegenüber ist aber zu betonen, dass es eben nicht auf einen beliebigen Zeitabschnitt und die darin stattfindende Genussbereitung angewendet werden kann, sondern nur innerhalb eines kontinuierlichen, „ununterbrochen“ bereiteten Genusses. Seine Gültigkeit erstreckt sich nur auf einen Bedürfnisabschnitt, wie wir schon einmal nach Wiesers Terminologie argumentiert haben. Vgl. Schönfeld, Grenznutzen und Wirtschaftsrechnung, S. 143 ff. — Amonn (Wiesers „Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft“, in Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik, 53. Bd., 1925, S. 297) will dem Gesetz für die Verwendungsbegehren Gültigkeit belassen, bestreitet es aber für die Besitzbegehren (bei Cuhel: Verfügungsbegehren) und möchte damit seine Bedeutung für die ökonomische Theorie in Frage stellen. Auch Mises (Grundprobleme, S. 145) denkt nicht mehr an den Tatbestand, den Gossen mit seinem Gesetz umschreiben wollte, wenn er (Mises) behauptet, es gäbe ein 1. G. G. nicht-physiologischer Natur, welches nur von den Nationalökonomien abgeleitet worden sei (z. B. von Menger, Jevons und Walras) und das allein die Grundlage für die Werththeorie bilde.

Die graphische Darstellung des Gesetzes, wie sie Gossen mit seiner Figur 1³⁶ gibt (vgl. unsere Fig. 1, S. 17), verleitet zur Frage, *von welcher „Dimension“ der Genuss* sei. Wie Jevons später in seinem Hauptwerk, so erkennt auch Gossen ihn als zweidimensional³⁷. Beide Dimensionen, die auf der Abszissenachse abgetragene subjektive Zeit sowie die als Ordinaten eingezeichneten Genussintensitäten, bereiten uns hinsichtlich ihrer Messung bedeutende Schwierigkeiten. Vor allem muss darauf hingewiesen werden, dass sich die Genussintensitäten nicht in Einheiten zerlegen lassen, die untereinander objektiv vergleichbar wären.

Die Ordinaten dürfen also nicht als durch Masseinheiten messbare Strecken aufgefasst werden; sie bringen lediglich ein Bild des Mehr oder Weniger zum Ausdruck und sind nur in diesem Sinne repräsentativ. Gossen weiss, dass eine graphische Darstellung der wirklichen Verhältnisse die Messung der Genussgrade zur Voraussetzung hätte, ein Unternehmen, welches aber weder versucht worden noch auch gelungen sei³⁸. Wir verstehen ihn recht gut, wenn er das schwierige Thema sofort wieder verlässt mit der Begründung, dass zur Aufstellung ökonomischer Lehrsätze eine derartige Messung der Genussintensitäten nicht unbedingt nötig sei. Für die theoretische Untersuchung genüge es, den Verlauf der Genusskurven, dargestellt durch alle Ordinaten-Endpunkte, als einen negativen zu erkennen, und er veranschaulicht die verschiedenen Möglichkeiten mit seinen Figuren³⁹. Für den weiteren Gang seiner Arbeit nimmt er die Genussabnahme als gleichförmig abnehmenden Prozess an und gewinnt so als Bild für sein Gesetz das charakteristische Dreieck im ersten Quadranten eines rechtwinkligen Koordinatensystems: begrenzt einerseits durch die Abszisse, auf welcher der Zeitverlauf gemessen wird, dann durch die Ordinatenachse, welche die Genussintensitäten misst, und schliesslich durch den Verlauf der Genusskurve, die im Bilde Gossens meist eine Gerade ist.

Es ist hier der Ort, den von Gossen im Zusammenhang mit seinem ersten Gesetz angestellten Ueberlegungen in abgelegenere Gebiete nachzugehen, und, wenn ihrer auch bei der üblichen Erwähnung des Satzes nicht immer gedacht wird, auf ihre in mancher Hinsicht erwähnenswerte Bedeutung hinzuweisen. — Aus dem 1. G. G., vor allem aus seinem Nebensatz⁴⁰, ergibt sich nach Gossen eine gewisse Forderung an den Menschen — ein Postulat, dessen Fundierung allerdings bis zu einem gewissen Teil schon in seiner Weltanschauung begründet liegt. Der Gedanke — obschon er unseren ökonomischen Rahmen sprengt — muss aber aufgegriffen werden, handelt es sich doch bei unseren Ausführungen um eine Stellungnahme zum ganzen Gossenschen Werke. — Das 1. G. G. und seine Anerkennung verpflichtet die Ratio des Menschen zu bestimmtem Verhalten⁴¹; er hat es in der Hand, die Summe

³⁶ Gossen, S. 8.

³⁷ Vgl. Jevons, a. a. O., S. 28.

³⁸ Gossen, S. 8.

³⁹ Ebd., S. 9, Fig. 3 bis Fig. 5.

⁴⁰ Vgl. S. 14.

⁴¹ Wir führen den Gedanken absichtlich in der ethisch gehaltenen Diktion unseres Autors weiter!

seiner empfundenen Genüsse oder *den Lebensgenuss* — eine einheitliche Vorstellung erlebter Lust oder Bedürfnisbefriedigung — in begrenzter Zeit zu einem Maximum zu bringen. Gossen meint: „Bei jedem einzelnen Genuss gibt es eine Art und Weise zu geniessen, die hauptsächlich von der häufigeren oder minder häufigen Wiederholung des Genusses abhängt, durch welche die Summe des Genusses für den Menschen ein Grösstes wird. Ist dieses Grösste erreicht, so wird die Summe des Genusses sowohl durch eine häufigere, wie durch eine minder häufige Wiederholung vermindert“⁴². Diese Ueberlegung gehört unserer Meinung nach unbedingt zum 1. G. G. und seiner Ergänzung. Sie widerlegt die landläufige Ansicht, nach welcher Gossen, um der formalen Richtigkeit seines Satzes willen, die Realität des Menschen ganz aus den Augen verloren habe; sodann zeigt sie aber auch, dass er sein selbstgeschmiedetes theoretisches Werkzeug bei der Bearbeitung der Wirklichkeit wohl zu handhaben wusste. Was will nun der von uns zitierte Passus sagen? — Die Kenntnis des 1. G. G. bestimme hinreichend das wirtschaftliche Streben des Menschen und lasse seinem Verhalten ein vernünftiges Ziel erstehen. M. a. W.: Es existiert eine Bedingung, die zu erfüllen einer Lösung der wichtigsten Absicht menschlichen Bemühens gleichkomme — ein Bedingung, die den Wunsch, ein Grösstes an subjektivem Wohlbefinden oder positivem Lebensgefühl zu schaffen, in Erfüllung gehen lasse. Gossen gibt in diesem Satze die *Lösung einer psychischen Rechenaufgabe* — die *Auflösung des ökonomischen Kalküls*. Während im 1. G. G. und in seinem Nebensatz die Zeit einmal in der relativen Form subjektiver Einheiten im kontinuierlichen Ablauf des Genusses, das andere Mal in der „Pause“ zwischen den Bedürfnisabschnitten einzusetzen ist, tritt sie nun als konkrete, uns immer wieder bewusst werdende „Lebenszeit“, als begrenzte Periode, für die wir uns über unser Handeln im klaren sein müssen, auf. — Es ist die zu weite, begrifflich noch unbestimmte aber im Keime richtige Vorstellung einer Wirtschaftsperiode, die uns hier gegeben wird⁴³. Für die Dauer einer solchen Periode disponiert der Mensch über seine Mittel und Möglichkeiten und sieht sich vor das Problem einer Maximumaufgabe gestellt, deren Lösung ihm prinzipiell zugänglich ist, ausgerüstet mit der Kenntnis des ersten Gesetzes: „Wie nun bei jedem einzelnen Genuss das Geniessen einzurichten ist, um dieses Grösste zu erreichen, ist eine factische Frage. Ihre Beantwortung ist bedingt durch die nähere Bestimmung des Gesetzes über die Abnahme der Grösse, und diese wieder durch das wirkliche Messen der Genüsse“⁴⁴. Jede blinde Befriedigung der Bedürfnisse, jede unüberlegte Nachgiebigkeit gegenüber einem aufsteigenden Wunsch oder Verlangen stellt die Erreichung des *hedonistischen Zieles* in Frage. Weisheit und Einsicht entscheiden über ein glückliches Leben, und, wer diese Tugenden nicht hat oder sich nicht aneignen kann und will, vermag das eigentliche Lebensziel

⁴² Gossen, S. 11.

⁴³ „Zu weit“ ist diese Periode, weil sie einfach die unbestimmte und rechenmässig nicht leicht einzusetzende Lebensdauer in Berücksichtigung ziehen möchte; richtig aber an Gossens Gedanken ist, dass die wirtschaftlichen Entscheidungen vom Individuum über eine bestimmte Zeitspanne hinaus beurteilt werden müssen.

⁴⁴ Gossen, S. 12.

nie zu erreichen; für ihn ist die Gesetzmässigkeit, wie sie das 1. G. G. feststellt, eine belanglose, vielleicht sogar fragliche Tatsache. Der normale Mensch aber, glaubt Gossen, könne in der Richtung dieses vorgezeichneten hedonistischen Ideals Fortschritte machen; es werde ihm schliesslich gelingen, die Forderungen der Natur vernunftmässig erfüllen zu lernen und das Leben einer *rationalen Planung des Geniessens* zu unterwerfen. Wir sehen in dieser Ueberzeugung Gossens ein unwiderlegbares Indiz seines *aufklärerischen Optimismus*, durch den seine Weltanschauung bestimmt ist. Eine kurzsichtige, ungenaue Formulierung und oberflächliche Auffassung des Genussabnahmegesetzes könnte uns in eine hoffnungslose Hetze nach Genüssen stürzen, stellt Gossen fest: „Dass dieser Satz so oft verkannt wird, hat zu allen Zeiten eine ausserordentliche Menge Menschen für sie selbst in das möglichst grösste Unglück gestürzt, ihren Lebenszweck zu verfehlen. Es trifft dies am Häufigsten diejenigen, welche nach den bisherigen menschlichen Begriffen ganz besonders berufen schienen, den Höhepunkt menschlicher Glückseligkeit zu erreichen, die sogenannten Grossen der Erde“⁴⁵. Als auffallendstes Beispiel eines Verstoßes gegen diese Erkenntnis nennt Gossen Ludwig XV. Eine genaue Beobachtung der Wirklichkeit, wie sie das 1. G. G. gibt, führt das wahre Streben nach Glück zum Ziel⁴⁶. Zweifellos darf man aus der hier wiedergegebenen Einstellung Gossens zum Genuss gewisse *sozialethische Konsequenzen* ziehen (wir werden im 2. Teil unserer Arbeit eingehender darauf zu sprechen kommen), die man gewöhnlich in Abhandlungen über die Lehre Gossens nicht zu sehen bekommt⁴⁷.

⁴⁵ Ebd., S. 11.

⁴⁶ Unseres Erachtens ist die Beurteilung des Gossenschen Satzes und seiner Konsequenzen, wie auch der Gossenschen Weltanschauung durch Keilhau (Der Geltungsbereich der Grenzwertlehre, in: Weltwirtschaftliches Archiv, 33. Bd., 1931) nicht richtig und nicht schlüssig. Er schreibt: „Mit fast brutaler Offenheit enthüllt sich hier die Stimmung grauer Hoffnungslosigkeit, aus der die ganze Lehre (Gossens) entsprungen ist“ (S. 413). Oder: „...so dass nur ein fieberhaftes Jagen nach neuen Sensationen vielleicht noch einmal einen augenblicklichen Höhepunkt bringen könnte“ (S. 414). — „So wäre das ganze Leben ein unaufhörliches Sinken in immer tiefere Erschlaffung und immer schwächere Entwicklungsfähigkeit. Ist das nicht eine Lehre für Selbstmordkandidaten?“ (S. 414). Auch eine Zeichnung des Gossenschen Charakters kann bei solcher Interpretation natürlich nicht gelingen: „Kein Meister der Dichtkunst hat ein tieferes Bild der ‚romantischen Ironie‘ entworfen: der Forscher, der in seinen Träumen der Kopernikus der Genusslehre ist, aber die Kunst des Geniessens verlernt hat“ (S. 414).

⁴⁷ Das Streben nach Genuss ist kein Unbegrenztes, und damit auch das Streben des Einzelnen nach Genussmitteln (Befriedigungsmitteln) nicht unendlich. Hier zeigen sich Berührungsflächen der Gossenschen Lehre mit einem *sozialen Eudämonismus*. Wenn wir uns ein einziges Genussmittel als Ursache des menschlichen Gesamtglückes vorstellen würden, gäbe es also eine begrenzte — individuell allerdings recht verschiedene grosse — Menge dieses Mittels, die jedem Menschen ein Maximum an Totalgenuss gewähren würde. (Z. B. könnte die Verfügung über Geldeinheiten zur Beschaffung von Befriedigungsmitteln unter diesem Aspekt gesehen werden.) Eine unter derartigen Richtpunkten vorgenommene Verteilung der Mittel würde die Frage nach einem „gesellschaftlichen Maximum an subjektiver Wohlfahrt“ überflüssig machen. Vgl. dazu die von Edgeworth (Mathematical Psychics, S. 61 ff., vor allem 64-66) im Zusammenhang mit der Formulierung des Sättigungsgesetzes gegebenen *utilitaristischen Konsequenzen* für das Verteilungsproblem.

Das Problem der *Maximierung des Lebensgenusses* ist kompliziert und appelliert an den „ganzen“, den „philosophischen“ Menschen; es lässt keine nur-ökonomische Lösung zu. Wenn Gossen die Nutzenrechnung in den Genussgesetzen im weitesten Sinne in ihrer Bedeutung ausdehnt, dann zeigt er uns deutlich, wie tief wir mit der ökonomischen Fragestellung in einen Bereich allgemeinerer Wahrheiten einzudringen vermögen — einen Bereich allerdings, den wir, durch unsere ökonomische Brille besehen, längst nicht völlig zu überblicken imstande sind.

Diese erste, hier wiedergegebene Formel der Maximumbedingung des Geniessens ist in Gossens Werk der *Primus* von drei Lehrsätzen, welche das *rationale Handeln des Menschen* im hedonistischen Sinne bestimmen sollen. Während sich dieser erste und der dritte Satz als eigentlich meta-ökonomische Postulate zu erkennen geben, ist der zweite für die Nationalökonomie von grösserem Interesse. (Es handelt sich um das im folgenden Abschnitt zu besprechende zweite Gossensche Gesetz.) Auf alle Fälle dürfen die drei Sätze — auch wenn sie Gossen in geschlossener Reihenfolge und Numerierung gibt — in einer ökonomischen Arbeit nicht einfach nebeneinander gestellt werden. Wir nehmen hier aus diesem Grunde den dritten Satz, der für unsere Wissenschaft von sekundärer Bedeutung ist, voraus, damit wir die späteren Ausführungen durch nicht-ökonomische Details nicht mehr zu belasten brauchen.

„Die Möglichkeit, die Summe des Lebensgenusses zu vergrössern, wird unter den noch vorhandenen Umständen dem Menschen jedesmal dann gegeben, wenn es gelingt, einen neuen Genuss, sei dieser auch an und für sich noch so klein, zu entdecken, oder irgend einen bereits bekannten durch die Ausbildung seiner selbst, oder durch Einwirkung auf die Aussenwelt zu steigern“⁴⁸. Bis zu einem gewissen Grade schliesst dieser dritte Satz eine Ergänzung des 1. G. G. in sich, indem er die Veränderlichkeit des Subjekts erkennt und die von uns erwähnte Eigenheit der „Genussbedürfnisse“ antönt⁴⁹. Beide Sätze zeichnen sich dadurch aus, dass sie eine Antwort auf die Frage nach dem absoluten Maximum an Gesamtgenuss geben wollen und die Bedingungen umschreiben, unter denen dieses erreicht werden kann. Der zweite Satz, den wir im folgenden behandeln werden, beschäftigt sich dagegen nur mit dem Problem der Erreichung eines relativen Maximums, d. h. er umschreibt die Verhältnisse, die der geniessende Mensch antrifft, wenn er die verschiedenen zur Bereitung reifen Teilgenüsse gegeneinander abwägen und sich in der Reihenfolge der Befriedigung praktisch entscheiden muss⁵⁰. —

Als Abschluss dieses Abschnittes über das 1. G. G. möchten wir noch einige Ergänzungen zur ökonomischen Diskussion anbringen. Das Gesetz macht eine Aussage über den Ablauf der Intensitätsstufen eines Gefühls, welches das Subjekt auf eine eindeutige Ursache zurückzuführen vermag. Dieser Ursache gegenüber nimmt das Individuum eine bewusste Einstellung ein, indem sie

⁴⁸ Gossen, S. 21.

⁴⁹ Vgl. S. 18.

⁵⁰ Stark (The Ideal Foundations, S. 154) stellt die drei Sätze nebeneinander, ohne die grössere Bedeutung des zweiten in der Nationalökonomie zu erwähnen.

als Quelle der Lust, des Genusses z. B. positiv beurteilt wird. So gesehen ist das Gesetz Ausdruck eines psychischen Ablaufs.

Der Wirtschaftstheoretiker versucht nun die Formel, festgestellt am psychischen Tatbestand (die Betonung liegt auf dem Gefühlsablauf des Subjekts), vor allem in ihrer Aussage über die Ursache des Gefühls zu unterstreichen (der Akzent liegt jetzt auf Seite des Objekts), um dadurch dem Verhalten des Individuums gegenüber der „Ursache“ erklärend beikommen zu können. Hierin liegt das Interesse des Wirtschaftstheoretikers. Die Ursache des Gefühls — wir haben sie Befriedigungsmittel genannt (in Gossens Formulierung ausgedrückt durch die Zeiteinheit) — wird nun in direkte Beziehung gesetzt zum Gefühl selbst, das in seiner Intensität bei variierender Menge des Befriedigungsmittels wechselt. Sprachlich kommt diese Aberration in der Betrachtung dadurch zum Ausdruck, dass wir nicht mehr vom Gefühl selbst, von der Lust, vom Genusse sprechen, sondern vom Bedürfnis nach dem Befriedigungsmittel und dabei annehmen — sicher eine Vereinfachung des wirklichen psychischen Tatbestandes —, dass es den gleichen oder wenigstens verhältnismässigen Intensitätsgraden entspricht wie das bezügliche Gefühl selbst⁵¹. Das erste Gossensche Gesetz wird somit, in der neuen Terminologie gefasst, zum *Gesetz der Bedürfnisabnahme* (im Hinblick auf die Befriedigungsmittel, auf die das Bedürfnis gerichtet ist) oder zum *Gesetz der zunehmenden Sättigung*⁵². Die meisten Theoretiker haben eine ähnliche Transformation des 1. G. G. ohne besondere Diskussion vorgenommen und dann erst dieser veränderten Gestalt des Satzes ökonomische Relevanz zuerkannt. Das Bedürfnis und seine Intensitätsstufen werden somit Endpunkt des wissenschaftlichen Regresses des Nationalökonomen und zugleich bildet es die Berührungsfläche mit der Psychologie. Es mag schon sein, dass auch Gossen bei der Aufstellung seines Genussgesetzes eher an die Tatsache des abnehmenden Bedürfnisses dachte⁵³, was in den Augen des Ökonomen immerhin seine Position als Hedonist um Einiges mildern würde⁵⁴. Bei den modernen Schriftstellern ist denn auch das Bedürfnis Ausgangspunkt und Datum der ökonomischen Analyse und es gilt für dieses eine Gesetzmässigkeit analog derjenigen des 1. G.

⁵¹ Vgl. Pantaleoni, a. a. O., S. 45 u. 46.

⁵² Wiesers Fassung (Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, S. 24): „Bei jedem teilbaren Bedürfnis wird innerhalb jedes Bedürfnisabschnittes der mit der ersten Verwendungseinheit vorzunehmende Bedürfnisakt mit der höchsten Intensität begehrt, jede Verwendung weiterer Einheiten derselben Art wird mit abnehmender Intensität begehrt, bis der Sättigungspunkt erreicht ist; darüber hinaus schlägt das Begehren in Widerwillen um“. (Vgl. auch S. 22 u. 25.)

⁵³ So verwendet Hayek (Vorwort, S. XVII) in seiner Einleitung die Begriffe „Genuss“ und „Bedürfnis“ nebeneinander.

⁵⁴ Vgl. Pantaleoni (a. a. O., S. 39 ff.), der in seinem 3. Kapitel „On Wants“ die Grenzziehung zwischen den hedonistischen Erklärungselementen und dem Bedürfnisbegriff versucht. Ebenso Bilimovič, Die Preis- und Wertlehre, S. 97; derselbe, Zur Frage der Bewertung der wirtschaftlichen Güter, in Zeitschrift f. Volkswirtschaft, Sozialpolitik u. Verwaltung, 20. Bd., 1911, S. 624, 627. Mayer (Bedürfnis, S. 455 u. 456) glaubt mit der Transformation des Gesetzes im oben dargelegten Sinne eine Entkräftung des Vorwurfes der „überwundenen hedonistischen Ethik“ in der Wirtschaftstheorie vorgenommen zu haben.

G.⁵⁵ Die *verschiedenen Intensitätsgrade der Bedürfnisse* sind ihrer Stärke nach *vergleichbar*⁵⁶ und können geordnet werden, d. h. in einer *Skala* zusammengefasst werden⁵⁷. Das Ergebnis ist ein geschlossenes *Bedürfnissystem* eines jeden Individuums, welchem man für das Handeln des betreffenden Menschen ausschlaggebende Bedeutung beimessen darf⁵⁸.

Noch einer Komplikation muss hier gedacht werden. Von Bedürfnis sprechen wir nur — wie bereits erwähnt — im Hinblick auf ein Befriedigungsmittel, auf das wir Einfluss nehmen können, indem wir uns gegenüber ihm entsprechend verhalten. Den Intensitätsgrad des Bedürfnisses übertragen wir dabei auf die ihm zugeordneten Befriedigungsmiteleinheiten, und stellen fest — wir nehmen auch hier wieder eine Vereinfachung vor —, dass Bedürfnisgrad und Drang nach dem Genussmittel verhältnismässig sind. Der Nationalökonom benennt diese Grösse, die der Befriedigungsmiteleinheit aus ihrer Beziehung zum Individuum entspringt, deren Nutzen⁵⁹. Die Bedeutung

⁵⁵ Vgl. Böhm-Bawerk, *Positive Theorie*, 1. Bd., S. 180; Sulzer, *Die wirtschaftlichen Grundgesetze*, Zürich 1895, S. 54, 90; Tiburtius, a. a. O., S. 781: „Die menschliche Wirtschaft ist die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, durch deren Inhalt und Stärke sie bestimmt wird. Jede Untersuchung über die Gesetze der Wirtschaft setzt daher eine richtige Würdigung der Bedürfnisse voraus“. Pigou (*The Economics of Welfare*, London 1924, S. 23) verwendet den englischen Terminus „desiredness“. Weddigen, a. a. O., S. 123; Francke, *Neue Erörterungen und Auseinandersetzungen über die Wertlehre*, Diss. Köln, 1934, S. 12 ff.

⁵⁶ Vgl. Bilimovič, *Die Preis- und Wertlehre*, S. 99. Er weist darauf hin, dass mit skalierten Grössen keine algebraischen und arithmetischen Operationen ausgeführt werden können. Liefmann (*Zur psychischen Wirtschaftstheorie*, S. 283) sieht eine Schwierigkeit darin, dass in diese Skalen auch durch die Erfahrung gegebene, vorgestellte Bedürfnisse aufgenommen werden müssen.

⁵⁷ Mayer, a. a. O., S. 452 u. 453; Haydt, *Die ökonomische Zurechnung*, Leipzig u. Wien 1931, S. 7.

⁵⁸ Vgl. dazu die Kontroverse Mises-Morgenstern, in welcher Mises den Standpunkt vertritt, dass die Bedürfnisse nicht über das Handeln gestellt werden dürften, da wir sie ja nur aus dem Verhalten selbst erkennen könnten. Morgenstern dagegen stellt fest, dass Bedürfnisse und Handeln auseinanderfallen können; die anderen wirtschaftlichen Subjekte erkennen wir allerdings nur in ihrem Handeln, und daraus auf ihre Bedürfnisse zurückschliessen zu wollen, ist also nicht unbedingt angängig. Vgl. Mises, *Grundprobleme*, S. 77 u. 140; Morgenstern, *Das Zeitmoment in der Wertlehre*, in *Zeitschrift f. Nationalökonomie*, 5. Bd., 1934, S. 435 und 456.

⁵⁹ Vgl. Jevons, a. a. O., S. 42 mit seinem Hinweis auf Senior; an anderer Stelle bindet Jevons (ebd., S. 37) den Nutzen des Befriedigungsmittels direkt an die Gefühle. Wieser (*Theorie d. gesellschaftl. Wirtschaft*, S. 20) definiert ihn als „Zustand erreichter Bedürfnisbefriedigung“. Vgl. auch Dupuit, *De l'influence des péages sur l'utilité des voies de communication*, in *Écrits choisis*, 1934, S. 104; Knight, *Bemerkungen über Nutzen und Kosten*, *Zeitschrift f. Nationalökonomie*, 6. Bd., 1935, S. 30; Bilimovič (a. a. O., S. 105) glaubt den Begriff des Nutzens als eine überflüssige Verdoppelung des Begriffs der Bedürfnisintensität ansehen zu dürfen. Voigt (*Werturteil, Wertbegriff, Werttheorie*, in *Zeitschrift f. d. gesamte Staatswissenschaft*, 84. Bd., 1928, S. 555) schreibt: „Dem Mangel an solchen Gütern (Konsumgüter) entspringen Bedürfnisse, deren Befriedigung der Nutzen dieser Güter ist. Je grösser dieser Nutzen ist, desto höher ist ihr pragmatischer Wert. Dieser wird gemessen an der Grösse des Bedürfnisses oder des Begehrens nach den Gütern. Da diese Grade des Begehrens psychologisch vergleichbar sind, sind es auch die Genusswerte (Nutzen) dieser Güter“.

der Konzeption des Nutzens blieb in der ökonomischen Theorie lange unbestritten; in den vergangenen 50 Jahren verbreitete sich jedoch in den forschenden Kreisen die Meinung, dass man auch ohne den Ausgangspunkt „Bedürfnis“ und den mit ihm gekoppelten „Nutzen“ die Grundbegriffe der Wirtschaftswissenschaft fundieren könne. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die ökonomische Forschungsarbeit, welche dahin tendierte, die Nutzen-erwägungen für die Theorie als irrelevant nachzuweisen, einige bedeutsame Ergebnisse zeitigte, indem gewisse Beziehungszusammenhänge zwischen ökonomischen Grössen genauer erkannt wurden und eine Reihe von neuen Begriffen entstand, die der ökonomischen Wert-, vor allem aber der Preistheorie als letzte Erklärungselemente des menschlichen Verhaltens genügten. Die alte von Gossen gegebene Form des 1. G. G. mit ihren psychologischen Bestandteilen „Bedürfnis“, „Genuss“ und auch „Nutzen“ wurde durch eine Weiterentwicklung, die von Paretos Indifferenzkurven ausging, in der ökonomischen Analyse entbehrlich gemacht. Es wird heute betont, dass man in der Preistheorie der Krücke des 1. G. G. nicht mehr bedürfe und dass über das wirtschaftliche Verhalten des Menschen ausgesagt werden könne, ohne die Nutzenerwägungen des Individuums und deren Rationalität in Berücksichtigung ziehen zu müssen. Zweifellos gab diese neueste Entwicklung der Nationalökonomie erst das Prädikat einer in ihren Grundlagen geschlossenen Wissenschaft, die unabhängig von anderen Disziplinen mit selbständigen Methoden zu eigenen nur-ökonomischen Erkenntnissen gelangen konnte.

Die in unserem Abschnitt über das 1. G. G. sowie über die durch dieses Gesetz in die Oekonomie eingeführten Probleme gemachten Ausführungen gehören im ganzen gesehen bereits der Dogmengeschichte unserer Wissenschaft an. Alle diese Fragen sind durch die Nationalökonomie nach 1930 liquidiert worden. Das logisch einwandfreie Gesetz der Grenzrate der Substitution⁶⁰ ersetzt das 1. G. G.; es ist ausserdem ein Werkzeug von grösserer Brauchbarkeit und Anschaulichkeit in der Preistheorie. Unsere Darlegung versuchte nur zu zeigen, wie vorteilhaft die Gesetzmässigkeit des 1. G. G. für einige Jahrzehnte in der ökonomischen Theorie verwendet werden konnte, indem sie eine Metamorphose durchmachte zum Gesetz der Abnahme der Bedürfnisintensität und letztlich zum Satz des abnehmenden Nutzens der Befriedigungsmittel, um heute einer logischen Formel nur-ökonomischer Prägung Platz zu machen. Aus Gossens Werk ist immerhin ersichtlich, wie auch mit einem vom heutigen Standpunkt aus gesehen überholten theoretischen Apparat einige grundlegende Erkenntnisse erlangt werden konnten.

⁶⁰ Vgl. Stackelberg, Grundlagen der theoretischen Volkswirtschaftslehre, Bern 1948, S. 112 ff.; derselbe, Entwicklungsstufen, S. 4 ff. Stackelbergs Arbeit basiert hauptsächlich auf jener von Hicks (A Reconsideration of the Theory of Value, in: *Economica*, N. S., 1. Bd., 1934, mit mathematischem Anhang von Allen; Value and Capital, London 1939), der neben anderen Forschern die kurz erwähnte Wendung in der theoretischen Nationalökonomie herbeigeführt hatte.

II. Das zweite Gossensche Gesetz

„Der Mensch, dem die Wahl zwischen mehreren Genüssen frei steht, dessen Zeit aber nicht ausreicht, alle vollaus sich zu bereiten, muss, wie verschieden auch die absolute Grösse der einzelnen Genüsse sein mag, um die Summe seines Genusses zum Grössten zu bringen, bevor er auch nur den grössten sich vollaus bereitet, sie alle theilweise bereiten, . . .“¹. Eine zeitlose, paradiesische Existenz des Menschen würde diesen Satz nicht rechtfertigen, da sie ja keinerlei Beschränkung der Mittel kennen würde. Die Lebensumstände in der Wirklichkeit sind aber von diesen paradiesischen gerade dadurch unterschieden, als sie im Endlichen ihr Auslangen finden müssen und nur begrenzte Genussmöglichkeiten kennen. M. a. W.: *Die Knappheit der dem Menschen zur Verfügung stehenden Mittel* (bei Gossen die Zeit, die zum Genusse vorhanden) veranlasst die Frage nach der besten Verwendung dieser Mittel — nach der Maximierung des mit bestimmten Mitteln erreichbaren Gesamtgenusses. Mit diesem Satz Gossens ist der eigentlich ökonomische Gedankenkreis angeschnitten worden, der uns hier im *Prinzip des Haushaltens* in seiner weitesten Form klargemacht wird. Die Voraussetzungen, die gemacht werden müssen, um diesem Prinzip Gültigkeit zu verschaffen, sind bedeutende: Die *Vielfalt der Genussregungen* muss dem Menschen bewusst sein (und natürlich auch die Vielfalt der Verwendbarkeit und die Knappheit der menschlichen Mittel!); der *Verlauf der einzelnen Genussregung* (die Form der Genusskurve) — wenigstens im kritischen Abschnitt, über den disponiert werden sollte — muss bekannt sein, und der Mensch muss den *Willen zur ökonomischen Ueberlegung besitzen* — er muss rechnend und berechnend in den Ablauf seiner Begehren einzugreifen bereit sein. Erfüllt der Geniessende diese Voraussetzungen, so sollte die Verteilung der Mittel auf die einzelnen Genussregungen in der Weise vorgenommen werden, „dass die Grösse eines jeden Genusses (Genussgrad) in dem Augenblick, in welchem seine Bereitung abgebrochen wird, bei allen noch die gleiche bleibt“². (Die beiden angeführten Zitate bilden in Gossens Buch einen Satz, der in der ökonomischen Literatur als das *zweite Gossensche Gesetz* bekannt ist³.)

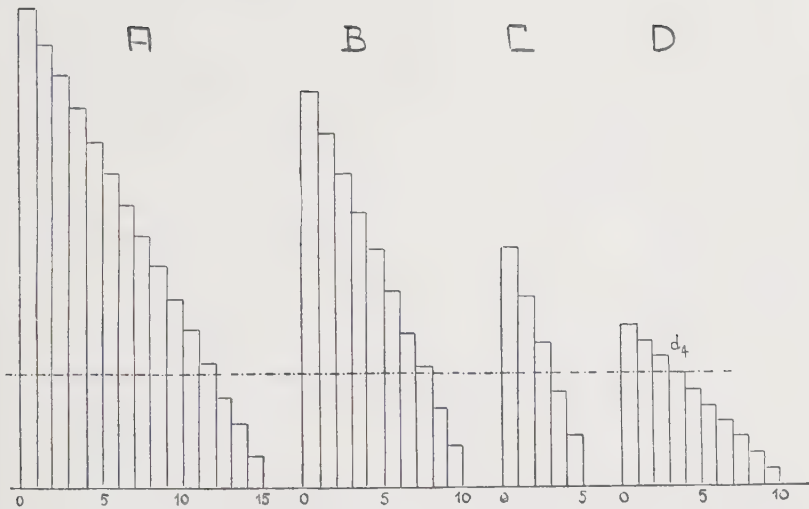
Eine Beweisführung zugunsten des 2. G. G. ist ein Leichtes und es bestehen in dieser Beziehung verschiedene Möglichkeiten, vor allem jene mit Hilfe eines mathematischen Apparates. Wir wollen uns hier ganz einfach ausdrücken. Ein Zeitraum von 27 gleichen Zeiteinheiten stehe zur Verfügung; dem disponierenden Menschen seien aber 4 Genussarten (A, B, C, D) bewusst, die zu ihrer völligen Bereitung, d. h. bis zur Sättigung der Begehren 40 Zeiteinheiten beanspruchen würden. Das geniessende Individuum, das willens ist, sich mit seinen 27 Zeiteinheiten ein Maximum an Genuss zu verschaffen, wird in diesem Falle vernünftigerweise die ihm zur Verfügung stehenden Zeiteinheiten zur Befriedigung der grössten Genussintensitäten verwenden — beim relativ stärksten Genussgrad beginnend zu immer schwächeren fort-

¹ Gossen, S. 12.

² Ebd., S. 12.

³ Wir erlauben uns in unserem Text in der Folge die Kürzung: 2. G. G.

Fig. 3



schreiten. Man kann leicht erkennen (vgl. unsere Figur 3), dass das Individuum, soll es über die 27. Zeiteinheit disponieren, diese jener Genussregung (D) zuführen wird, wo die resultierende Genussintensität (d_4), verglichen mit allen anderen Möglichkeiten, die stärkste ist. Dies setzt voraus, dass die anderen Genussarten (A, B, C) bis an das Niveau von d_4 heran bereitet worden sind; ansonst wäre es vorteilhafter, diese 27. Zeiteinheit einem Genuss zu widmen, der noch einen grösseren Genussgrad zulässt. Die Bedingung, dass gerade d_4 mit der 27. Einheit befriedigt wird, ist die folgende:

$$\begin{aligned} &= \\ \text{und } d_4 &< a_{12}, b_8, c_8 \\ &= \\ d_4 &> a_{13}, b_9, c_4. \end{aligned}$$

Diese Bedingungen sind nach unserer Graphik erfüllt und deshalb ist der Entscheid in der Zuweisung der 27. Zeiteinheit unseren „Genusskurven“ entsprechend richtig. — Damit ist aber nicht behauptet, dass $a_{12} = b_8 = c_8$, was ja immerhin der Fall sein könnte. In unserem Beispiel würde dann die Zuweisung der 24. bis 27. Zeiteinheit dem Individuum einige Schwierigkeiten bereiten, da alle drei Genussarten in ihrer Beurteilung indifferent gedeutet würden. In Tat und Wahrheit handelt es sich in solchen Fällen meist eher um theoretische denn um praktische Schwierigkeiten, und man darf wohl sagen, dass die Situationen, die Buridans Esel zum Verhängnis wurden, für den handelnden Menschen glücklicherweise eine Seltenheit darstellen. Was unsere Bedingungen aber deutlich zum Ausdruck bringen, ist das 2. G. G.: a_{13} , b_9 und c_4 sind, ihrer Intensität nach verglichen, nur durch d_4 von a_{12} ,

b_8 und c_3 getrennt; m. a. W. diese letzteren Intensitätsgrade sind also grössmässig bis an d_4 herangeführt worden und man könnte deshalb die Feststellung wagen, dass sich a_{12} , b_8 , c_3 und d_4 auf einem relativen Niveau der Genussintensitäten befinden. Das Prädikat „relativ“ soll dem Tatbestand des stufenweisen Absinkens der Genussgrade Rechnung tragen. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet sind auch die Bezeichnungen „Gesetz des Grenznutzenniveaus“ und „Gesetz des Ausgleichs der Genussgrade, Genussintensitäten oder Grenzgenüsse“ zutreffende Namen für 2. G. G. ⁴.

Wir versuchen mit unserer Auslegung des 2. G. G. Stellung zu nehmen zu jener langdauernden Auseinandersetzung zwischen der Grenznutzenschule österreichischer Prägung und derjenigen der Lausanner und angelsächsischen Richtung. Ein Hauptpunkt in besagter Diskussion war die Frage nach der Teilbarkeit der Bedürfnisse und der Güter ⁵, die von der einen Gruppe dahin ausgedeutet wurde, dass die Unteilbarkeit die Bedeutung des Satzes stark herabsetze und eine Aufgabe desselben nahelege ⁶. Eine Entscheidung in diesem Punkte betrachten wir als eine Ermessensfrage und jede konsequente Lösung erscheint bei genauerer Betrachtung wissenschaftlich unhaltbar. Die Anhänger des 2. G. G. haben das ökonomische Problem der Teilbarkeit nie bestritten; mit gewissen Ergänzungen ist es ihnen denn auch gelungen, einen recht weiten Begriff der wirtschaftlichen Teilbarkeit zu fassen. Ein Beispiel sorgfältiger Ueberlegung in dieser Sache gibt Wicksteed, der als objektives Hindernis des 2. G. G. die *technische Unteilbarkeit* und die *Dauerhaftigkeit der Befriedigungsmittel* als einen Fall behandelt und diesen durch die *Miete* theoretisch gelöst erachtet ⁷. Man wird mit der Behauptung kaum fehlgehen, dass die gemässigte Mitte der realistischen Anhänger und der undogmatischen Gegner dem 2. G. G. seine Bedeutung als Tendenz im wirtschaftlichen Handeln belassen ⁸.

Von seiten erbitterter Ablehnung wird oft behauptet, dass es keinerlei Vorstellung eines Niveaus sämtlicher Befriedigungen gäbe und dass die Tatsache gegenseitiger Abhängigkeit sämtlicher Bedürfnisse jede nur annähernd schlüssige Fassung des 2. G. G. aus realistischen Erwägungen heraus verunmögliche. An Stelle des Gossenschen Satzes rückt bei diesen Theoretikern das „Gesetz nach wirtschaftlicher Verwendung knapper Mittel“, welches fordert, dass die zur Verwendung gelangende Mitteleinheit unter allen möglichen Bedürfnissen dem dringlichsten zugeführt werde ⁹. Neuestens wird von diesen

⁴ Vgl. Gossens Fig. 6 auf S. 13 seines Werkes; Sulzer, a. a. O., S. 118.

⁵ Vgl. S. 21.

⁶ Bilimovič, Zur Preis- und Wertlehre, S. 101; Rosenstein-Rodan, Art. „Grenznutzen“, in Handwörterbuch d. Staatswissenschaften, 4. Bd., 4. Aufl., 1927, S. 1203 ff.

⁷ Wicksteed, The Common Sense, S. 96-108; Pantaleoni, a. a. O., S. 32-36; Morgenstern, a. a. O., S. 453.

⁸ Vgl. dazu Wicksteed, a. a. O., S. 68; Kellenberger, Kritische Beleuchtung der modernen Wert- und Preistheorie, in Zeitschrift f. d. gesamte Staatswissenschaft, 68. Bd., 1912, S. 436 ff.; Mast, Warum Kausalforschung in der Wirtschaftstheorie?, in: Zeitschrift f. Nationalökonomie, 10. Bd., 1944, S. 603.

⁹ Engländer, Wertlehre, in: Die Wirtschaftstheorie d. Gegenwart, 2. Bd., Wien 1932, S. 8; Mayer, Bedürfnis, S. 453 und 454.

Gegnern immerhin die Möglichkeit zugestanden, dass bei typisch komplexen-tären Bedürfnissen eine gewisse Erscheinung im Sinne des 2. G. G. erkennbar sei; so könne man von einem Ausgleich der Grenzbefriedigungen z. B. in den verschiedenen Bedürfnisgattungen (verglichen gegeneinander) sprechen¹⁰.

Der grössere Teil der Argumente gegen das 2. G. G. ist das Ergebnis einer theoretisch zugespitzten Stellungnahme zum Problem. So ist die Behauptung, wonach das 2. G. G. die *Bedürfnisse auf einen Zeitpunkt synchronisiere*, nicht zutreffend. Nicht die Bedürfnisse werden synchronisiert (ein Vorwurf, auf den vermutlich seiner Naivität wegen von den Verfechtern des Gossenschen Satzes nie ernsthaft erwidert wurde!), sondern die subjektiven Vorstellungen, die das wirtschaftende Individuum von den verschiedenen Nutzen-graden — bedingt durch die Verfügung über bestimmte Mittel in bestimmten Augenblicken — hat, werden auf einen Zeitpunkt projiziert¹¹. Das 2. G. G. gibt ein *Endergebnis der Kalkulation des wirtschaftenden Menschen* wieder — was unseres Erachtens kein Grund gegen die Gültigkeit des Satzes impliziert — und kann deshalb, gerade im Hinblick auf den Preisbildungsprozess, keine „letzte“ Lösung geben: Das Gesetz *umschreibt lediglich eine individuelle Gleichgewichtsposition*¹².

Die Zahl derer, die das Gesetz anerkennen, ist gross; hingewiesen werden muss allerdings auf die Tatsache, dass von der ursprünglichen, einfachen Gossenschen Form des Satzes abgegangen wurde. Die bei unserem Autor gegebene Befriedigungsmiteleinheit, die Zeiteinheit, war als knappe Aufwand-grösse nicht leicht zu umschreiben und entsprach nur entfernt der wirtschaftlichen Realität. Eine Korrektur wurde vorgenommen, indem die Kauf- und Geldeinheit in das 2. G. G. eingeführt wurde. Der Umformung des Satzes zu: *die auf verschiedene Bedürfnisse eingesetzten marginalen Geldeinheiten beschaffen gleiche Nutzen* blieb der Vorwurf zu grosser Abstraktion nicht erspart, was unseres Erachtens weit eher auf das daraus abgeleitete „Gesetz des Ausgleichs der gewogenen Grenznutzen“ zutrifft. Beide modernen Formen sind aber im Grunde genommen nach Gehalt und Bedeutung dem 2. G. G. gleich und dokumentieren eindrucklich die Fruchtbarkeit des Gossenschen theoretischen Nachlasses für die folgenden nationalökonomischen Generationen¹³. —

¹⁰ Mahr, Das Gesetz vom Grenznutzenniveau im Lichte der Kritik, in: Zeitschrift f. Nationalökonomie, 12. Bd., 1949, S. 342.

¹¹ Mayer, Der Erkenntniswert der funktionellen Preistheorien, in: Die Wirtschaftstheorie d. Gegenwart, 2. Bd., Wien 1932, S. 173; Mast, a. a. O., S. 607; Illy, Grundprobleme der Preistheorie, in: Zeitschrift f. Nationalökonomie, 12. Bd., 1949, S. 305.

¹² Illy, a. a. O., S. 313, 314; Schönfeld, Grenznutzen und Wirtschaftsrechnung, S. 205; Sulzer, a. a. O., S. 341, 342.

¹³ Vgl. Neubauer, a. a. O., S. 749, wo sich eine Liste der das 2. G. G. postulierenden Theoretiker findet. So z. B. Marshall, Principles of Economics, London 1898, S. 192, 193; Jevons, a. a. O., S. 95; Wicksteed, a. a. O., S. 68, 76, 86, 92; Wicksell, Ueber Wert, Kapital und Rente, Jena 1893, S. 29-33; derselbe, Vorlesungen über Nationalökonomie auf Grundlage des Marginalprinzips, 1. Bd., Jena 1913, S. 104; Walras, Éléments d'économie politique pure, Lausanne 1900, S. 82, 101; Pareto, Cours d'économie politique, 1. Bd., Lausanne

Vor die Frage gestellt, ob das 2. G. G. (in Gossens Fassung) bereits einer eigentlich ökonomischen „Wahrheit“ Ausdruck verleihe, könnte — verglichen mit der ähnlich geführten Diskussion beim 1. G. G. — eine bejahende Antwort scheinbar leicht abgegeben werden. Dies wäre aber unserer Meinung nach ein übereiltes Verdikt; jede Eingliederung des Satzes in die theoretische Nationalökonomie aus Gründen formaler Analogie ist genau zu prüfen. Wir neigen der Auffassung zu, dass das Gesetz in der ihm von Gossen ursprünglich gegebenen Form nicht völlig der ökonomischen Analyse angehört; vielmehr liegt es erst am Wege zur Statuierung einer ökonomischen Grundtatsache — am Wege, den die auf Gossen aufbauenden Theoretiker gegangen sind.

Die logische Richtigkeit des 2. G. G. kann ernsthaft, unter Berücksichtigung der vereinfachenden Annahmen und der Voraussetzungen, nicht angezweifelt werden. Eine unvoreingenommene Beurteilung des 2. G. G. und der daraus abgeleiteten modernen ökonomischen Sätze wird immer zugeben müssen, dass sich die Kritik ganz auf die, wie man behauptet, der „Wirklichkeit Gewalt antuenden“ Annahmen zu beschränken hat. Um den Satz in den eigentlich ökonomischen Betrachtungskreis zu integrieren, muss er wie das 1. G. G.¹⁴ einer begrifflichen Modifikation unterworfen werden. Die Formulierungen: „Die verschiedenen Bedürfnisse müssen derart zur Befriedigung gelangen, dass die Intensitätsgrade in jedem Punkt fortschreitender Sättigung überall gleich wären“, oder „kein Bedürfnis gelange zur Befriedigung, bevor nicht alle diejenigen grösserer Dringlichkeit Berücksichtigung erfahren haben“, würden in ökonomisch geprägter Terminologie zu: „Die Befriedigungsmittel müssen derart auf die verschiedenen Bedürfnisse verteilt werden (Voraussetzung ist ein einheitliches Mittel!), dass kein Nutzengrad zugelassen wird, solange noch solche grösserer Intensität möglich sind“; oder im Sinne Gossens: „Die Nutzengrade der Befriedigungsmittel müssen bei allen vom Wirtschaftler vorgenommenen Verwendungsweisen gleich sein“¹⁵.

1896, S. 21 ff.; Barone, Grundzüge der theoretischen Nationalökonomie, Bonn 1927, S. 19; Boninsegni, Manuel élémentaire d'économie politique, Lausanne 1930, S. 15, 20; Perroux, a. a. O., S. 89; Bilimovič, Zur Frage der Bewertung, S. 635; Bortkiewicz, Der subjektive Geldwert, in: Jahrbuch f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 44. Bd., 1920, S. 157 ff., 186, 187; Liefmann, Zur psychischen Wirtschaftstheorie, S. 277; Sulzer, a. a. O., S. 341, 342; Schumpeter, Wesen u. Hauptinhalt, S. 131; Stackelberg, Grundlagen, S. 122 ff. In der einfachen Gossenschen Form findet sich das Gesetz bei Pantaleoni (a. a. O., S. 32-36) und bei Pareto (a. a. O., S. 22) für den Fall des Naturaltausches. Vgl. auch Bousquet, Institutes, S. 54 ff., 220; Mises, Grundprobleme, S. 92; Kaulla, Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorien, Tübingen 1906, S. 236; Böhm-Bawerk, Grundzüge der Theorie des wirtschaftlichen Güterwertes, Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik, 46. Bd., 1886 (zitiert nach Neudruck, London 1932, S. 68).

¹⁴ Vgl. S. 27 ff.

¹⁵ In Ergänzung des Gesagten möchten wir einen Gedanken zum 2. G. G. darlegen — gleichsam zur Illustration unserer Feststellung, dass Gossens Satz in der ursprünglichen Form nicht nur ökonomischen Gehalt besitzt, sondern für einen *hedonistischen Lebenskalkül* einige Bedeutung haben kann: Wir gehen von der Frage aus, ob die von Gossen in seinen Satz aufgenommene Bedingung (Gossen, S. 12)

Im Anschluss an seine literarische und graphische Darstellung des Maximumgesetzes, stellt Gossen seine Grössen in rechnerischen Beziehungen zusammen, wozu er sie algebraisch benennt. Wir haben bereits erwähnt, dass die Voraussetzungen, die Gossen für den Verlauf der Genusskurven gemacht hat,

Fig. 4



„... ,dessen Zeit aber nicht ausreicht, alle (Genüsse) vollaus sich zu bereiten,...“ für die Abfassung eines Maximumgesetzes überhaupt notwendig ist. (D. h. die Forderung, in allen Genüssen ein gleiches Niveau der Befriedigung zu erreichen, würde nur relevant, wenn die Befriedigungsmittel beschränkt vorhanden wären.) Wir glauben nicht an die Notwendigkeit dieser Bedingung. Auch wenn die dem Menschen zur Verfügung stehenden Mittel (bei Gossen: die Zeit) nicht beschränkt wären in ihrer Menge, würde eine fortwährende Berücksichtigung des Postulates vom Ausgleich der Genussintensitäten vorteilhaft für den Konsumenten sein. Warum dies? Wir erkennen, dass die bei Befriedigung des Begehrens auftretende Lust, die wir als Genuss bezeichnet haben, die Folge einer *psychischen Spannung* und deren Lösung ist — einer Spannung, die im Begehren nach dem Genussmittel ihren Ausdruck findet. Die Nicht-Befriedigung, die Nicht-Bereitung der Lust hätte dann eine Aufschiebung der psychischen Spannung zur Folge, verbunden mit einem *Unlustgefühl des Individuums*, welches das hedonistische Streben in Frage stellt. Einfachheitshalber wollen wir uns dieses Unlustgefühl durch die Zeitdauer, über die hinaus die Aufschiebung der Befriedigung währt, und die Intensität des nicht beachteten Genusses repräsentiert denken. Veranschaulicht in unserer Graphik (Fig. 4):

2 Gesamtgenüsse A und B seien in ihrem Verlauf gegeben. 17 Zeiteinheiten genügen zur vollständigen Befriedigung. Wir lassen gegen Gossens Annahme die ökonomische Bedingung knapper Mittel (Zeit) fallen. Frage: Spielt dann bei der Genussbereitung das 2. G. G. eine Rolle? Müssen dann in jedem Zeitpunkt die Genüsse derart bereitet worden sein, dass die Intensitätsgrade bei beiden gleich sind? Wir glauben die beiden Fragen bejahen zu müssen unter der hedonistischen aber auch realistischen Annahme, dass die Nicht-Befriedigung eines Bedürfnisses eine Unlust und damit eine Beeinflussung und Beeinträchtigung der subjektiven Wohlfahrt des Individuums zur Folge haben wird (die ökonomische Prämisse knapper Mittel fällt also für das 2. G. G. weg). Wie schon angetönt supponieren wir, dass die Nicht-Befriedigung Unlust, den Genussgraden und der Zeit proportional, erzeuge. Beide Faktoren könnten

sehr einfach sind (stetige Abnahme der Genussintensität mit fortschreitender Zeit), so dass nur Dreiecke im ersten Quadranten, die positiven Koordinatenachsen als Katheten, der analytischen Ableitung unterworfen werden müssen. Gossens Rechnungen können wir deshalb nur geringe Bedeutung zusprechen¹⁶; sie erleichtern die Erstellung von Zahlenbeispielen¹⁷, können aber nicht als relevante Bestandteile der Arbeit unseres Autors gewertet werden¹⁸.

Die auf Gossen folgende theoretische Aera überblickend, darf behauptet werden, dass das 2. G. G. einen ausserordentlich starken Einfluss auf die Nationalökonomie ausgeübt hat. Es ist nach 1870 kaum ein Werk zu finden, in dem nicht zu diesem Satze Stellung genommen würde, und — wenn wir die heftige, oft starr-dogmatisch anmutende Kritik einer kleineren Gruppe österreichischer Wissenschaftler ausnehmen — im grossen ganzen nahm man ihn positiv auf. Im angelsächsisch-amerikanischen, im französisch-italienischen und auch im neueren deutschen Schrifttum hat das Gesetz heute seinen Platz; immer noch umkämpft und nicht endgültig gefestigt, zeigt es eine Vielfalt von variierenden Formulierungen, die aber dessen ungeachtet den alten Gossenschen Gedankengang erkennen lassen¹⁹. Was uns an der heutigen Form des 2. G. G. gegenüber jener von Gossen besonders auffällt, ist die Entkleidung des Satzes von jeglicher utilitaristischer Rationalitätsmaxime. Nachdem die theoretische Entwicklung gezeigt hatte, dass die Nutzenschätzungen für einzelne Güter nicht notwendigerweise zur Erklärung der Wahlhandlungen in der ökonomischen Theorie herbeigezogen werden mussten (wir verweisen auf unsere Bemerkung zum 1. G. G. auf S. 29), wurde auch die Formel des 2. G. G. logisch einwandfrei gefasst. Sie war damit nicht mehr utilitaristische Norm; eine solche konnte ja der ökonomischen Fragestellung niemals ernsthaft zugemutet werden und lag auch nicht im unmittelbaren Interessenkreis der Wirt-

jeder beliebigen graduellen Einschränkung unterworfen werden, wodurch das Endergebnis wohl zahlenmässig, nicht aber prinzipiell verändert würde.

Das Individuum bereite zuerst Genuss B, dann A (Fall I). Es ist aus unserer Graphik leicht ersichtlich, dass die grossen Genussintensitäten von A erst nach den weit kleineren von B zur Bereitung gelangen; es entsteht also eine bestimmte Unlustgrösse als Resultat aufgeschobener Bedürfnishaftigkeit. Obschon beide Genüsse befriedigt werden können (die Mittel sind nicht knapp), ist die fortwährende Berücksichtigung des 2. G. G. eine hedonistische Notwendigkeit: der aus der Konsumtion von A und B sich ergebende Gesamtgenuss wird dann durch die kleinste Werte-Unlust vermindert, wenn in der Befriedigung nach dem 2. G. G. vorgegangen wird (Fall II).

¹⁶ Gossen, S. 14, 15, u. a. O.

¹⁷ Ebd., S. 16-19, u. a. O.

¹⁸ Vgl. Pantaleoni, a. a. O., S. 31.

¹⁹ In der Entwicklung zur logischen Geschlossenheit der Gesetze der Oekonomie sind an den ursprünglichen Sätzen der ersten Grenznutzentheoretiker allerdings bedeutsame Aenderungen vorgenommen worden. Eine Menge „literarischen“ Ballastes ist über Bord geworfen und damit ein Grad der Abstraktion erreicht worden, der dem Vergleich mit anderen Wissenschaften durchaus standhalten kann. Festgehalten wird aber in den meisten Fällen an Formulierungen, die dem 2. G. G. auch dann noch recht ähnlich sind. Vgl. Stackelberg, Grundlagen, S. 122 ff.; derselbe, Die Entwicklungsstufen der Werttheorie, S. 16.

schaftstheorie. Die Gründlichkeit der Diskussion um das 2. G. G. vermag wie nichts anderes sonst die wissenschaftliche Problematik des von Gossen aufgegriffenen Gedankens zu beleuchten, und man darf unbesorgt in das Lob der auf Gossen folgenden Theoretiker einstimmen, die in diesem Satze den Kern der dogmengeschichtlichen Bedeutung unseres Autors zu sehen vermeinen. Die in dem 2. G. G. liegende Originalität muss auf alle Fälle gewürdigt werden, wie immer auch das endgültige Urteil über die Frage lauten möge²⁰.

III. Die Beschwerde

Neben die Gesetze des Genusses stellt Gossen jene der Beschwerde, die ihrem Gehalte nach eigentlich in den Rahmen einer psychologischen Analyse gehören würden¹. Gossen bringt vor, dass die Beschaffung der Befriedigungsmittel, die uns Genuss gewähren, meist an eine menschliche Tätigkeit gebunden sei, was er als Kraftanstrengung bezeichnet. „Diese Kraftanstrengung verursacht dem Menschen eine mehr oder minder grosse Beschwerde, und der Werth des dadurch Geschaffenen wird denn natürlich genau um so viel vermindert, als die Beschwerde als solche zu schätzen ist“². Man möchte leicht aus dem Zitat erkennen, dass Gossen jede Tätigkeit als beschwerlich ansieht; tatsächlich korrigiert er diese Auffassung aber auf Seite 36 seines Werkes, indem er die Kraftäusserung des Menschen als Genuss und Beschwerde verursachend beschreibt und dies in seiner graphischen Darstellung³ verdeutlicht (unsere Figur 5).

Die zeitliche Ausdehnung der Kraftanstrengung entspricht in unserem Bild *ac*; über *ab* ist sie genussbringend (positive Ordinaten), über *bc* hingegen beschwerlich (negative Ordinaten). Die Tatsache, dass die Beschwerde und der Genuss während des physischen Ablaufes der Kraftanstrengung ineinander übergehen, stellt für Gossen den Nachweis des Vorliegens einer einheitlichen psychischen Dimension dar⁴. Genuss und Beschwerde sind also positive und

²⁰ Vgl. Hayek, Vorwort, S. XVII; Kraus, H. H. Gossen, S. 487; Liefmann, Gossen und seine Lehre, S. 488; Zawadzki, Les mathématiques appliquées à l'économie politique, Paris 1914, S. 86.

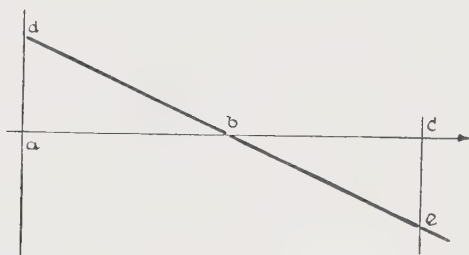
¹ Wir nehmen eine Umstellung in der Darstellung des Gossenschen Gedankenganges vor. Unser Autor behandelt die Beschwerde erst nach der Entwicklung des Wertgesetzes. Aus didaktischen, aber auch materiellen Erwägungen heraus glauben wir eine Vorverlegung zum Anschluss an die Genussgesetze gerechtfertigt; zeigt es sich doch, dass Gossen die Worte „Wert“ und „Genuss“ synonym verwendet und somit die Grösse „Beschwerde“ direkt mit dem Genuss vergleicht. Unsere Umstellung lässt den Gehalt des Gossenschen Gedankens unangetastet.

² Gossen, S. 35.

³ Ebd., S. 37, Fig. 14.

⁴ Vgl. Čuhel a. a. O., S. 8 ff., 181; Pantaleoni, a. a. O., S. 3, 12-27. — Gossen hat bei der Darlegung des Sättigungsgesetzes einer These nicht Erwähnung getan, die als Beleg für die Einheitlichkeit von Genuss und Beschwerde dienen könnte: Die Konsumtion von Befriedigungsmitteln über den Sättigungspunkt hinaus erzeugt Unlust.

Fig. 5



negative Seiten des gleichen subjektiven Erlebens; den sicheren Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme sieht Gossen darin, dass beide der gleichen Gesetzmässigkeit unterliegen. Dem Gesetz der Genussabnahme — in unserer Graphik representiert durch das Dreieck *abd* — entspricht ein *Gesetz der Beschwerdezunahme* — Dreieck *bce*.

Die Kraftanstrengung, die der Mensch zur Bereitstellung der Befriedigungsmittel leistet, untersucht Gossen noch genauer, mit dem Ergebnis, dass sie sich nach der einheitlichen Form von Bewegung definieren lasse: *die produktive Tätigkeit des Menschen sei mit der Vornahme von Bewegung gleichzusetzen*⁵. Seine Möglichkeiten würden sich somit in der Anordnung der Stoffe in bestimmten Kombinationen erschöpfen, die ihm beabsichtigte Wirkungen ergeben sollten. Gossen führt eine Reihe von Beispielen an, um uns zu zeigen, „dass unserem Körper überhaupt keine andere, als Muskelkraft innewohne“. Eine etwas einfache Vorstellung, welche hier der menschlichen Natur erklärend untergeschoben wird⁶! Wir dürfen sie heute belächeln; grundsätzlich vermag aber dieser Irrtum Gossens an der Gültigkeit der Aussage über die Beschwerde nichts auszurichten. Die menschliche Tätigkeit kann an und für sich einer Bedürfnisbefriedigung gleichkommen und unterliegt aus diesem Grunde dem Genussabnahmegesetz⁷. Wird sie jedoch über das Mass des Genussbringenden ausgedehnt, dann empfindet man sie als beschwerlich und damit unterwirft sie sich dem Revers zum 1. G. G.: *dem Gesetz der zunehmenden Intensität der Beschwerde*⁸.

⁵ Gossen, S. 35. Bei Pantaleoni (a. a. O., S. 102) findet sich der Hinweis, dass schon Verri und James Mill die Arbeit als einheitliche Form der Bewegung definiert hätten.

⁶ Das andere Extrem einer Auffassung der produktiven Tätigkeit des Menschen führt uns Mises (Nationalökonomie, Genf 1940, S. 113) vor!

⁷ Gossen (S. 6) gibt ein Beispiel, in dem er die wissenschaftliche Arbeit als einen Genuss darlegt, der selbstverständlich wie alle anderen vom 1. G. G. regiert sei. Vgl. auch Pantaleoni, a. a. O., S. 102, 103.

⁸ Vgl. die Äusserungen Stiglitz (Production and Distribution Theories, N. York 1941) über Jevons (S. 29), Marshall (S. 97), Edgeworth (S. 110), Böhm-Bawerk (S. 184) und Clark (S. 318). Ebenso Jevons (a. a. O., S. 159); Marshall,

Es genügt unserem Autor noch nicht, eine Analogie allgemeiner Art zwischen Lust und Unlust festgehalten zu haben. Er konstatiert auch für die Beschwerde zusätzlich jene Gesetzmässigkeit, wie sie im Ergänzungssatz zum 1. G. G. enthalten ist⁹: Durch Unterbrechung der Kraftanstrengung (wenn diese beschwerlich geworden ist) kann sie von neuem genussbringend werden, je nach der Pause, die zwischen zwei Abschnitte menschlicher Leistungsäusserung eingeschaltet wird. Ausserdem betont Gossen die Möglichkeit, das Individuum an seine Tätigkeit anzupassen, indem durch Ausbildung und Verfeinerung seiner Kraftanstrengungen der genussbringende Teil der produktiven Tätigkeit grösser und der Einsatz selbst wirksamer wird. Man braucht diesen Gossenschen Details keinen zu bedeutsamen Platz einzuräumen, da sie ja nicht neu sind; immerhin haben ähnliche Ueberlegungen später dazu geführt, dass das Studium der menschlichen Arbeitskraft und der Arbeitsmethoden in die ökonomische Theorie eingegliedert wurde.

Die von Gossen dargestellte Gesetzmässigkeit der zunehmenden Beschwerde ist realistisch und kann kaum bestritten werden. Die Meinung unseres Autors weicht allerdings insofern von der anderer Theoretiker ab, als es die Verwendung des Begriffes „Arbeit“ betrifft: er verwendet diesen Terminus für beide Aeusserungsformen menschlicher Tätigkeit — genussbringende und Beschwerde verursachende —, während die Mehrzahl der Ökonomen nur dem beschwerlichen Abschnitt diesen Begriff zuordnet¹⁰. Als Ergebnis formulieren die betreffenden Wissenschaftler dann ein *Gesetz des zunehmenden Arbeitsleides*¹¹. Diese Gesetzmässigkeit wird auch von jenen Theoretikern anerkannt, die — den Aufwand an Kraftanstrengung, an Beschwerde im Hinblick auf die Befriedigungsmittel, die dadurch geschaffen werden, ins Auge fassend — in diesem Zusammenhang von *subjektiven Kosten* zu sprechen gewohnt sind. Kosten und Nutzen müssen in dieser Terminologie einander gegenüber gestellt werden, was uns veranlasst, Gossens Arbeitsbegriff in einen „nützlichen“ und in einen „kostenden“ Teil zu zerlegen¹². Für den „kostenden“ Teil nun, den die Mehrzahl der Nationalökonomien eigentlich als „Arbeit“ bezeichnet, gilt aber immer das von Gossen aufgestellte Gesetz der Beschwerdezunahme¹³.

a. a. O., S. 216; Edgeworth, *Mathematical Psychics*, S. 65; Böhm-Bawerk, *Positive Theorie*, 2. Bd., S. 196; Pantaleoni, a. a. O., S. 105; Jennings, a. a. O., S. 120; Weddigen, a. a. O., S. 150, 152; Oppenheimer, a. a. O., S. 113.

⁹ Vgl. S. 4.

¹⁰ Dies wird auch von Hooper (H. H. Gossen, in: *Journal of the Statistical Society of London*, 42. Bd., 1879), einem der ersten Kritiker Gossens, als Kuriosum erwähnt.

¹¹ Böhm-Bawerk, a. a. O., 2. Bd., S. 196; Stark, *The Ideal Foundations*, S. 157.

¹² Dass aber auch der nützliche Teil der Kraftanstrengung in den subjektiven Kalkül einzubeziehen ist, sehen mit Recht Weddigen (a. a. O., S. 138, 146) und Mises (a. a. O., S. 109), letzterer zweifelt allerdings an der ökonomischen Relevanz der genussbringenden Arbeit.

¹³ Wir möchten nicht die Vermutung aufkommen lassen, dass sich Kosten mit dem Arbeitsbegriff decken würden. Die Gossensche Formulierung könnte dadurch in erster Linie von den sogenannten real-cost oder pain-cost Theoretikern akzeptiert

IV. Der Lebensgenuss

Wie gross ist aber letzten Endes die aus der Bedürfnisbefriedigung resultierende subjektive Wohlfahrt? Zur Lösung dieser Frage muss nach Gossens Vorstellung eine Rechnung aufgesetzt werden, in der die Summierung zweier „Kolonnen“ das Ergebnis liefert. Einerseits haben wir da die *einzelnen Bedürfnisbefriedigungen*, die zusammengefasst der Gesamtgrösse des verwirklichten Genusses gleichkommen — mit einer Einschränkung allerdings: Im Augenblick, wo die Befriedigung nur nach Leistung von bestimmten Aufwänden geschehen kann, wird der Gesamtgenuss verändert. Es kommt nämlich andererseits der genussbringende Teil der menschlichen Tätigkeit hinzu — dadurch wird die Grösse des Lebensgenusses positiv verändert, während der *Beschwerde verursachende Teil das Endergebnis negativ beeinflusst*. Der Lebensgenuss ist demnach das Resultat eines Kalküls, in dem der vom Subjekt im Ganzen erlebte *Nutzen* (ausgedrückt in vielen Teilnutzengrössen) in Beziehung gesetzt wird zu den vom gleichen Subjekt aufgewendeten *Kosten* (ausgedrückt durch die Teilgrössen an Arbeitsleid, die zur Schaffung der Nutzen nötig waren); er wird dargestellt durch die *Ueberschussgrösse des Nutzens über die Kosten*, ist also gewissermassen der „*psychische Ertrag*“ einer bestimmten Lebensführung.

In dieser Vorstellung verbirgt sich zweifellos mehr als das Prinzip einer ökonomischen Rechnung, und wir schliessen uns der Feststellung moderner Nationalökonomien an, dass Gossen über den „wirtschaftswissenschaftlichen Erkenntniskreis“ hinausgegangen ist. Die ökonomisch-theoretischen Gesetze haben enger gezogene Grenzen¹. Interessant ist immerhin die Analogie zwischen der Formulierung einer „Lebensrechnung“ im Sinne Gossens und der Fassung eines ökonomischen Ertragskalküls. — Abschliessend geben wir die Elemente der Rechnung wieder, die sich bei Gossen zusammengestellt auf Seite 121 seines Werkes finden. Der Lebensgenuss wird grösser, wenn

1. die einzelnen *Genüsse* (Gesamtgenüsse) *vergrössert werden*, durch
 - a) eine Steigerung der Anzahl der zu bereitenden Genüsse².

werden, welche dann aus dieser Gesetzmässigkeit des Arbeitsleides einen selbständigen Bestimmungsgrund des Wertes der Gütereinheiten ableiten. Das zunehmende Arbeitsleid ist nach ihrer Meinung eine letzte, subjektive Bestimmungsgrösse des Wertes. Vgl. Engländer, a. a. O., S. 7, 8 u. 24; Liefmann, Zur psychischen Wirtschaftstheorie, S. 284. Das Gossensche Beschwerdegesez ist jedoch nicht nur für diese wissenschaftliche Variante haltbar; auch die Anhänger einer alternative- oder opportunity-cost Theorie (ebenso die grössere Gruppe der Vertreter der money-cost Richtung) müssen das Gesetz anerkennen. Lediglich bei der Frage der Bewertung der Güter und des Einflusses der Kosten nehmen sie eine andere Stellung ein. Wir wollen aber betonen, dass die beiden konsequentesten Anhänger der alternative-cost Variante, Wicksteed und Pantaleoni, das Arbeitsleidgesetz anerkannten. Vgl. Sundbom, Gesetz und Norm in der nationalökonomischen Theorie, in Zeitschrift f. Nationalökonomie, 8. Bd., 1937, S. 629.

¹ Es gibt auch heute noch Wirtschaftswissenschaftler, die eine „umfassende Oekonomie“ als Ideal beschreiben. Vgl. Mises, Nationalökonomie, S. 3 ff.

² Vgl. Gossen, S. 21.

- b) eine Steigerung der Intensitätsgrade der Genüsse (sie ist bestimmt durch die Häufigkeit der Wiederholung — Ergänzungssatz zum 1. G. G. — und durch die Verfeinerung der Befriedigung).
- Eine beliebige Modifikation des 1. G. G. kann grundsätzlich an der eben beschriebenen Wirkung auf den Lebensgenuss nichts ändern; ausserdem ist bei Wiederholung des Genusses und bei der Verteilung der Befriedigungsmittel auf die Bedürfnisse das 2. G. G. richtunggebend³.
2. die mit der Beschaffung der Befriedigungsmittel verbundene *Beschwerde kleiner wird*, durch
 - a) Ausdehnung der genussbringenden Arbeit (Steigerung der Arbeitskraft),
 - b) Vergrösserung der Ergiebigkeit der Arbeit (Steigerung der Geschicklichkeit im Gebrauch der Kräfte).
 3. eine möglichst ungebrochene *Lebenskraft sichergestellt* und zur Erhaltung derselben in der Zeit gesorgt *wird*.
 4. die objektiven *Umstände des Geniessens gesichert werden*, d. h. die den Einzelnen schützende Rechtsordnung gefestigt wird.
 5. die obigen Punkte verbunden werden mit einer „*Wegräumung der Hindernisse*, die sich dem Einzelnen in den Weg stellen, den günstigsten Productionszweig zu ergreifen und sein Geld in freier Weise zu verwenden“⁴.

³ Ebd., S. 23.

⁴ Diese Bedingung 5., die Gossens „freien Verkehr“ umschreibt, mag an dieser Stelle, mitten unter theoretischen Erwägungen, deplaciert wirken, obschon sie eigentlich in den vorgängigen Punkten bereits enthalten ist. Das subjektive Streben, 1. und 2. möglichst günstig zu gestalten, kann nur durch eine Ungeborgenheit der wirtschaftlichen Verhaltensweisen verwirklicht werden. Jede Fönung beeinflusst sofort die Grösse des Lebensgenusses und hindert die individuelle Aktivität an der besten Entwicklung.

Die Bedeutung der Wertlehre — vor allem die einer richtigen Wertlehre — für die nationalökonomische Theorie liegt darin, dass sie über das Grundverhältnis Mensch/Gut Auskunft gibt. Sie erklärt in weitestem Masse das Handeln der einzelnen Person und erlaubt, von da aus die komplizierteren gesellschaftlichen Phänomene zu erklären. Voraussetzung ist genaue Kenntnis des individuellen Verhaltens; die Werttheorie muss sich ja in diesem Bereich der Wirklichkeit des Menschen möglichst dicht anschliessen. Eine unrealistische Wertlehre ergäbe immer wieder eine unrealistische Nationalökonomie — und eine solche ist und bleibt zwecklos. Gossen zweifelt am Realismus seiner Werttheorie nicht. Sie erklärt ihm das Verhalten des Menschen, des Robinsons, der als Standard-Beispiel in der nationalökonomischen Wertdiskussion seinen Platz behauptet, und vermag dessen Entscheidungen zu durchleuchten. Gossen weiss aber auch, dass seine Auffassung vom Wert von der anderer Wissenschaftler abweichend ist; eine vergleichende Analyse der Meinungen hält er jedoch für unfruchtbar und nach der Entwicklung seiner Ideen nicht mehr für nötig¹. Den Grund der starken Dispersion der Ansichten über den Gegenstand sieht er in der verschiedenartigen Begriffsbestimmung bedingt und bemerkt kurz und bündig: „wer sich auch nur mit der geringsten wissenschaftlichen Färbung mit National-Oekonomie beschäftigt habe“, der wisse dies wohl².

Das Passwort zu seiner Werttheorie gibt Gossen mit der Formel, „dass nach (seiner) Anschauungsweise der Aussenwelt Nichts existiere, dem ein sogenannter absoluter Werth zukäme“³. Die Schwierigkeit, ihn im praktischen Falle zu bestimmen, würde dadurch allerdings um ein beträchtliches verschärft, da er doch in seiner Relativität und Beweglichkeit jedem rechnerischen Versuche die grössten Hindernisse in den Weg legt⁴. Dies war denn auch ein Grund, warum viele Nationalökonomten den Wertbegriff der Wirklichkeit entfremdeten: sie versuchten für die von der Praxis aufgegebenen „Wirtschaftsrechnungen“ eine einfache Lösung zu finden. Immerhin sei zu bemerken, dass der Tatbestand des subjektiven Wertes dem aufmerksamen Beobachter der Wirklichkeit nicht entgehen konnte; zu allen Zeiten sei denn auch auf das Relative am Wertphänomen hingewiesen worden⁵.

¹ Gossen entgeht damit einem den Theoretiker eher bemühen, nur den Dogmenhistoriker letztlich interessierenden Nachweis.

² Gossen, S. 46.

³ Ebd., S. 46.

⁴ Mit einem Anflug leichter Ironie bemerkt Gossen (S. 47): „Während bei Weitem den meisten National-Oekonomen das Rechnen an und für sich schon unüberwindliche Schwierigkeiten verursacht, sollten sie hier nun gar mit einer Grösse rechnen, die sich ihnen fortwährend unter den Händen verändert, die ihnen darum nur zu oft, wenn sie sie gerade recht gefasst zu haben glaubten, ganz entschlüpfte und sich in Nichts auflöste“.

⁵ Obschon Gossen in seinem Werke frühere Hinweise auf den „relativen Wert“ vermissen lässt, möchten wir an einer genauen Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur seinerseits nicht zweifeln.

I. Der Wert- und Gutsbegriff

Das Ziel des Menschen, den Lebensgenuss möglichst gross werden zu lassen, bedingt — sofern dieser Lebensgenuss von Dingen der Aussenwelt abhängig ist — eine bestimmte Einstellung des Menschen gegenüber diesen Dingen. Sie werden zu Mitteln, die zur Erreichung ganz bestimmter Zwecke dienlich sind. Die in ihnen schlummernden Möglichkeiten, dem Menschen Genuss zu bereiten, werden beurteilt — bewertet. Ein Mittel, das zu intensivem Genuss verhilft, übernimmt — wie die Leinwand das projizierte Filmbild — die Bedeutung des Genusses selbst. M. a. W.: *der Wert des Mittels entspricht der Intensität des Bedürfnisses*, das es zu befriedigen hat; *er entspricht dem gestifteten Nutzen*. Der Gossensche Wertbegriff gleicht in grossen Zügen dem heute noch üblichen. Was wir in unseren Ausführungen zum 1. G. G. für den Nutzenbegriff darlegten, gilt auch für den Wert: er ist eine Widerspiegelung der inneren Wohlfahrtszustände des Subjekts an den Dingen der Aussenwelt. Wir erwähnten an jener Stelle auch gewisse Unklarheiten im Gossenschen Begriff („Genuss“ als ganze Genussperiode oder als Genussgrad) und müssen deshalb in Kauf nehmen, dass der mit dem Nutzen gekoppelte Wertbegriff jene Zweideutigkeiten übernimmt. Im einen Falle kann „Wert“ in Gossens Auffassung „Gesamtwert“ bedeuten, dann nämlich, wenn er mit einem Genuss- oder Bedürfnisabschnitt identisch gesetzt wird; oder aber er kann die Form eines Teilwertes, eines Grenzwertes z. B. haben, dann, wenn er nur einem Genussgrad, einer Bedürfnisintensität entspricht. Das Zitat aus Gossens Werk, welches den Wertbegriff umschreiben soll, lässt beide Interpretations-Varianten zu: „... , dass der Werth der Aussenwelt für uns genau in demselben Masse steigt und sinkt, wie die Hülfe, die sie uns gewährt zur Erreichung unseres Lebenszwecks, dass die Grösse ihres Werthes demnach genau gemessen wird durch die Grösse des Lebensgenusses, den sie uns verschafft“⁶.

Wenn wir auf diese Formulierung Gossens ein wenig näher eintreten, so vor allem deshalb, um die Versuche der Begriffsbildung bei späteren Autoren in Vergleich setzen zu können und eventuelle Missverständnisse Gossen gegenüber zu klären. So bleibt uns Neubauer unverständlich, wenn er behauptet, es sei von grosser Bedeutung für das Verständnis von Gossens Werk, einzusehen, dass er einen Unterschied gemacht habe zwischen Genuss und Wert⁷. Uns scheint vielmehr, dass Gossen keinen Unterschied gemacht

⁶ Gossen, S. 24.

⁷ Vgl. Neubauer, a. a. O., S. 736 u. 737. — Die Theoretiker der Oesterreichischen Schule haben der Abgrenzung der Begriffe „Nutzen“ gegen „Wert“ nicht die nötige Sorgfalt gewidmet. Man hatte oft mehr ein „Gefühl“ für den Unterschied, der zwischen den beiden Ausdrücken der materiellen Bedeutung nach bestehen sollte, fand aber nicht den Weg zu klaren Definitionen, die Missverständnisse in den Diskussionen hätten vermeiden helfen können. Ein Zeichen der begrifflichen Unklarheit zeigte sich in der Duldung des Namens „Nutzwerttheorie“ für die neue Richtung, was nicht zur reinlichen Scheidung der beiden Termini verpflichtete. Vgl. Schönfeld, Grenznutzen u. Wirtschaftsrechnung, S. 204 ff.; derselbe (unter dem Namen Illy), Das Gesetz des Grenznutzens, Wien 1948, 7. Kap., bes. S. 270 ff.

hat zwischen den beiden Begriffen und deshalb in der Beurteilung durch die späteren Theoretiker zu Recht gerügt wurde. In dieser Beziehung ist Lloyd unserem Autor überlegen, da er den Wertbegriff scharf vom Nutzenbegriff trennt. Der Wert steht seiner Meinung nach an der Grenze zwischen Befriedigtsein und Unbefriedigtsein — er gibt also nur einen Grad des Nutzens wieder. Das Beispiel Lloyds mit den ablaufenden Uhrfedern ist zu bekannt, als dass man es hier nochmals vorführen dürfte, lässt aber an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig⁸. Im Zusammenhang mit dieser Darlegung über „Nutzen“ und „Wert“ sollte auch noch jener langwierigen Auseinandersetzung innerhalb der Oesterreichischen Schule zwischen Anhängern des Wieserschen und des Böhm-Bawerkschen Werttheorems gedacht werden. Da wir der Frage nur eine sehr geringe Bedeutung beimessen, wollen wir uns knapp fassen und zur vergleichenden Interpretation am Werke Gossens folgendes sagen: Gewiss sind jene Dogmenhistoriker nicht im Unrecht, die behaupten, Gossen löse das Wertproblem in der Art Böhm-Bawerks⁹ — der subjektive Wert eines Gutes ist bestimmt durch seinen Grenznutzen, derjenige mehrer Teilmengen eines Gutes entspreche deshalb der Summe der verschiedenen Grenznutzen. Die schon erwähnte Zweideutigkeit in Gossens Formulierung des Wertgesetzes lässt aber auch eine gewisse Uebereinstimmung mit der Ansicht Wiesers erkennen. Dieser lässt den Wert auch durch den Grenznutzen bestimmt sein¹⁰, postuliert aber im Unterschied zu Böhm-Bawerk den Gesamtwert mehrerer Gütereinheiten, indem er ihnen

⁸ Lloyd, A Lecture on „The Notion of Value“ (1833), in: Economic History, 1. Bd., 1926-29, S. 172 ff. Wir möchten hier auf eine Reihe von Schriftstellern hinweisen, bei denen sich „Nutzen“ und „Wert“ berühren, nicht aber das Gleiche sind. Berührungspunkt ist der Grenznutzen, genauer: der Grenznutzengrad, welcher den Wert darstellt. So Wieser (Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes, Wien 1884, S. 129), der in der Folge auch konsequent zwischen Wert und Nutzen eines Vorrates von Gütereinheiten unterscheidet (S. 128, 196-201); derselbe, Der natürliche Wert, Wien 1889, S. 23/24, 34. Lloyd, a. a. O., S. 177; Jevons, a. a. O., S. 130; Fisher, Mathematical Investigations in the Theory of Value and Prices (1892), Neudruck New Haven 1926, S. 19; Mayer, Bedürfnis, S. 452; Dupuit, De l'utilité et de sa mesure (1853), in: Ecrits choisis. Turin 1933, S. 171; Menger, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre (1871), Neudruck, London 1934, S. 99.

Daneben finden sich aber auch Versuche, den Wertbegriff überhaupt auszuschalten und nur noch „Nutzen“ und „Preis“ zu unterscheiden. Vgl. Barone, a. a. O., S. 42, 43; Schumpeter, Wesen u. Hauptinhalt, S. 70, 242; Conrad, Kausale und funktionale Zusammenhänge im Wirtschaftsmechanismus, in: Zeitschrift f. Nationalökonomie, 4. Bd., 1933, S. 635 ff. — Nicht immer deutlich ist Böhm-Bawerk (Grundzüge d. Theorie d. wirtsch. Güterwertes), wenn er einmal schreibt: „Wert ist die Bedeutung, welche ein Gut oder Güterkomplex für die Wohlfahrtszwecke eines Subjekts besitzt“ (S. 13) oder aber (Positive Theorie, 1. Bd., S. 185): „Der Wert bestimmt sich nach der Grösse seines Grenznutzens“.

⁹ Vgl. Böhm-Bawerk, Positive Theorie, 2. Bd., Exkurs VII: Betreffend die Theorie des Wertes der komplementären Güter; Bilimović, Zur Frage der Bewertung, S. 642.

¹⁰ Vgl. Wieser, Grenznutzen, in: Gesammelte Abhandlungen, Tübingen 1929, S. 93.

allen den gleichen, den kleinsten Grenznutzen zuordnet¹¹. Der Wiesersche Gesamtwert ist also nicht identisch mit dem Böhm-Bawerkschen, dessen Grösse man treffender als „Gesamtnutzen“ bezeichnen würde. In Ermangelung einer klaren Umgrenzung der Begriffe entstand eine unfruchtbare Auseinandersetzung zwischen den Parteien, eine Auseinandersetzung, die ihre Ursache in einem terminologischen Missverständnis gefunden hatte.

Die Lausanner Richtung vermied einen Streit in dieser Sache, indem sie früh eine scharfe begriffliche Trennung vornahm und den Gesamtnutzen als „utilité effective“ von der „utilité intensive“, der „rareté“ unterschied¹². Bei Pareto findet sich die entsprechende Trennung in „*ophélimité totale*“ und „*ophélimité élémentaire*“¹³. Auch die englisch-amerikanische Literatur kreierte genau definierte Begriffspaare, welche jedes Missverständnis in der Diskussion ausschlossen¹⁴.

Wir wenden uns nun der Werttheorie Gossens wieder zu und lassen uns von ihm deren „Leistungsfähigkeit“ in der Theorie vorführen. Um an der Aussenwelt eine Wertbestimmung vornehmen zu können, gruppiert er die zur Bewertung gelangenden Gegenstände; er klassifiziert sie im Hinblick auf ihre ökonomischen Verwendungsweisen und liefert damit eine *Güterlehre*.

Eine erste Kategorie von Gütern reiht Gossen unter den Begriff des „Genussmittels“ ein¹⁵. Es sind dies die konsumreifen Produkte — seien sie in der den Menschen umgebenden Natur so vorhanden oder durch künstliche Umformung entstanden —, die direkt der letzten Bestimmung, der Bedürfnisbefriedigung dienen. Oekonomisch bedeutungsvolle Unterschiede dieser Güter sind, ob sie

a) einen einmaligen

oder aber

b) einen dauerhaften Genuss

bereiten. Im letzteren Falle will Gossen unterscheiden nach einer

¹¹ Wieser, Der natürliche Wert, S. 34: „Der Nutzen eines Vorrates ist sehr schwer, sein Wert ist sehr einfach zu berechnen. Der Wert eines Vorrates drückt sich nämlich durch ein einziges Produkt vom Vorrat und Grenznutzen aus, er ist ein Vielfaches des Grenznutzens, wo der Nutzen sich durch eine Summe ausdrückt, die so viele und überdies so verschiedenartige Posten zählt, als der Vorrat Stücke hat“.

¹² Vgl. Walras, Etudes d'économie sociale, 2. Aufl., Lausanne-Paris 1936, S. 210; derselbe, Eléments, S. 76.

¹³ Vgl. Pareto, Cours, S. 9 ff.

¹⁴ Ausgehend von Jevons' (a. a. O., S. 48 ff.) „total utility“ und „final degree of utility“ trennte dann Fisher (a. a. O., S. 18 ff.) treffend „total utility“ (Gesamtnutzen) von „utility value“ (Gesamtwert) einer Gütermenge; ähnlich z. B. auch Seligman (Principles of Economics, zitiert nach deutscher Uebersetzung: Grundsätze der Sozialökonomie, Jena 1930, S. 170 u. 173) in Gesamtnutzen und wirksamen Nutzen (Gesamtwert).

¹⁵ Gossen, S. 24.

ba) verhältnismässig unbeschränkten Dauerhaftigkeit (der Gebrauch des Gutes hat sozusagen keine objektive Abnahme der Güterqualität zur Folge) oder

bb) einer beschränkten Dauerhaftigkeit (Qualitätsabnahme des Gutes mit fortschreitendem Gebrauch).

Zu dieser *ersten Güterkategorie* zählt Gossen, ungeachtet der traditionellen Dreiteilung der Produktionsfaktoren, auch den Grund und Boden und die menschliche Arbeit unter bestimmten Umständen. Hinsichtlich der Wertbestimmung dieser Güter behauptet Gossen klar eine Uebereinstimmung zwischen Genuss und Wert, indem er feststellt, dass „ihr Wert genau gemessen werde durch die Grösse der Genüsse, welche der Mensch sich durch dieselben wirklich verschaffe“¹⁶.

Eine *zweite Kategorie* umfasst die *komplementären Güter* (Gossens „Gegenstände der zweiten Klasse“), die nur im Zusammenwirken einen direkten Genuss gewähren oder aber jene, die erst zur weiteren Verarbeitung gelangen müssen¹⁷. Hier treten nun allerdings einige Komplikationen bei der Wertbestimmung auf, denn grundsätzlich ist die Wertzurechnung nur der ganzen Güterkombination gegenüber möglich. Die Wertschätzung der einzelnen Teile ist ausserordentlich variabel und hängt im konkreten Falle von der Wahrscheinlichkeit einer Ergänzung der einzelnen Komplemente ab. Ein Komplement kann demnach — im Extremfalle — den Wert der ganzen Kombination auf sich vereinigen, sofern die Genussbereitung nur noch von *seinem* Vorhandensein abhängig ist. Gossens Zurechnung stimmt mit derjenigen von Böhm-Bawerk überein (ebenso derjenigen von Menger), die den Sonderfall des „Schlussstückes“ diskutierten unter der Annahme, dass die übrigen Komplemente nicht anderweitig verwendbar wären.

Die „Gegenstände der dritten Klasse“¹⁸ umfassen die *Produktivgüter im weiteren Sinne*. Sie sind selbst niemals Genussmittel, sondern immer nur eine Vorstufe von solchen. Unter diese Güter ist der Boden in den meisten Formen zu reihen — vor allem, wenn er zum Anbau verwendet wird —, ferner Rohstoffe, Halbfabrikate, Werkzeuge, Maschinen und Energieträger. Erwähnt werden muss aber auch die menschliche Arbeit in ihren hauptsächlichsten Erscheinungsarten. Die Wertbestimmung bei diesen Gütern ist immer eine mittelbare und gehorcht grundsätzlich den gleichen Gesetzen wie bei den Gegenständen zweiter Klasse — mit der zusätzlichen Komplikation der Dauerhaftigkeit des Grossteiles der Produktionsmittel. —

Es liegt ja in der Linie der neueren Nationalökonomie, dass mit der Ableitung der Werttheorie immer die Entwicklung einer Güterlehre einhergeht. Eine Eigenheit des wirtschaftlichen Wertes ist es, dass er einer Beziehung zwischen den psychischen Elementen des Nutzens einerseits (Gossens „Genuss“) und den materiellen Bedingungen der Umwelt andererseits Ausdruck gibt¹⁹.

¹⁶ Gossen, S. 24.

¹⁷ Ebd., S. 25.

¹⁸ Ebd., S. 26.

¹⁹ Vgl. Muhs, a. a. O., S. 26.

So ist es denn auch eine Eigentümlichkeit einer subjektivistischen Wertlehre, dass sie immer im Zusammenhang mit einem auf der Nutzen-Vorstellung aufbauenden Gutsbegriff formuliert wurde²⁰. Die Klassifizierung der Güter durch Gossen wird von den späteren Ökonomen als eine seiner bedeutendsten Leistungen bezeichnet; diese Beurteilung lässt sich dogmenhistorisch wohl verstehen aus dem betonten Interesse, das die erste Generation der „neuen“ theoretischen Richtung der Ausarbeitung des Zusammenhanges zwischen den verschiedenen Güterarten widmete. In der Geschichte der Oesterreichischen Schule ist der ganze Fragenkomplex als *Zurechnungsproblem* bekannt — in der englisch-amerikanischen Literatur als Theorie der verbundenen Güter²¹. Begreiflicherweise war die Achtung vor Gossen echt, als sich zeigte, dass sein Schema der Güterordnungen keinen nennenswerten Revisionen unterzogen werden musste; die moderne Theorie konnte seine Güterlehre ihrem System ohne Schwierigkeiten einfügen²². — Eine vollendete Ausarbeitung der Güterlehre nach Gossen hat vierzig Jahre später Pantaleoni gegeben. Wir wollen sie hier in gedrängter Kürze wiedergeben, um die wissenschaftliche Legitimität unseres Autors in dieser Frage zu belegen²³.

1. Güter, die direkten Nutzen stiften, nennt Pantaleoni „Güter ersten Grades“ oder „Konsumgüter“.

²⁰ Vgl. Menger, a. a. O., S. 3 ff.; Jevons, a. a. O., S. 36; Stigler, *Production and Distribution Theories*, S. 136, 140; Engländer, a. a. O., S. 2. Eine ähnliche werththeoretische Formulierung ergibt sich auch bei jenen Ökonomen, welche den Gutsbegriff nicht nur an den Nutzen binden: Bilimovič, Die Preis- und Wertlehre, S. 101 (Nutzen u. relative Seltenheit). Ausführlich in seinen Darlegungen ist Pantaleoni (a. a. O., S. 60 ff.).

Kritisch ist der Ansicht zu begegnen, nach welcher der Gutsbegriff mit der Festlegung der Werththeorie bestimmt gegeben sei. So führt Wieser (Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, S. 35 ff.) z. B. aus, dass die Umschreibung des wirtschaftlichen Gutes eindeutig bedingt sei durch die Werththeorie. Dann stellt er die Begriffsbestimmungen der Nutz- und Arbeitswerththeorie nebeneinander. Die erstere leite den Wert des Gutes aus der mangelnden Versorgung ab, die andere aus dem „Druck der Arbeitslast“. Unseres Erachtens sind aber die beiden theoretischen Aspekte keine sich ausschliessenden Bedingungen in einer Werththeorie. Ein auf dem Nutzenbegriff aufbauender Gutsbegriff lässt auch noch die Bewertung nach der „Arbeitslast“ zu. Diese beiden Kategorien können, am Gute festgestellt, nicht schlüssig zur definitorischen Scheidung der verschiedenen Wertlehren herangezogen werden, denn es ist eine Synthese beider in einer einheitlichen Werththeorie möglich. So gibt gerade Gossen ein Beispiel der Vereinigung der Begriffselemente, die Wieser offenbar unmöglich schien.

²¹ Vgl. die einfache und kurze, aber klare Aufzeichnung des Problems in seiner Entwicklung seit Gossen durch Stackelberg (Die Entwicklungsstufen der Werththeorie).

²² So ist z. B. Mengers Klassifikation der Güter mit der von Gossen annähernd kongruent. Menger, a. a. O., S. 7; Gray, *The Development of Economic Doctrine*, London 1944, S. 339; Weinberger, *Die Grenznutzenschule*, Halberstadt 1926, S. 66 ff. u. S. 99.

²³ Pantaleoni, a. a. O., S. 80 ff. Pantaleoni hatte auf Grund der frappanten Aehnlichkeit der Mengerschen Ausführungen mit denen Gossens den österreichischen Wissenschaftler des Plagiaten verdächtigt. Er liess diese Behauptung dann allerdings wieder fallen und strich sie aus der englischen Ausgabe seines Werkes.

2. Güter, die nur in komplementärer Verbindung Nutzen stiften, solche „zweiten Grades“ oder kurz „komplementäre Güter“²⁴.

3. Güter, die „instrumentalen“ Nutzen besitzen oder „Güter höherer Ordnung“. In diese Gruppe gehören auch jene, die vom Besitzer im Tausch verwendet werden.

Wie Gossen, so betont auch Pantaleoni, dass ein Gut allen drei Kategorien angehören könne; entscheidend für die Wertzurechnung an die Güter höherer Ordnung sei immer der durch sie vermittelte direkte Nutzen. Das Problem der verschiedenen Dauerhaftigkeit der Güter klammert Pantaleoni aus und fasst die eine Gruppe in einer Kategorie „mit zukünftigem Nutzen“ zusammen. Dadurch erhält die vorgehend aufgeführte Dreiteilung ein erweitertes Gepräge²⁵.

Andere Richtpunkte leiten die in der theoretischen Literatur ebenfalls bekannte Klassifikation der Güter durch Jennings, die in ökonomischer Hinsicht jedoch geringere Bedeutung besitzt und dementsprechend auch kleinere Beachtung fand. Jennings nimmt, mehr der physiologischen Seite der Bedürfnisbefriedigung folgend, eine *Einteilung der Güter in primäre und sekundäre* vor; die erste Gruppe umfasst die ursprünglicheren und vitaleren Genüsse — Güter, die zur Befriedigung der „common sensations“ dienlich sind; die zweite umfasst die abgeleiteten, verfeinerten Genüsse — Güter, welche die „special sensations“ auslösen²⁶. Die folgenden Charakteristika gelten für Jennings' Einteilung²⁷.

1. Für beide Kategorien gilt das erste Gossensche Gesetz.

2. Die Kategorien haben verschiedenen Verlauf der Genusskurven. Die Elastizität des Bedarfs ist grösser bei den sekundären als bei den primären Gütern²⁸.

²⁴ Pantaleoni erwähnt auch den eigenartigen Fall, wo ein Komplement, isoliert vorhanden, negativen Nutzen haben kann. In einer Fussnote auf S. 82 unterstreicht er den allgemeinen Charakter der komplementären Beziehungen zwischen den Gütern. Gedanklich könnte man den Versuch unternehmen, mit der Komplementarität allein sämtliche Güterzusammenhänge zu umschreiben; dadurch würde aber das Prinzip seinen Erklärungswert verlieren. Es stellt ja nur eine typische Form der Güterbeziehung dar. Man könnte die Substitution in ähnlich abstrakter Ueberlegung auf alle Güterverhältnisse ausdehnen mit dem gleichen Ergebnis. Beide Auffassungen — die Ueberbetonung der Komplementarität oder der Substitution — stellen aber immer auch einen in seiner Einseitigkeit allerdings wenig tauglichen Versuch dar, die Interdependenz der Güterbeziehungen zu umschreiben. — Auch Menger (a. a. O.) unterstreicht, vor allem für die Güter höherer Ordnung, die Bedeutung und Allgemeinheit der komplementären Beziehungen. Diese wird aber zu einfach formuliert (er erwähnt z. B. nicht die Möglichkeit einer weitgehenden Suspension der Komplementarität durch Veränderung der Proportionen des Einsatzes der höheren Güterordnungen). Vgl. Menger, a. a. O., S. 13-15; Pantaleoni, a. a. O., S. 83. Auch Wick-sell (Vorlesungen, S. 95) sieht in der Komplementarität der Güter einen verbreiteten Fall der Wert- und Preisbestimmung.

²⁵ Vgl. Pantaleoni, a. a. O., S. 90.

²⁶ Vgl. Jennings, a. a. O., S. 95.

²⁷ Vgl. Pantaleoni, a. a. O., S. 95-96.

²⁸ Jennings, a. a. O., S. 100: "It is very obvious that the satisfaction which is derived from objects that affect the special senses (sekundäre Güter), is far less dependent on quantity than that which is derived from objects that are productive of

3. Die sekundären Güter sind in ihrer Befriedigungsfähigkeit abhängig von der Verfügung über primäre, es besteht in gewissem Sinne „einseitige Komplementarität“.

4. Die primären Güter und ihre entsprechenden Bedürfnisse sind untereinander nicht substituierbar; hingegen besteht eine weitgehende Substitutionsmöglichkeit der sekundären Güter untereinander, als Folge der Möglichkeit des Ersatzes einer „special sensation“ durch eine andere ²⁹.

Jennings baut sein ganzes Werk auf dieser Gütereinteilung auf; auch die Wertbildung ist durch sie bestimmt und gehorcht bei primären und sekundären Bedürfnissen dementsprechend verschiedenen Gesetzen ³⁰. In der neueren ökonomischen Literatur hat Jennings' Klassifikation keine tiefen Spuren hinterlassen. Es mag immerhin noch darauf hingewiesen werden, dass auch Gossen eine Klassierung wie Jennings verwendete und vor allem dem unter Punkt 3. erwähnten Merkmal Bedeutung beimisst ³¹. Seine Ausführungen aber — eingebaut in das Kapitel „Preisveränderung und ihre Wirkungen“ — lassen erkennen, dass er in der Jenningschen psycho-physiologischen Darstellung nicht stecken bleibt, sondern seine Güterklassifikation bei der Beurteilung von Preisbewegungen zu verwenden versucht.

II. Genussgesetze und Wertbildung

Gossen untersucht die Wertbildung zuerst am einfachsten Fall: bei den Gütern erster Ordnung, den Genussmitteln. Als Grundlage für die Darstellung übernimmt er die Graphik des Genusses ¹. An Stelle der Zeitspanne, während der ein Genuss andauert, Og, setzt er nun das Güterquantum, das zur Befriedigung des Bedürfnisses notwendig ist. Die Ordinaten, die den Grad des Genusses zu einem bestimmten Zeitpunkt wiedergaben, zeigen nun die dem einzelnen „Güter-Atom“ zugeordnete Genussintensität, oder, wie Gossen den Begriff synonym verwendet: seinen Wert. Jeder Teilmenge des Gütervorrates ist so eine dem Genuss entsprechende Wertgrösse beigeordnet ².

satisfaction to our common sensations, ...“. Oder S. 102: „... , the change in the amount of satisfaction derived from Primary Commodities is greater than the change in the amount of satisfaction derived from Secondary Commodities“.

²⁹ Jennings, a. a. O., S. 101: And it may be remarked, that whilst the absence of one kind of common sensation can seldom be supplied by another kind, the reverse is the case with the special sensations“. Oder: „The sentient clothing, if it may be so expressed, of special sensation hangs loose, and one object may be easily substituted for another, whilst that of common sensation fits close, and requires to be specifically adjusted“.

³⁰ Ebd., S. 209 und die Beispiele auf S. 211 ff.

³¹ Vgl. Gossen, S. 136.

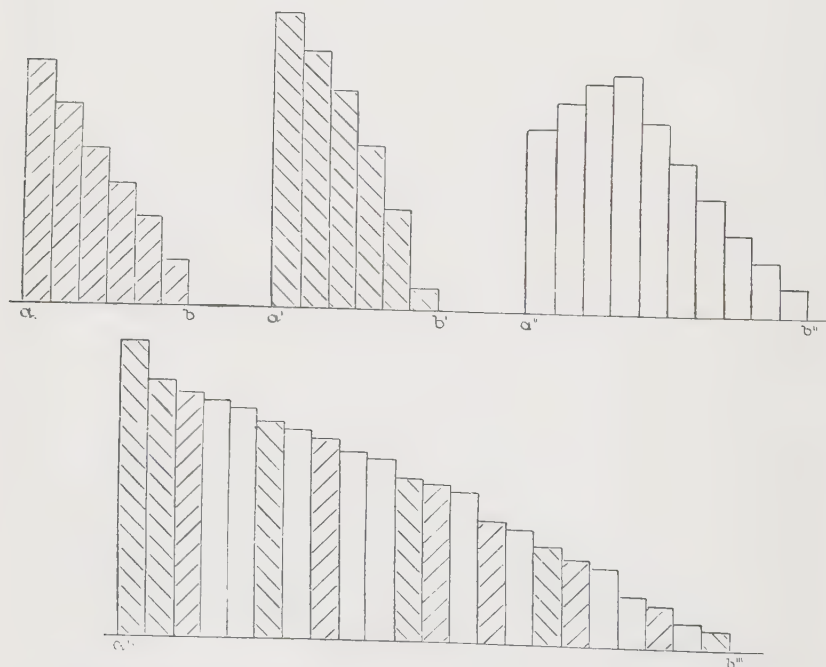
¹ Gossen, S. 8, Fig. 1; vgl. bei uns S. 17, Fig. 1.

² Es muss hier betont werden, dass Og nicht nur eine Gütermenge darstellt, sondern auch noch eine der Verwendung dieser Gütermenge entsprechende kontinuierliche Zeitperiode (wir erinnern an die Formulierung des 1. G. G., das die Bedingung enthält: „ununterbrochen fortfahren“). Wir finden bei Gossen diesen Gedanken (S. 29 oben u. Fig. 11) bestätigt und nehmen deshalb an, dass er die Vorstellung einer bestimmten Zeitperiode in der weiteren Argumentation aufrecht erhalten wissen möchte.

Somit wird das Wertgesetz für den Vorrat Og mit dem 1. G. G. *identisch*; jedem Güteratom entspricht ein bestimmter Wert, von dem behauptet wird, dass er mit zunehmender Menge des Gutes abnehme. Auch für die Wertbestimmung einer Mehrzahl von Gütereinheiten gibt Gossen eine eindeutige Antwort. Der Gesamtwert der Gütermenge ce z. B. wird ausgedrückt durch die Summe aller Einzelwerte, aller Wertgrade über ce. Daraus darf doch wohl die Folgerung gezogen werden, dass Gossen Genuss und Wert identifiziert und dass die den ersteren charakterisierende Gesetzmässigkeit auch auf den zweiten angewendet werden muss. Ebenso erhält der Ergänzungssatz zum 1. G. G. seine Bedeutung für die Wertbildung, da nach einer Unterbrechung der Bedürfnisbefriedigung auch die Bewertung bestimmter Gütereinheiten verglichen mit vorher wieder grössere Wertgrade zeitigen kann.

Den Gesamtwert eines Gütervorrates, der zur Genussbereitung über verschiedene Bedürfnisabschnitte hinweg verwendet werden soll, stellt Gossen dar, indem er die Güteratome ab, a' b' und a'' b'' derart ordnet, dass sie der

Fig. 6



Es ist uns, gerade im Zusammenhang mit diesen Ueberlegungen, nie verständlich geworden, weshalb man Gossen in der späteren Beurteilung den Vorwurf machte, dass er seine Gesetzmässigkeit ohne Berücksichtigung des Faktors „Zeit“ aufgestellt habe. Wir glauben im Gegenteil im Folgenden dartun zu können, wie bewusst er sich der Bedeutung dieser Tatsache war und auch beachtete, in welchem Zeitpunkt eine Gütereinheit zur Befriedigung herangezogen wird.

abnehmenden Grösse ihrer Werte nach nebeneinander liegen (vgl. unsere Fig. 6)³. Der Gesamtwert der ganzen Gütermenge $a''' b'''$ ist also den summierten Nutzenquanten gleich. Im Gegensatz zu Schönfeld⁴ glauben wir feststellen zu dürfen, dass die damit vorgenommene, in unserer Graphik veranschaulichte Rangordnung der verschiedenen Güterwerte mit dem eigentlichen Abnahmegesetz des Genusses nichts mehr zu tun hat; diese Ordnung und Reihung ist fiktiv und die *Abnahme der Werte ist willentlich gesetztes Ordnungsprinzip* der Reihenfolge, in der nun Gütereinheiten nebeneinander stehen, die zu ganz verschiedenen Zeitpunkten zur Verwendung gelangen. ($a''' b'''$ ist also — wir verweisen auf Fussnote 5 — eine willkürlich ausgewählte Gütermenge und impliziert nicht mehr die gleichzeitige Annahme einer kontinuierlich ablaufenden Zeitperiode.) Aus dem „graphischen Nebeneinander“ unserer Darstellung in Fig. 6 folgt kein „zeitliches Nebeneinander“⁵.

³ Gossen, S. 29 und 30 und die beiden graphischen Darstellungen daselbst (Fig. 11 und Fig. 12).

⁴ Schönfeld (Grenznutzen und Wirtschaftsrechnung, S. 145 ff.) bespricht ausführlich den von uns dargelegten Wertungsprozess. Gossen nimmt in seiner Darstellung in den einzelnen Bedürfnisregungen selbstverständlich die Regel des 1. G. G. an, d. h. er untersucht nur Nutzenreihen, die unserem ab und $a' b'$ entsprechen. Sein zusammenfassendes Bild der Teilnutzen (unserem $a''' b'''$ entsprechend) hätte deshalb die strenge Bedingung: In der Teilnutzenordnung figurieren an erster Stelle alle ersten Mengeneinheiten der Genüsse ab , $a' b'$ usw., dann alle zweiten, usf. Die von Gossen entwickelte Teilnutzenordnung und deren Graphik würden demnach besagen: Die *vor* einer beliebig ausgewählten Teilmenge liegenden Gütereinheiten haben nicht nur grösseren Nutzen, sondern liegen auch *zeitlich vor* der Konsumtion des herausgegriffenen Güterquants. (Was von unserer Teilnutzenordnung $a''' b'''$ nicht behauptet werden kann.)

⁵ Vgl. auch Engländer, a. a. O., S. 2 ff. Schönfeld rückt das hier von Gossen in gedrängter Kürze wiedergegebene Problem mit Recht in den theoretischen Vordergrund, denn es hat für die Diskussion der Wertbildung grosse Bedeutung.

Die einzelnen Bedürfnisabschnitte ab , $a' b'$, $a''' b'''$ (Schönfeld bedient sich ebenfalls des Wieserschen Terminus) unterliegen der Gesetzmässigkeit des 1. G. G. Durch die Zeit aber (Sch. meint: durch die Möglichkeit der in beliebigen Zeitdistanzen liegenden Wiederholung) werde es aufgehoben. „Der Bedürfnisabschnitt ist derjenige Zeitraum — gleichgültig, ob er im konkreten Fall ganz kurz oder sehr lang ist —, innerhalb dessen das Gossensche Gesetz im einzelnen Fall, also hinsichtlich einer bestimmten Verwendung eines bestimmten Gutes für ein bestimmtes Subjekt, Geltung hat; ...“ (Schönfeld, a. a. O., S. 143). Das wirtschaftende Individuum trifft seine Dispositionen aber nicht nur für einen Bedürfnisabschnitt, sondern meist für deren mehrere, die es gedanklich als Wirtschaftsperiode zusammenfasst und für die es nun eine Bewertung der in dieser Periode zur Verwendung gelangenden Gütereinheiten vornimmt. Würde es nun die zeitliche Folge der Bedürfnisabschnitte als Ordnungsprinzip für die Erstellung einer Reihe der Teilnutzen einer bestimmten Güterart belassen (dem würde in unserer Graphik einfach eine Teilnutzenordnung in der Aneinanderreihung von $ab - a' b' - a''' b'''$ gleichkommen), so könnte mit Schönfeld gesagt werden: „...so liegt es denn auf der Hand, dass diesfalls in solchen Teilnutzenordnungen, wenn man die in ihrer ganzen Ausdehnung oder überhaupt auch nur über mehr als einen Bedürfnisabschnitt umfassende Ordnungsabschnitte hin ins Auge fasst, eine solche Grössenfolge der Teilnutzen, wie das (1.) Gossensche Gesetz aussagt, keineswegs durchgehend vorhanden sein kann“ (a. a. O., S. 145). Wir können die Teilnutzen nach ihrem zeitlichen Nacheinander reihen, für die entstandene Ordnung aber die Gesetzmässigkeit des 1. G. G. nicht mehr behaupten; darin sind wir mit

Eine derartige Ordnung der Wertgrade eines Gütervorrates (es handle sich immer um Güter erster Klasse) wird von besonderen Voraussetzungen abhängig. Gossen zählt deren drei auf. Das Konsumgut darf erstens im betrachteten Zeitraume seine den Konsum bestimmenden Eigenschaften nicht ändern, oder dann muss bei der Wertbestimmung dieser Veränderung Rechnung getragen werden. Ausserdem ist die Reihung zweitens nur gültig, wenn der wertende Mensch in seinen Bedürfnissen keine unvorhergesehenen Veränderungen erleidet. Drittens muss die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens der vorgesehenen Befriedigung in Berücksichtigung gezogen werden⁶. Als *Grundlage eines Wertgesetzes* kann nach Gossen folgendes angesehen werden: „...: dass die einzelnen Atome eines und desselben Genussmittels einen höchst verschiedenen Werth haben, und dass überhaupt für jeden Menschen nur eine bestimmte Anzahl dieser Atome, d. h. eine bestimmte Masse Werth hat, eine Vermehrung dieser Masse über dieses Mass hinaus aber für diesen Menschen vollkommen werthlos ist, dass aber dieser Punkt der Werthlosigkeit erst erreicht wird, nachdem der Werth nach und nach die verschiedensten Stufen der Grösse durchgegangen ist“⁷. Da Gossen ja eine Ordnung der Wertgrade über den Bedürfnisabschnitt hinaus vorgenommen hat, kann er allgemein für die Zuführung weiterer Gütereinheiten zum Vorrat feststellen: „...: dass mit Vermehrung der Menge der Werth jedes neu hinzukommenden Atoms fortwährend eine Abnahme erleiden muss bis dahin, dass derselbe auf Null herabgesunken ist“⁸.

Schönfeld einig, müssen aber betonen, dass eine derartige Behauptung von Gossen nicht aufgestellt wurde (vgl. Gossen, S. 29 u. 30).

Die Teilnutzenordnung, die für die ökonomische Werttheorie von Bedeutung ist, kann nur eine solche nach abnehmenden Nutzen der einzelnen Güterteilmengen sein, wobei dann selbstverständlich in dieser Ordnung *nicht die Erfüllung des 1. G. G.* gesehen werden darf. Schönfeld geht unseres Erachtens fehl, wenn er aus dieser Teilnutzenordnung irgendwelchen Schluss ziehen will: 1. auf die Gültigkeit des ersten Gossenschen Gesetzes innerhalb der Wirtschaftsperiode oder 2. innerhalb des Bedürfnisabschnittes (a. a. O., S. 155). Für die Wirtschaftsperiode gibt es kein 1. G. G., wenn anders als im Sinne des Gossenschen Ergänzungssatzes für die Wiederholung des Genusses. Ebenso wenig darf aus der Teilnutzenordnung gefolgert werden (sie soll ja mehrere Bedürfnisabschnitte zusammenfassen), dass in den einzelnen Abschnitten das 1. G. G. gelten müsse (Schönfeld, a. a. O., S. 156). Die neue Reihung der Werte gibt Schönfeld Anlass, von einem *Gesetz der Teilnutzenordnungen* zu sprechen. Wir möchten betonen, dass — sofern man hier überhaupt von einer Gesetzmässigkeit sprechen will — diese auf alle Fälle mit dem Gossenschen Satz nichts gemein hat, es sei denn die äussere Form. Wird dieses neue Gesetz der Teilnutzenordnungen für das wirtschaftliche Disponieren des Individuums ausschlaggebend, so kann man sich mit einem gewissen Recht fragen, welche Bedeutung man noch dem 1. G. G. zukommen lassen will, das ja nur Aussagekraft für einen Bedürfnisabschnitt haben kann (Sonderfall ist jener, wo Bedürfnisabschnitt und Wirtschaftsperiode zusammenfallen). Die Frage ist umso drängender, als ja das Gesetz der Teilnutzenordnungen unseres Erachtens die Abnahme der Genussintensitäten in den Bedürfnisabschnitten nicht bedingt. Die Bemühungen Schönfelds, *Wertgesetz und Genussgesetz in einer These zu vereinigen*, mussten vergeblich sein; sind doch die Erklärungsbezirke, denen die beiden Sätze angehören, von einander verschieden.

⁶ Gossen, S. 30.

⁷ Ebd., S. 31.

⁸ Gossen, S. 31. Vgl. dazu auch Schönfeld (a. a. O., S. 170/71): „Wenn ein bestimmtes Wirtschaftssubjekt eine bestimmte Menge eines nach Art und Be-

Für dauerhafte Güter (Konsumgüter) ist die Wertabnahme bei Vermehrung der Menge deutlich erkennbar, da einige wenige Exemplare eine beträchtliche Anzahl von Befriedigungen stiften können. Die Gütereinheit hat eine um so grössere Bewertung vom Menschen zu erwarten, als sie einer längeren Reihe von einzelnen Nutzungen dienen kann. Hier bringt Gossen auch die Wertbildung der technisch nicht teilbaren Güter zur Sprache; für sie gilt das gleiche Wertgesetz, und da sie die kleinsten wirtschaftlich relevanten Einheiten sind, muss die Abnahme der Wertgrade bei Vermehrung der Menge eine stufenweise sein⁹.

Mangelhaft und der Vielfalt der Erscheinungen nicht gerecht werdend bespricht Gossen die Fälle der Güter zweiter und dritter Klasse. Der Wert der Komplemente, argumentiert er, lässt sich aus der vereinigten Wirkung der Güter auf den Menschen ableiten und dementsprechend kann nur die ganze Kombination bewertet werden. Mit der sehr knappen Feststellung, dass der Wert des einzelnen Komplementes im Rahmen der Wertgrösse der vollständigen Kombination variieren könne, gibt sich Gossen zufrieden. Sehr einfach sieht er die Sache auch bei den Produktivmitteln, deren Wert abhängig sei von demjenigen der mit ihrer Hilfe gewonnenen Produkte. Die Variation ihres Wertes entspricht also der des Endproduktes. Wir erkennen heute die Lücke, die Gossen hier bei der Ausarbeitung seiner Theorie offen liess — eine Lücke, die zu schliessen sich denn auch die späteren Generationen der Werttheoretiker aufgemacht haben.

Das von Gossen formulierte allgemeine Wertgesetz können wir nicht mehr als „natürliche“ Erscheinung des Verhältnisses zwischen Wirtschaftler und Gut bezeichnen; es ist bereits ein *Ergebnis einer bestimmten Beurteilung und Rangierung der Zustände der Aussenwelt* und entspringt einem in des Menschen Vorstellung geltenden Bedürfnissystem. Der rationale Mensch wird die Güter seinen Bedürfnissen gemäss so in eine Wertordnung bringen, dass er sagen kann: „Von Allem, welches überhaupt Werth erlangen kann, hat nur ein bestimmtes mehr oder weniger grosses Mass Werth, eine Vermehrung dieses Masses über diesen Punkt hinaus bleibt werthlos. Dieser Werthlosigkeit nähert sich die Sache immer mehr mit der Vergrösserung des Masses, so dass mithin das Erste, was von einer Sache Werth erhält, den höchsten Werth hat, jedes neu Hinzukommende von gleicher Grösse einen mindern Werth, bis zuletzt Werthlosigkeit eintritt“¹⁰.

schaffenheit bestimmten Gutes bestimmten Verwendungsweisen in einem bestimmten Zeitraum zu widmen in Betracht gezogen hat und wenn es nun ausser dieser bestimmten Menge noch eine weitere Teilmenge desselben Gutes einer dieser selben Verwendungsweisen in eben demselben Zeitraum widmen will —: so ist der von dieser letzteren Widmung bei voller Berücksichtigung aller massgebenden Verhältnisse zu erwartende unmittelbare Nutzen kleiner oder höchstens ebenso gross wie der Nutzen, welcher von jeder einzelnen gleich grossen Teilmenge jener ersteren, diesen bestimmten Verwendungen bisher schon zugeordneten Gutsmenge zu erwarten war. Und umgekehrt“. Allerdings um Einiges komplizierter als Gossens Formulierung!

⁹ Für mathematische Leser fügt Gossen bei, dass eine stufenförmige, gebrochene Nutzenkurve sich ohne grosse Schwierigkeiten in eine kontinuierliche verwandeln lasse (S. 32). Bei Gossen kommt eine Verwandlung in eine Gerade in Betracht.

¹⁰ G o s s e n, S. 33.

Der Mensch bedarf zur Befriedigung seiner Bedürfnisse einer Mehrzahl von Gütern, hat aber die Mittel nicht, sich alle bis zur Sättigung, d. h. bis dahin zu verschaffen, wo ihr Wert gleich null wäre. Dies zwingt ihn zu einer Massnahme den Werten gegenüber, wie sie das 2. G. G. für die Genüsse umschrieb. Er muss sich immer den grössten Wert unter allen möglichen beschaffen. „Wenn seine Kräfte nicht ausreichen, alle möglichen Genussmittel sich vollaus zu verschaffen, muss der Mensch sich ein jedes so weit verschaffen, dass die letzten Atome bei einem jeden noch für ihn gleichen Werth behalten“¹¹. Als Kernproblem des Wirtschaftens taucht hier die Frage nach der Verwendung der beschränkten Mittel auf. So muss z. B. mit dem Aufwand an Kraft ausgehalten werden — einer Kraft, die für die Beschaffung aller Genussgüter als einheitliche Grösse angenommen wird¹². Die Kosteneinheit „Kraft“ wird von Gossen als subjektiv in gleiche Quanten teilbar angenommen. Auf dieses einheitliche Mittel bezogen ist die Verteilung auf die Güter mit höchstem Wert, nach einem zum 2. G. G. analogen Satz — jetzt aber angewendet auf die abnehmende Wertreihe der Teilnutzenordnungen — für das Individuum am vorteilhaftesten¹³. Trotz den Schwierigkeiten, die der vereinfachenden Annahme in der Wirklichkeit entgegenstehen, hält Gossen die beiden Grundregeln der Wertbestimmung aufrecht. Wir bezeichnen sie als *erstes und als zweites Wertgesetz* — eingedenk der Tatsache, dass sie mit dem ursprünglicheren 1. oder 2. G. G. nur formal übereinstimmen. Dem zweiten Wertgesetz misst Gossen die grösste Bedeutung innerhalb der national-ökonomischen Theorie bei; es ist seines Erachtens die vornehmste und wichtigste Aufgabe, sich mit Verwendung immaterieller und materieller Güter der

¹¹ Gossen, S. 33.

¹² Erst eine einheitliche Dimension für Aufwand und Nutzen macht die Auswahl der zu erstellenden Produkte nach dem zweiten Wertgesetz möglich. Gütermengen als solche können in ihrer Bedeutung für den Menschen nicht ohne weiteres verglichen werden; die verschiedenen Grössen der den Teilmengen entsprechenden Werte wären nur solange für die Wahl allein entscheidend, als der Beschaffung der Konsumgüter keine Hindernisse im Wege stehen würden. (In jenem besonderen Fall wäre noch — wie wir dies bereits bei Behandlung des 2. G. G. erwähnt haben — der Wert pro Zeiteinheit zu berücksichtigen.) Dieser Sonderfall ist aber der menschlichen Erfahrung völlig fremd und kann uns nur solange beschäftigen, als wir in unserer Vorstellung in paradiesischen Gefilden zu leben wännen. Dagegen ist unsere Welt eine der beschränkten Mittel, der Knappheit; wir haben für unsere Genüsse etwas zu opfern — die *Beschaffung der Konsumgüter kostet uns etwas*. Gossen meint, in den „Kräften“ des Menschen eine Vergleichsbasis des Aufwandes, eine allgemeine Kostengrösse gefunden zu haben, die mitbestimmend für die Zuordnung der Mittel auf die Güter sein müsse.

¹³ Es ist nicht leicht, sich eine einheitliche Kostengrösse überhaupt vorstellen zu können. Unmöglich ist es bei der von Gossen gewählten physischen Einheit „Kraft“. Solange diese in physikalisch-objektiven Masszahlen ausgedrückt wäre, möchten wir sie in unserer einfachen Wertrechnung noch verwenden; in diesen Einheiten ist sie jedoch für das wirtschaftliche Handeln nicht ausschlaggebend, denn hier wiederum spielt ihre psychische Wirkung eine Rolle, und damit fällt auch die rechenbare objektive Einheitlichkeit, die sie in Gossens Beispielen als Kostengrösse so einfach verwenden lässt.

Aussenwelt ein subjektives Maximum an „Wert“ zu schaffen, und diese Aufgabe stellt das Objekt der wissenschaftlichen Nationalökonomie dar¹⁴.

Die Anwendung des ersten und zweiten Wertgesetzes auf die beiden ersten Güterklassen (Kosumgüter und komplementäre Güter) glaubt Gossen als bewiesen annehmen zu dürfen; schliesslich sollen sie auch mit geringen Modifikationen auf die Güter der dritten Klasse anwendbar sein: der Aufwand an Kraft bei ihrer Gewinnung hat sich nach dem Endresultat — nämlich den in letzter Linie zu erwartenden Genussmitteln — zu richten. Auf diese aber sind die beiden Wertgesetze ohne Einschränkung anzuwenden.

III. Beschwerde und Wertbildung

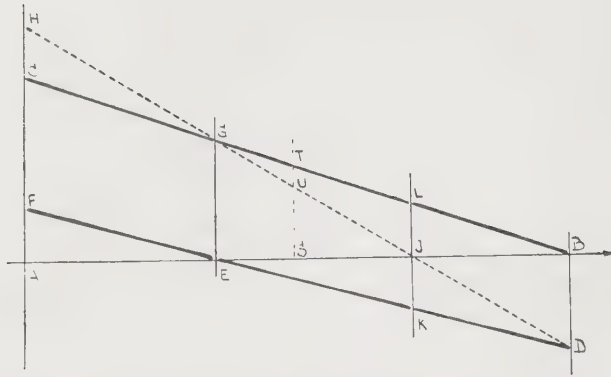
Erinnern wir uns an die Ausführungen Gossens im Zusammenhang mit der Darstellung der Beschwerde. Die Einflussnahme des Menschen auf die Umwelt, seine Tätigkeit (bei Gossen: das Vornehmen von Bewegung), verursacht zum Teil Genuss, zum Teil Beschwerde. Sofern die Tätigkeit genussbringend ist (in direktem Sinne), wird sie zweifellos positiv bewertet und kann den Genussgesetzen und somit auch den dargelegten Wertgesetzen unterstellt werden. Wir haben festgehalten, dass Gossen jede Tätigkeit — unbeschauen der beim Menschen ausgelösten positiven oder negativen Gefühle — als Arbeit bezeichnet, wobei er als Abgrenzung gegen jene Beschäftigungen, die selbst Endzweck sind (sportliche, manchmal künstlerische, Liebhabereien usw.), die Mittel-Zweck-Beziehung der Arbeit betont. „Das Vornehmen von Bewegung, abgesehen davon, ob die Bewegung selbst genussbringend oder beschwerdeverursachend wirkt, in der Absicht, etwas neues Genussbringendes d. h. Werthvolles zu schaffen, nennen wir nun bekanntlich „arbeiten“, ...“¹. Wir wollen, soweit wir die Gedankengänge Gossens entwickeln, uns seiner eigenen Terminologie bedienen und müssen also die Gefühlselemente, ausgelöst durch die menschliche Tätigkeit, „Arbeitsgenuss“ und „Arbeitsbeschwerde“ voneinander unterscheiden. So ergibt sich denn, dass die produktive Leistung, gerichtet auf die Beschaffung von Gütern, nicht nur den Genuss an diesen zu stiften imstande ist, sondern darüber hinaus ist die Grösse des mitbewirkten Arbeitsgenusses als Addend zu setzen. Ist aber das durch die Tätigkeit verursachte Gefühl negativ, so muss der resultierende Gütergenuss um die Arbeitsbeschwerde vermindert werden. Wir demonstrieren den Gedanken anhand unserer graphischen Darstellung (vgl. Fig. 7).

ABC stellt die Grösse eines Genusses dar: AB die zu einer Bereitung nötige Gütermenge; ABDEF die zu deren Beschaffung nötige Arbeitsmenge. Es sei leicht ersichtlich, meint Gossen, dass die Gütermenge AE nicht nur den Genuss AEGC zur Folge habe, sondern zusätzlich noch den Arbeitsgenuss AEF bereite.

¹⁴ Die Gossensche Auffassung einer Kongruenz zwischen den Begriffen „Wert“ und „Genuss“ lässt es zu, dass er — im Hinblick auf das dem menschlichen Handeln implizierte Ziel, den grössten Lebensgenuss zu erreichen — unsere Wissenschaft als „Genusslehre“ umbenennen möchte (S. 34).

¹ Gossen, S. 38.

Fig. 7



Der Gütermenge AE entspreche somit der Gesamtgenuss AEGH ($AF = CH$). Die Beschaffung von Güterteilen über AE hinaus habe aber Arbeitsbeschwerde zur Folge, die vom durch das Genussmittel geschaffenen Gesamtgenuss abgezogen werden muss ($BDE = BDG$). Würde sich der Wirtschaftler die ganze Gütermenge AB erarbeiten, so würde die Beschwerde von J weg überwiegen, und — da der Mensch nicht die Beschwerde als Zweck seiner Tätigkeit betrachtet sondern den Genuss — so muss denn die Bereitung von Nutzen über JB unterbleiben (BJL); damit fällt aber auch die Beschwerde BDKJ weg. Die Fläche grösstmöglichen Genusses ist durch das Dreieck AJH dargestellt und ergibt sich aus der Bedingung, dass der Bereitung der Genussmittel bis dahin nachgegangen werde, wo der Genussgrad (JL) und der entsprechende Beschwerdegrad (JK) gleich gross sind: „... , dass wir durch Arbeit die Summe unseres Lebensgenusses so lange zu erhöhen im Stande sind, als der Genuss des durch Arbeit Geschaffenen höher zu schätzen ist als die durch die Arbeit verursachte Beschwerde“². Es zeigt sich in der von Gossen entwickelten Darstellung von neuem, dass er die Begriffe „Genuss“ und „Wert“ miteinander identifiziert, gleichzeitig aber auch noch den Differenzbetrag aus der Gegenüberstellung von Genuss und Beschwerde mit „Wert“ bezeichnet³. Aus dieser

² G o s s e n, S. 38.

³ Vgl. die graphische Darstellung von Gossen (S. 39, Fig. 15). Der Differenzbetrag zwischen Genuss und Beschwerde hat für die Entscheidung des Individuums grosse Bedeutung; er darf aber nicht mit dem Begriff des „Wertes“ gleichgesetzt werden. Die moderne Nationalökonomie hat den Wertbegriff nun einmal an den Grenznutzen gebunden (auch Gossen zum Teil), und daran wollen auch wir uns halten. Aus unserer Graphik wird klar, dass die Beschwerde auf den Wert nicht einwirken kann (vgl. dazu schon Menger, Grundsätze, S. 120), sondern nur auf die Differenzfläche, dargestellt durch den Nutzenüberschuss über die Beschwerde, die wir kurz als *Nutzenge Gewinn* bezeichnen wollen. Es liegt deshalb ganz in der Linie unserer Erklärung und Begriffsbestimmung, wenn wir die Behauptung der österreichischen Theoretiker gegenüber ihren Diskussionspartnern stützen: die Arbeit hat keinen Einfluss auf den Wert. Es ist aber andererseits aus den von beiden Seiten an-

Unklarheit Gossens lassen sich eine Reihe von verschiedenen Interpretationen ableiten, die zuletzt vielleicht nicht ganz unschuldig sind an den Meinungsverschiedenheiten der sich auf Gossen berufenden Wissenschaftler⁴. Ein deutliches Beispiel Gossenscher Aequivokation zeigt sich im folgenden Zitat: „... , dass der Werth ein Grösstes erreicht, wenn die Quantität ad (in unserer Graphik AJ) geschaffen wird, d. h., wenn das Schaffen so lange fortgesetzt wird, bis die Beschwerde dem Werthe gleich wird“⁵.

Nachdem nun Gossen den Elementarfall der Veränderung des Nutzengewinnes beim Konsum eines Gutes unter Aufwand von Arbeitsbeschwerde untersucht hat, erweitert er seine Aussage auf mehrere Güter (erster Klasse). Verschiedene Schwierigkeiten tauchen dabei auf, die er mit möglichst einfachen Annahmen zu beheben versucht. Das Einheitliche des Wertes der verschiedenen Güter besteht in der Gleichheit der Genüsse, die sie liefern und die vom Individuum aus direkt miteinander vergleichbar sind. Gossen, der sich eine einfache — aber deshalb in gewissen Belangen vielleicht komplizierter zu umschreibende — Wirtschaft als Erklärungsziel vorgenommen hat, weiss, dass die zur Beschaffung und Herstellung der verschiedenen Gütereinheiten nötige „Kraft“ sehr variabel sein kann. Für den Wirtschaftler ergeben sich dadurch einige Probleme: er muss z. B. über verschiedene Beschwerdeabläufe in Gegenüberstellung zu bestimmten Genusskurven Urteile fällen und erst noch eine Verteilung der ersteren auf die letzteren vornehmen. Diese Zuteilung der Arbeitsmengen auf die verschiedenen Güter ist nicht leicht; besonders dann nicht, wenn man sich den isolierten Wirtschaftler denkt, der beispielsweise zu einem Entschluss kommen will, wie lange er dem Fischfang und der Hühnerzucht obliegen soll, um sich Nahrungsmittel, wie viel Zeit er dem Zimmern eines Sessels widmen darf, um sich ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen — was immer die unzähligen Beschäftigungsmöglichkeiten sein mögen, uns bekannt aus den Schilderungen bekannter Robinsonaden, in denen der ganze Aufwand, das einzige Kostenelement nur in Form der menschlichen körperlichen und geistigen Arbeit sich ausdrückt. Indem Gossen seine Untersuchungen an einer isolierten Einzelwirtschaft vornimmt, die keine Geldpreise für Güter oder Arbeitsleistungen kennt, macht er sich seine Aufgabe schwerer als sie eigentlich ist; nicht zuletzt auch deshalb, weil er seine Ergebnisse in einer algebrisch-arithmetischen Rechnung verwenden will und den Formelapparat, den er erstmals für die Genussgesetze entwickelte, nun auch ebenso einfach auf die Beschwerde ausdehnen möchte. Bei der Erstellung eines rechenbaren Verhältnisses zwischen Genuss und Arbeit schleicht sich ein Fehler in seine Ableitung ein, der allerdings, zum Guten der folgenden Ausführungen, keine

geführten Beispielen zu erkennen, dass die Gesprächspartner nicht den gleichen Tatbestand im Auge hatten; die englischen Fachleute zielten mehr auf eine Erklärung des Nutzengewinnes, und auf ihn kann eine Beeinflussung durch die Arbeitsunlust, die Beschwerde, nicht in Abrede gestellt werden. Vgl. auch Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft, S. 46.

⁴ Bei Gossen heisst es z. B.: der „Wert“ von J (gemeint ist die Teilmenge J) sei null; oder aber: der „Wert“ ST wird vermindert um die Beschwerde TU. Zuletzt stellt aber auch die Fläche AJH den „Wert“ dar!

⁵ Gossen, S. 39.

zu schwerwiegenden Konsequenzen für seine Untersuchungen und deren Richtigkeit hat⁷.

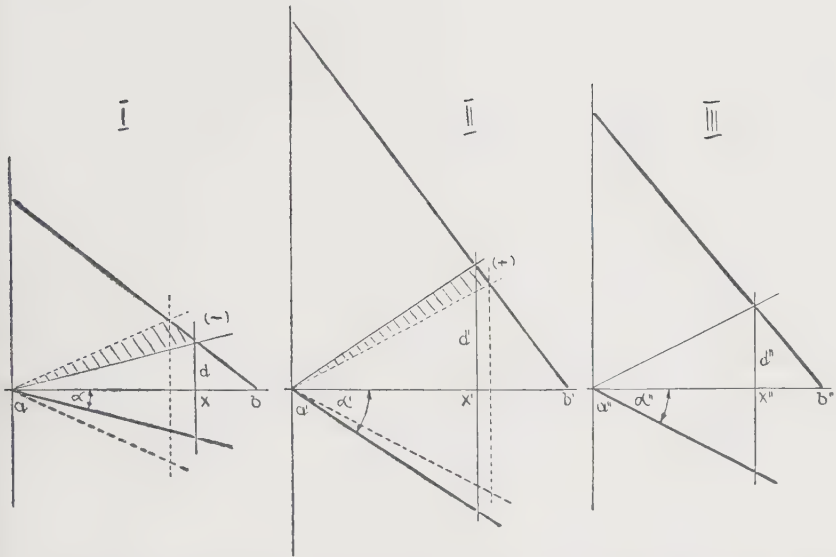
In der Absicht, die Gütereinheiten der verschiedenen Güterarten in ihren Genussleistungen und ihrer Beschwerdeverursachung direkt vergleichbar zu machen, nimmt Gossen Zuflucht zu einer gekünstelten Lösung, die darin besteht, die Gütereinheiten auf *ein Mass gemeinsamer Kraftanstrengung zu bringen*. Nun, bei allem guten Willen, vereinfachende psychologische Annahmen in der wirtschaftstheoretischen Analyse zu dulden, muss man dieses Unterfangen doch recht kritisch beurteilen und dann — verurteilen. Der Nutzen, der am einzelnen Güterteile hängt, rechtfertigt eine bestimmte Beschwerde zur Beschaffung gerade dieses Gutsquantums; während ein anderer Nutzen, bei einem andersartigen Gutsteil, je nach dem eine grössere oder kleinere Beschwerde nötig macht; beide sind aber nicht besser vergleichbar, wenn die Gütereinheiten graphisch in Arbeits-Zeit-Einheiten umgewandelt werden, nur um Nutzen- und Beschwerdegrad direkt miteinander abrechnen zu können. Es ist überhaupt fraglich (selbst wenn man aus didaktischen Gründen ein solches Verfahren noch zur Anwendung gelangen lassen möchte), ob eine derartige Umrechnung für den psychischen Nutzen-Beschwerde-Vergleich irgendwie hilft oder nötig ist. Das handelnde Individuum muss den Nutzengrad letzten Endes doch in einmaligem Verfahren mit dem Beschwerdegrad vergleichen (beide einem konkreten Güterteile entsprechend); und es gibt keine einheitliche Form der Arbeitskraftmenge, noch eine Einheitsform der Gütermenge, die diesen psychischen Vergleich erleichtern könnte. — In unserer Gefühls- und Vorstellungswelt sind wir aber in der Lage, die komplizierten Lust- und Leidquanten direkt miteinander in Beziehung zu setzen.

In Anlehnung und Ergänzung zu Gossens Text wollen wir im folgenden kurz zwei verschiedene Darstellungsarten des Problems der Aufteilung von Beschwerde auf die Beschaffung der verschiedenen Genüsse wiedergeben; beide Formen finden sich bei Nationalökonomien, die Gossens Theorie weiterentwickelten.

Eine erste Erklärungsweise schliesst sich eng an Gossen an (vgl. unsere Fig. 8). Auf drei Güterarten (I, II, III) soll die Arbeitskraft (einfachheitshalber nehmen wir nur Beschwerde verursachende Arbeitskraft an) verteilt werden. Die Genussintensitäten sind durch die Bedürfnisse und Wünsche des Individuums gegeben. Bei der Darstellung der Beschwerde zeigen sich aber gewisse Schwierigkeiten, die Gossen sicherlich zu seiner unrealistischen Massnahme gezwungen haben dürften (vgl. unsere Bemerkungen auf vorstehender Seite). Der Mensch hat einen gewissen Fonds an Arbeitskraft zur Verfügung, Arbeitskraft, die er aber durchaus nicht einheitlich einsetzen kann — und jedem andersartigen Einsatz entspricht wiederum eine andere, grössere oder kleinere subjektive Beschwerde. Diese Arbeitsbeschwerde ist sicher bis zu einem gewissen Grade durch die objektive Beschaffenheit des zu erzeugenden Gutes bestimmt; zwischen den auf die einzelnen Güterarten verwendeten Kraftanstrengungen besteht aber eine sehr deutliche Abhängigkeit:

⁷ Vgl. Gossen, S. 40.

Fig. 8



a) Die Arbeitsintensitäten bei der einen Arbeitsart (und damit auch die Beschwerde) kann vermindert und an einer anderen Stelle eingesetzt werden. Je nach Verlauf der Nutzenkurve ist eine Verbesserung des Arbeitsergebnisses von einer solchen Substitution zu erwarten.

b) Die Steigung einer Beschwerdekurve (Neigungswinkel α der Geraden) ist abhängig von der ganzen geleisteten Arbeitsmenge und variiert solange, bis die definitiven Arbeitsquoten bei allen Gütern festgelegt sind. Jedes neu auftretende Bedürfnis, das eine gewisse Arbeitskraft an sich zieht, verändert auch die Steigungen der Beschwerdekurven aller übrigen Anstrengungen.

Wir haben nur zwei Schwierigkeiten der Aufteilung der Arbeit auf die verschiedenen Güterarten erwähnt; sie zeigen vor allem das Problem der *Interdependenz sämtlicher Arbeitsleistungen* und dokumentieren die Unmöglichkeit, ein einheitliches Mass der subjektiven Beschwerde in einer bestimmten Arbeitsleistung pro Gut festzuhalten. Zudem sind die Arbeitsaufwände an den verschiedenen Güterarten untereinander in weitem Ausmasse substituierbar, was den ganzen Fragenkomplex noch komplizierter werden lässt. An unserer Graphik vorgeführt heisst dies, dass durch ein wirtschaftendes Subjekt mit Vorteil eine Veränderung der Arbeitsintensität und Leistungskraft derart zwischen Gut I und Gut II vorgenommen werde, dass die Arbeit bei I etwas beschwerlicher wird (die Beschwerdegerade bildet mit ab ein grösseres α — die Nutzengewinnfläche, die schraffiert ist, fällt weg), dafür weniger beschwerlich bei II (die Nutzengewinnfläche, welche schraffiert ist, kommt hinzu). Solange die gewonnene Nutzenfläche grösser ist als die verlorene, ist die Verlegung der Arbeitskraft von I auf II für den Wirtschaftler vorteilhaft.

Die Vorstellung einer *Substitution der Arbeitsleistung* bei einem Gut durch jene bei einem anderen führt zur Verwendung und *Gegenüberstellung der Elastizitäten von Genuss- und Beschwerdekurven*; so liesse sich wenigstens das analytische Problem scheinbar lösen — nicht aber das psychische, das in der aktuellen Gegenüberstellung Genuss/Beschwerde besteht, für welche beiden Grössen kein einheitlicher Ausdruck gefunden werden kann. — Wir können den verunglückten Versuch Gossens nicht heilen; wir können nichts Einfacheres oder Besseres an seine Stelle setzen. Die Verteilung der Arbeitskraft auf die verschiedenen Güter und damit diejenige des subjektiven Arbeitsleides auf die Nutzen, bleibt rechnerisch unlösbar. Hier liegt eine Grenze der Gossenschen und auch der modernen „Mathematik“.

Hat das Individuum jedoch einmal eine bestimmte Vorstellung der Beschwerdekurven gewonnen, hat es den verfügbaren Fonds an Arbeitskraft auf die verschiedenen Genüsse verteilt, dann kann die Gültigkeit von Gossens Satz anerkannt werden: „Um ein Grösstes von Lebensgenuss zu erhalten, hat der Mensch seine Zeit und Kräfte auf die Bereitung der verschiedenen Genüsse der Art zu verteilen, dass der Werth des letzten bei jedem Genuss geschaffenen Atoms der Grösse der Beschwerde gleich kommt, die es ihm verursachen würde, wenn er dieses Atom in dem letzten Moment der Kraftentwicklung schaffte“⁸. M. a. W.: *Ein Maximum an Nutzengewinn für das Subjekt entsteht, wenn in den einzelnen Güterarten Grenzarbeitsleid und Grenznutzen gleich sind*⁹. Unsere Fig. 8 gibt die Situation in diesem Augenblicke wieder: ax , $a'x'$ und $a''x''$ sind die produzierten und konsumierten entsprechenden Güterquanten. Die *Grenznutzen*, bei denen die Beschaffung weiterer Gütereinheiten abgebrochen wird, d , d' und d'' sind aber *nicht gleich gross*. Wäre es da nicht naheliegend, die vorstehend aufgeführte Gesetzmässigkeit als Widerlegung des zweiten Gossenschen Satzes zu betrachten? Unseres Erachtens wäre dieser kritische Einwand unberechtigt, denn — und damit ist der widerspruchsfreie Zusammenhang in Gossens Argumentation belegt — das 2. G. G. gilt unter der Bedingung, dass der Mensch nur den Genuss zu maximieren habe und bei der Beschaffung der Güter nicht auf die Beschwerde Rücksicht zu nehmen brauche. —

Die andere Darstellungsweise betrachtet nur den Nutzengewinn¹⁰ (unsere punktierte Fläche). Das menschliche Handeln richte sich ganz nach diesem

⁸ Gossen, S. 45.

⁹ Wir betonen, dass diese Aussage im Rahmen der Gossenschen Annahme beurteilt werden muss und dann auch gerechtfertigt erscheint. Ueber ihren logischen Gehalt lässt sich nicht streiten; sie bietet aber wenig Hilfe für die Verteilung der Arbeitseinheiten auf die zu beschaffenden Gütereinheiten. Auf alle Fälle ist das Gesetz durch eine realistische Beweisführung nicht zu erbringen. Ueber seine ökonomische Relevanz möchten wir uns daher nicht weiter auslassen.

¹⁰ Illy (Gesetz des Grenznutzens, S. 63) nennt sie Gewinn; die englische Literatur verwendet den Ausdruck „Konsumentenrente“. Vgl. Fisher, a. a. O., S. 19; Wicksteed, *The Common Sense*, S. 469; Dupuit, *De la mesure de l'utilité des travaux publics*, in: *Ecrits choisis*, Turin 1933, S. 38, 40, 41; Weinberger, *Mathematische Volkswirtschaftslehre*, Leipzig-Berlin 1930, S. 140 ff. (Diese Autoren sehen aber auf der Beschwerde-Seite übertragene Kosteneinheiten, nämlich Geld-einheiten.) Liefmann, *Zur psychischen Wirtschaftstheorie*, S. 281.

Nutzenüberschuss; die gegenseitige Abrechnung von Genuss und Beschwerde entziehe sich dem Bewusstsein und nur das Ergebnis, die Konstatierung eines bestimmten Nutzengewinnes gehe in den ökonomischen Kalkül ein. Da wir nur durch verallgemeinernde Introspektion die Richtigkeit der einen oder anderen Darstellungsweise belegen könnten, wollen wir auch dieses zweite Verfahren in unseren Ausführungen gelten lassen. Bei ausschliesslicher Anwendung dieses Verfahrens wären allerdings einige Konsequenzen zu ziehen: Eine Feststellung des 1. G. G. und des Gesetzes der Beschwerdezunahme wären nicht mehr sinnvoll. An ihre Stelle würde ein Gesetz des abnehmenden Nutzengewinnes treten, wobei dann vom Individuum in der Güteranschaffung so weit gegangen würde, dass die letzten zugelegten Gütereinheiten keinen Nutzengewinn mehr abwürfen. (Wenn dann, was dieser Auffassung sicher entsprechen würde, „Nutzengewinn“ und „Nutzen“ synonym verwendet werden, erhielten wir etwa die folgende Formulierung des Maximumgesetzes: Der grösste Betrag an Gesamtnutzen entsteht für das Subjekt dann, wenn die Gütereinheiten, die zusätzlich beschafft werden, keinen Nutzen mehr abwerfen.) — Wir wollen uns nicht mehr länger mit dieser zweiten Variante der Wertrechnung hier beschäftigen, da sie der Auffassung Gossens nicht entspricht und auch eine Reihe von Modifikationen in den von ihm statuierten Sätzen nahelegen würde. Ausserdem scheint uns diese Darlegung des ökonomischen Kalküls gegenüber der Wirklichkeit tatsächlich vereinfachend und abkürzend zu sein, wenn auch das Ergebnis nach beiden Arten (definitions-gemäss und nach der Graphik) gleich sein muss.

Bei unserer bisherigen Behandlung der Beziehungen zwischen Nutzen und Beschwerde haben wir den Terminus „Kosten“ wenn immer möglich vermieden. Kosten in ökonomischer Bedeutung bedingen unserer Ansicht nach Merkmale, die wir bis jetzt für die Beschwerde, für das Arbeitsleid, nicht hätten aufzeigen können: sie müssen über das subjektive Empfinden und über die subjektive Vorstellung hinaus in Einheiten ausgedrückt werden können — Einheiten, die einen willkürlichen Einsatz und beliebige Dosierung der Kosten auf einen bestimmten Nutzen möglich machen; sie müssen gegeneinander vollkommen substitutiv verwendet werden können. Die Grösse der Beschwerde oder des Arbeitsleides lässt aber eine derartige Charakterisierung nicht zu und folglich auch nicht eine Rechnung, wie sie mit objektiven Kosteneinheiten geführt werden könnte. Die beiden von uns dargelegten Kalküls können auch nicht als Kostenrechnungen im heutigen Wortsinne bezeichnet werden; sie sind nur eine Vorstufe zu diesen, entsprechen aber der Gegenüberstellung von Nutzen und Arbeitsleid besser. So lässt sich z. B. nach unserer Darstellung kein Nutzen-Ertrag pro Arbeitsleideinheit errechnen: eine Anforderung, die an eine moderne Kostentheorie aber gestellt werden darf. Wir haben denn auch nicht untersucht, ob das wertende Subjekt sich nicht etwa nach dem Verhältnis Nutzenmenge pro Kosteneinheit verhalten wird, weil dieses Verfahren mit einer psychischen Kostengrösse nicht durchzuführen wäre und ausserdem ein gleiches Hauptergebnis liefern müsste: Ein Maximum an Nutzen fällt dem Individuum dann zu, wenn es seinen Aufwand an Kosteneinheiten so weit ausdehnt, dass *Grenzkosten und Grenznutzen bei den einzelnen Güter-*

*beschaffungsarten gleich sind*¹¹. Diese „moderne“ Kostenvorstellung impliziert aber meistens die Möglichkeit, den Nutzen pro Kosteneinheit (Nutzen ebenfalls in Einheiten!) rechnen zu können; damit würde die Maximumformel um ein beträchtliches erweitert, da jetzt gefolgert werden könnte: Nicht nur müssen die Grenzkosten den Grenznutzen bei den einzelnen Güterarten gleich werden, sondern jede beliebige Kostenmenge müsste so auf die zu beschaffenden Gütereinheiten verteilt werden, dass das Verhältnis Nutzen pro Kosteneinheit in allen Mittelverwendungen ein Gleiches wäre. (Unsere Fig. 8 müsste, um diese These zu veranschaulichen, gründlich umgearbeitet werden: Auf der Abszisse müssten gleiche Kosteneinheiten aufgetragen werden, die den Kosten entsprechenden Güternutzen in der y-Richtung. Damit wären die Basisstrecken ab , $a'b'$, $a''b''$ unserer Nutzenflächen direkt vergleichbar geworden und auch die Absicht Gossens bis zu einem gewissen Grade in Erfüllung gegangen¹².)

Genuss und Beschwerde in der realistischen Fassung Gossens lassen aber eine derart weitgehende Abstraktion nicht zu. Die Entwicklung der modernen Werttheorie (die ausserdem von der Preistheorie fast völlig verdrängt wurde) zeigt eine strenge Linie zur Ent-Konkretisierung der Gossenschen theoretischen Elemente, die heute brauchbare Werkzeuge für beliebige preistheoretische Manipulationen geworden sind. — Die heutige Nationalökonomie geht der Diskussion um die Beziehung zwischen Nutzen und Beschwerde beim isolierten Wirtschaftler aus dem Wege. Sie vereinfacht sich das Bild des ökonomischen Kalküls, indem sie die individuellen Entscheidungen *über die Geldrechnung* beurteilt. In der Geldeinheit findet sie das gemeinsame Mass aller Aufwendungen. Auf diese Weise wird der komplizierte Gedankenknoten Gossens zerhauen: Die Beschaffung von Nutzen erfordert eine Form des Aufwandes in Einheiten, die wir Kosten nennen (Geldeinheiten). Diese Kosteneinheiten sind aber ihrer Entstehung nach an unsere wirtschaftliche Tätigkeit gebunden und reflektieren unser Arbeitsleid, m.a.W. Nutzen und Beschwerde lassen sich über unser Geldeinkommen vergleichen¹³.

¹¹ Zu den Theoretikern, die diese Formulierung akzeptieren, gehören nach Stigler (a. a. O.): Jevons (S. 13, 29), Wicksteed (S. 43), Marshall (S. 97), Edgeworth (S. 110, 130), Böhm-Bawerk (S. 184) und Clark (S. 299). Vgl. auch Jevons, a. a. O., S. 160 ff.; Pantaleoni, a. a. O., S. 105 ff.; Böhm-Bawerk, *Positive Theorie d. Kapitals*, 1. Bd., S. 225 (etwas unklare Haltung); derselbe, a. a. O., 2. Bd., S. 194 ff.

¹² „Wenn man sich nämlich die Bilder der einzelnen Genüsse so construirt denkt, dass die Grundlinien derselben in ein solches Verhältnis treten, wie es dem Mass der aufzuwendenden Kraft und Zeit entspricht, um sich die betreffenden Genüsse vollaus zu verschaffen; so repräsentiren gleich grosse Stücke dieser Grundlinien, wo man diese auch nehmen mag, die gleich grosse Kraftäusserung; sie können daher, ohne die Grösse der Beschwerde dadurch irgend wie zu verändern, beliebig eines für das andere substituirt werden“. (Gossen, S. 40.)

¹³ Unter strengsten Voraussetzungen wird die Gossensche These von Pigou (*The Economics of Stationary States*, London 1935, S. 37) gehalten. *Grenzarbeitsleid* und *Grenznutzen* stehen sich in dieser Auffassung als letztes Regulativ des wirtschaftlichen Handelns gegenüber und finden ihren Niederschlag in den Sätzen, die man als „pain-cost-Variante“ der Werttheorie zu bezeichnen pflegt. So umschreibt z. B.

IV. Wirtschaftliches Handeln und Wohlfahrtsrechnung

Gossens Wertsätze führen zu bestimmten Aussagen über das wirtschaftliche Handeln des Menschen; wir wollen diese Postulate zuerst einmal nach der Seite produktiver, dann nach der Seite konsumtiver Tätigkeit hin durchleuchten.

Voraus nimmt Gossen die Frage nach der Beeinflussung der Arbeitsmenge durch eine Veränderung der Nutzen. Betrachten wir den Fall der keinen Aufwand erfordernden *freien Güter*; ihr Vorhandensein, behauptet Gossen mit Recht, beeinflusst die zu leistende Arbeitsmenge nicht, da die Befriedigung der Bedürfnisse mit diesen Gütern keine beschränkten Mittel berücksichtigen muss und deshalb immer bis zum gewünschten Grade gesenkt oder zur völligen Sättigung gebracht werden kann¹. Anderer Art ist jedoch die Wirkung sich verändernder Nutzengrößen auf die Arbeitsaufwände bei wirtschaftlichen Gütern². Das beobachtete Subjekt wird in einem Gleichgewichtszustand angenommen, d. h. Nutzen- und Arbeitsleidgrade sind einander gleich; kommt nun ein neuer Genuss hinzu, der durch Aufwand an Arbeit beschafft werden kann, oder vergrößern sich die Intensitäten eines bereits berücksichtigten Genusses, so geht auch das Arbeitsquantum mit, d. h. es wird vergrößert. Das zunehmende Arbeitsleid verhindert aber ein Steigen der aufgewendeten Arbeitskraft um das Ausmass des neuen Genusses, und — was Gossen allerdings nicht erwähnt — es tritt eine Rückwirkung auf die Gleich-

Jevons (a. a. O., S. 156) das Gleichgewicht zwischen Wert und Arbeit: „Der Wert allein hängt vom Grenznutzengrad ab. Wie können wir diesen Grad des Nutzens verändern? — Dadurch, dass wir mehr oder weniger vom Gute zum Verbrauchen haben. Und wie sollen wir mehr oder weniger davon erhalten? — Dadurch, dass wir mehr oder weniger arbeiten, um einen Vorrat zu erhalten“. Das „mehr oder weniger arbeiten“ findet seine Bestimmung in der Grösse der Unlust, des „negativen Nutzens“ der Arbeit. Vgl. Bousquet, *Institutes*, S. 57; Bilimovič, *Zur Frage d. Bewertung*, S. 665; derselbe, *Ein neuer Versuch der Bemessung des Grenznutzens*, in: *Zeitschrift f. Nationalökonomie*, 4. Bd., 1933, S. 168; Bortkiewicz, a. a. O., S. 187; Bilimovič, *Die Preis- und Wertlehre*, S. 102: „... , wird der Mensch solange arbeiten, als die positive Befriedigung durch die Produkte der Arbeit, ihre subjektive Mühe übersteigt“. Ebenso Böhm-Bawerk, *Positive Theorie des Kapitals*, 1. Bd., S. 225, 231; derselbe, *Der letzte Massstab des Güterwertes*, in: *Gesammelte Schriften*, Wien/Leipzig 1924, S. 458, 459. Pigou, a. a. O., S. 35: „... , he (Robinson) is doing such quantity of work that his aversion from the marginal unit of work is equal to his desire for the product of the marginal unit, or, more briefly, for the marginal product“. — Aber auch die „alternative-cost-Variante“ der Werttheorie kann sich mit dieser allgemeinen Formulierung einverstanden erklären. Vgl. Pantaleoni, a. a. O., S. 105, 106-109 („Arbeitsleid“ als „Nutzen entgangener Musse“); Wicksteed, *Common Sense*, S. 76, 522; Wieser, *Theorie d. gesellsch. Wirtschaft*, S. 46 (nicht besonders deutlich ausgedrückt!); Stigler, a. a. O., S. 29.

¹ Gossen, S. 56: „Durch die ohne sein Zuthun dem Menschen zufallenden Genüsse wird in der zu verrichtenden Arbeit, um ein Grösstes von Lebensgenuss zu erlangen, durchaus Nichts geändert“. Für den Fall, dass ein wirtschaftliches Gut zum freien wird, kann diese Aussage nicht so ohne weiteres Gültigkeit beanspruchen! Vgl. dazu auch Gossens gesperrten Leitsatz auf S. 64 oben.

² Ebd., S. 66.

gewichtslagen von Grenznutzen und Grenzleid bei allen anderen Gütern ein. „Das Quantum Arbeit, welches der Mensch zu verrichten hat, um sich ein Grösstes von Lebensgenuss zu verschaffen, vergrössert sich durch das Hinzukommen eines neuen zur Bereitung reifen Genusses und Vermehrung der absoluten Grösse eines bis dahin teilweise bereiteten Genusses, ohne dass die Vergrösserung doch jemals dem ganzen Arbeitsquantum gleich käme, welches zu völligen Bereitung des neuen rücksichtlich vergrösserten Genusses erforderlich ist“³.

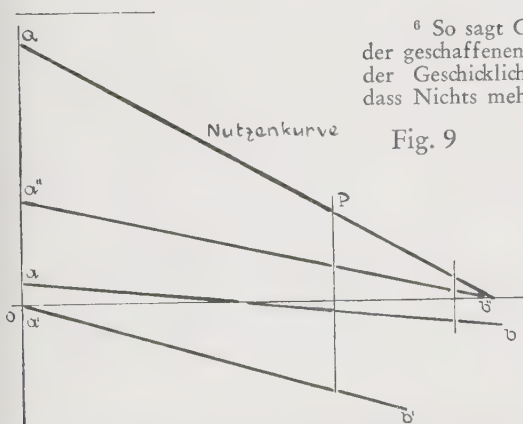
Etwas schwieriger liegt der Fall, wenn die Veränderung der Aufwandgrösse „Arbeitskraft“ in ihrer Wirkung auf die gesamte Aufwandmenge beschrieben werden soll. Wiederum geht Gossen von einem sich im Gleichgewicht befindlichen Individuum aus. Wird nun die zur Beschaffung einer bis jetzt berücksichtigten Gütermenge nötige Arbeit kleiner, so wendet sich das freigeWORDENE Arbeitspotential anderen Gütereinheiten zu; die gesamte einzusetzende Arbeitsmenge kann sich vergrössern oder verkleinern, behauptet Gossen auf Grund seiner mathematischen Formeln. Wir müssen dieser Ansicht zustimmen, allerdings nicht gezwungen durch die von ihm gegebene Maximumbedingung. Das „Grösser“ oder „Kleiner“ ist vielmehr abhängig von der Elastizität der zu berücksichtigenden Nutzen- und Arbeitsleidkurven⁴. Eine Reihe von ziemlich unklaren Aeusserungen, welche die Wirkung einer Veränderung der Geschicklichkeit auf die produktive Tätigkeit des Wirtschafters zum Gegenstand haben, schliesst sich hier an. Die *Geschicklichkeit* misst sich an jener Menge aufgewendeter Arbeitskraft, die selbst noch genussbringend ist (Arbeitslust). Einen eigentlich ökonomischen Ausdruck lässt sich für sie nicht geben (in „gesteigerter Produktivität“ ist sie mit anderen begrifflichen Elementen zusammengefasst), und man mag sich fragen, ob eine Betrachtung dieser Grösse zu ökonomisch interessanten Ergebnissen führen könnte⁵. Zweifellos wirkt sich eine Veränderung der Geschicklichkeit indirekt auf die Menge der produzierten Güter und damit auf die Grösse des erhaltenen Gesamtnutzens aus; „sich indirekt auswirken“ will in diesem Falle sagen, dass eine bestimmte Gütermenge mit einem kleineren oder grösseren Arbeitsleid erkaufte werden muss, also die Schnittpunkte zwischen Beschwerde- und Nutzenkurven verschoben werden und somit auch andere Summengrössen entstehen. Es ist aber nicht richtig, wenn Gossen behauptet, dass bei einer Geschicklichkeit von null — d. h. wenn keine genussbringende produktive Tätigkeit entfaltet werden kann — nichts mehr geschaffen würde; die Arbeitsleistung wird quantitativ nur soweit eingeschränkt, als Nutzen- und Be-

³ Vgl. die Formulierung Pigous (a. a. O., S. 46), vom „modernen“ Standpunkt aus gegeben.

⁴ Ebd., S. 47 u. 48.

⁵ Was Weddigen (a. a. O., S. 138, 146 ff.) z. B. bejaht.

schwerdegrade wieder gleich geworden sind⁶. — Der andere von Gossen diskutierte Fall — sämtliche in den Kreis der Bedürfnisse aufgenommenen Güter können mit genussbringender Arbeit geschaffen werden — ist ökonomisch irrelevant; in diese Situation gestellt zeigt das Individuum eine Tendenz zur vollständigen Befriedigung der Bedürfnisse, und der aus dem Güterkonsum sich ergebende Nutzen wird in seiner Grösse durch den „Arbeitsgenuss“ vermehrt. Jegliche beschränkende Aufwandmenge fällt weg und der „Wirtschaftler“ hat überhaupt keine ökonomischen Ueberlegungen mehr anzustellen⁷. Nach kritischer Durchsicht der von Gossen gemachten Aeusserungen über eine „Steigerung der Arbeitskraft“ muss festgestellt werden, dass in ihnen nichts Wesentliches steckt⁸. Deutlich wird in diesem Zusammenhang wiederum die Abwendung Gossens von der Vorstellung einer uneinheitlichen, Unlust verursachenden Arbeitsmenge. Bei der Frage der Aufteilung der ganzen Arbeitskraft auf die verschiedenen Bedürfnisse unterstreicht er seine Auffassung über das Arbeitsleid. Es wird zur völlig abstrakten, objektiven Kostenvorstellung, für welche alle jene Punkte gelten, auf die wir schon an früherer Stelle hingewiesen haben (vgl. S. 61): Nicht die Grösse des Nutzens bestimmt den Einsatz an Arbeit — auch nicht die Differenz zwischen Genuss und Beschwerde (Nutzensgewinn); nur der „mit der Arbeit gewogene Genuss“ kann über den Arbeitsaufwand die richtige Entscheidung fällen⁹.



⁶ So sagt Gossen fälschlicherweise: „Die Masse der geschaffenen Genüsse nimmt mit Verminderung der Geschicklichkeit fortwährend ab, bis dahin, dass Nichts mehr geschaffen wird“ (S. 59).

Fig. 9

Geschicklichkeit = 0 besagt nach Gossen, dass die Beschwerdekurve durch den Ursprung verläuft: $a' b'$ (vgl. Fig. 9). Von einer „normalen“ Arbeitsleidkurve (ab) weicht diese erstere nur darin ab, als nach ihr kein „direkter Arbeitsgenuss“ möglich ist. Eine Spannung zwischen Nutzen und Arbeit bleibt aber zugunsten des ersteren bestehen, und das Wirtschaftssubjekt wird weiterhin produzieren, um sich den Nutzen OPQ zu verschaffen.

⁷ Gossen, S. 59, 60. Eine Beschwerdekurve wie $a'' b''$ in unserer Fig. 9 bei allen dem Individuum bewussten Bedürfnissen entspräche der von Gossen geschilderten Situation.

⁸ Resultat bleibt die einfache Feststellung, dass sich „die Masse der geschaffenen Genüsse vermehre mit der Verstärkung der Arbeitskraft“ (Gossen, S. 60). Wir können die von Edgeworth (H. H. Gossen, in: Dictionary of Political Economy, ed. by Palgrave, 2. Bd., 4. Aufl., London 1910, S. 232) gegebene hohe Bewertung dieser Stelle bei Gossen nicht recht verstehen.

⁹ „Die Kraftverwendung auf Bereitung eines bestimmten Genusses beginnt, sobald das Verhältnis der zur völligen Bereitung des Genusses erforderlichen Arbeit zu seiner absoluten Grösse der Art hergestellt ist, dass die Grösse des Genusses bei seinem Beginnen der der übrigen Genüsse beim Abbrechen gleich kommt“ (Gossen, S. 62). Eine solche Vorstellung von Arbeitskrafteinheiten lässt sich nur dann

Einfacher liegt die Sache, wenn die Veränderung eines Genusses und ihre Wirkung auf die Verteilung der Arbeitsmenge beurteilt werden soll. „Durch absolute Vergrößerung eines zur Bereitung reifen Genusses vermehrt sich, wenn diese auf das zur völligen Bereitung zu liefernde Arbeitsquantum ohne Einfluss ist, die auf dessen Bereitung zu verwendende Kraft bis dahin, dass dieselbe, jedoch erst, wenn die Grösse des Genusses unendlich wird, zur völligen Bereitung ausreicht“¹⁰. Eine Vergrößerung eines Genusses absorbiert also, *ceteris paribus*, Arbeitskraft aus anderen Verwendungen, was Gossen allerdings nicht ausdrücklich erwähnt; hingegen weist er auf die Möglichkeit hin, dass mit einer solchen Aenderung eine Ausdehnung der gesamten Arbeitsmenge parallel gehen kann.

Gossen erkannte deutlich den *Zusammenhang sämtlicher Genüsse und aller subjektiven Arbeitsleistungen*. Er sah also, dass das Arbeitsquantum, welches einem bestimmten Nutzen zuliebe geleistet wird, abhängig ist von den Quanten sämtlicher auf andere Befriedigungen verwendeter Arbeitskraft. Eine Steigerung der Arbeitsmenge zur Erfüllung einer Bedürfnisregung — hervorgerufen durch eine Steigerung des Nutzens oder durch günstigeren Einsatz der Arbeit — löst umgekehrte Bewegungen in der auf andere Genüsse aufzuwendenden Arbeit aus. Bei solchen Verschiebungen von Aufwandsposten innerhalb des gleichen individuellen Haushaltes erkennt Gossen auch die Bedeutung ungleicher Elastizität der Arbeitsleid- und Genusskurven; er stellt fest, dass die Summe der Variationen bei den auf eine Veränderung reagierenden Gütern immer kleiner bleibe als das die Bewegung hervorruhende Initialquantum¹¹. „Die Veränderung der zur völligen Bereitung eines Genusses erforderlichen Arbeit, oder der absoluten Grösse des Genusses bewirkt bei allen anderen Genüssen in dem diesen zu widmenden Arbeitsquantum eine Veränderung im entgegengesetzten Sinne, wie die bei dem veränderten Genuss bewirkte Veränderung des diesem zu widmenden Arbeitsquantums (:) dergestalt jedoch, dass die Summe der diesen Genüssen entzogenen oder zuwachsenden Arbeit stets kleiner bleibt, als die Vermehrung oder Verminderung des Arbeitsquantums bei dem veränderten Genuss“¹².

Durch eine günstigere Relation zwischen Arbeit und Nutzen (durch Steigerung der Geschicklichkeit und der Arbeitskraft) wird die Versorgung mit Gütern besser; Gossen lässt aber die Frage offen, ob die Arbeitsmenge

halten, wenn man begrifflich den Aufwand uminterpretiert in einen solchen gleicher, *der Quantifizierung zugänglicher Kosten- oder Kaufeinheiten*. Es erübrigt sich, an dieser Stelle nochmals auf die Diskussion zurückzukommen, die wir im Zusammenhang mit der Fassung der Arbeitsleid-Einheiten bereits eingehend führten. Wir betonen hier nochmals, dass das subjektive Arbeitsleid keine Wägung zulässt. Die sog. Arbeitsleidtheoretiker der späteren Generation haben grösstenteils Abstand von einer derartigen Behauptung genommen. Sie sehen die Bestimmung des Handelns vor allem durch das Grenznutzniveau gegeben, das durch den gesamten Aufwand an Arbeit noch ermöglicht wird und im Gleichgewichtszustand dem Niveau der Arbeitsleidintensitäten gleich sein muss.

¹⁰ Gossen, S. 63. Vgl. auch Pigou, a. a. O., S. 46.

¹¹ Vgl. Pigou, a. a. O., S. 47, 48.

¹² Gossen, S. 64/65.

im ganzen eine Ausdehnung erfährt oder nicht¹³. Es ist für ihn eine Tatsache, dass durch Arbeitseinsparungen die Nutzen bis in tiefere Grade abgesenkt werden können, und für das einzelne Gut kann somit wohl behauptet werden, dass letzten Endes die Befriedigung bis zur Sättigung weitergeführt wird (im Moment, wo überhaupt keine fühlbare Anstrengung mehr nötig ist).

Die Bedingung, dass Arbeit und Genuss sich in ihren Grenzintensitäten gleich sein müssen, hat nach Gossen grundlegende Bedeutung; *damit umschreibt er eine Gleichgewichtsposition des Individuums*, die in der heutigen Wissenschaft zum Allgemeingut ökonomischer Analyse gehört, die aber leider wenig Aufschluss gibt über das wirkliche Verhalten des Individuums, das wir in der Realität stets *in Bewegung zu diesem psychischen Gleichgewicht hin sehen*, nie aber im erstrebten Endzustand. —

In der genauen Beurteilung der Nutzenverhältnisse liegt nach Gossen die Bedeutung einer „Wertrechnung“, deren Grössen die den Menschen bestimmende Wertsituation ausmachen. *Diese „Wertrechnung“ umfasst sämtliche ökonomischen Entscheidungen des wirtschaftenden Individuums* und Gossens Vorstellung ist wohl die weiteste, die man in dieser Hinsicht überhaupt haben kann, besonders wenn man die modernen Fassungen, die die Werttheorie auf das Ausmass einer Preistheorie reduzieren wollen, in Vergleich setzt. In dieser „alten Wertrechnung“ ist denn auch das Maximumproblem der subjektiven Wohlfahrt enthalten; sie ist, genauer gesagt, eine Lebenserfolgs-Rechnung, als deren Ergebnis die Grösse des Nutzengewinns sich darstellt.

Gossen untersucht vor allem, von welchem Moment an ein Gut zur Beschaffung für einen bestimmten Menschen in Betracht komme, und er findet: im Augenblick, wo der Genuss mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Beschaffung bei seinem Beginnen grösser sei als alle anderen, teilweise bereiteten Genüsse¹⁴. Die Position Gossens in der Frage nach der Bestimmung der subjektiven Wohlfahrt zeigt sich damit deutlich. Entscheidend für die „Bewertung“ sind die Grenzgenüsse einerseits und die Arbeitskosten andererseits. Kosten und Nutzen will er also für jeden „Wertungsakt“ berücksichtigen wissen. Wir haben an anderer Stelle auf die Möglichkeiten hingewiesen, nach denen die Entscheidungen über die Grösse des Nutzengewinnes gefällt werden (vgl. Fig. 8 und dazugehöriger Text). Aus einigen Stellen in Gossens Werk könnte aber auch hervorgehen, dass er selber beim Nutzengewinn an eine mit den Arbeitsleidkosten gewogene Nutzengrösse denkt (vgl. S. 65, Fussnote), einer Auffassung, der wir in unserer Darstellung (vgl. S. 58 ff.) nicht weiter nachgingen, da wir sie auf alle Fälle als unrealistisch, den Annahmen und begrifflichen Fassungen von „Nutzen“ und „Beschwerde“ nicht entsprechend erachteten. —

In einem Gegensatz zu Gossens Ansicht scheint da vor allem jene der Oesterreichischen Nationalökonomien zu stehen, die einfach feststellen: Ein Gut

¹³ Gossen, S. 65: „Mit Vermehrung der Geschicklichkeit und Verstärkung der Arbeitskraft vergrössert sich das Quantum, was von jedem Genuss bereitet wird, bis dahin, dass derselbe vollaus zur Bereitung gelangt“.

¹⁴ Gossen, S. 49.

tritt dann in den Kreis der beschaffungswürdigen Güter ein, wenn sein „Anfangsnutzen“ grösser ist als der Grenznutzen der übrigen, bereits beschafften Güterarten. Der Widerspruch ist aber nur scheinbar. Die Oesterreicher behaupten ja nicht, dass Gossens Formulierung falsch sei; sie stellen lediglich fest, dass die Berücksichtigung der subjektiven Beschwerde im Augenblick, in dem die Kosteneinheiten auf die verschiedenen Bedürfnisse verteilt würden, keine Bedeutung mehr habe. M. a. W.: An den Kaufeinheiten, mit denen der Konsument auf den Markt kommt, haftet zweifellos ein ganz bestimmtes Arbeitsleid; bei der Verteilung dieser Einheiten auf die Güter muss aber das Arbeitsleid nicht mit jeder Nutzenintensität in Beziehung gesetzt werden (da das den Kosteneinheiten anhaftende subjektive Arbeitsleid nicht mehr aktuell an der Kosteneinheit selbst erkennbar ist). Eine ökonomische Verteilung der Mittel ist somit möglich unter der Satzung, dass die Zuweisung von Kaufeinheiten von Nutzen grösserer Intensität zu solchen geringerer fortschreite. (Es resultiert in diesem Falle ein Gesetz, das weit eher Ähnlichkeit hat mit jener Formulierung Gossens, die er im Zusammenhang mit der Aufteilung der Zeit auf die Genüsse — ohne Rücksicht auf eine Kraftanstrengung und Beschwerde — geprägt hatte.)

Die Oesterreichischen Theoretiker können nicht umhin, irgendwo in ihrem System auf die Beschaffung der Kaufeinheiten, und damit auf das Problem des Arbeitsleids zu sprechen zu kommen. Sie müssen deshalb einer ergänzenden Gesetzmässigkeit Gültigkeit zuerkennen, welche die Beziehung Arbeitsunlust-Nutzen „en bloc“ regelt: Dem Wirtschaftler steht ein bestimmter Fonds an Kaufeinheiten (für ihn Kosteneinheiten) zur Verfügung (ein in seinem Ausmass in einer bestimmten Periode gegebenes Einkommen); auf die Grösse dieses Einkommens kann der Wirtschaftler Einfluss nehmen, indem er seine Erwerbstätigkeit ausdehnt oder einschränkt (und somit in andere Arbeitsleidgrade gelangt). Der Oesterreichische Nationalökonom gesteht zu, dass das Niveau der durch die Verteilung der Kaufeinheiten im Konsum erreichten Grenznutzen (die sich ja nach dem Maximumsatz ausgleichen sollten — ein Satz, dem die Oesterreicher allerdings die Gefolgschaft versagten!) mit dem Niveau des durch die individuelle Tätigkeit gegebenen Arbeitsleids (Grenzarbeitsleid) in Beziehung gebracht wird; aus der Gegenüberstellung von Grenznutzen und Grenzleid erhält der Wirtschaftler ein Bestimmungsstück zu seinem wirtschaftlichen Verhalten: er wird versuchen, Grenzleid und Grenznutzen gleich werden zu lassen. Ist z. B. das Grenznutzenniveau der ganzen Güterversorgung unter das der jetzigen Einkommenshöhe entsprechende Grenzleidniveau gesunken, so wird das Wirtschaftssubjekt seine Erwerbstätigkeit zugunsten von Musse und Freizeit einschränken, und umgekehrt (vgl. S. 62). —

Wie wir schon betont haben, geht Gossen um Einiges über die Formulierung einer „Wertrechnung“ im heutigen Sinne hinaus, indem er dem Wirtschaftler Richtlinien und Verhaltensmassregeln für die Beurteilung seiner subjektiven Wohlfahrt, die er mit seiner wirtschaftlichen Tätigkeit zu erreichen imstande ist, geben möchte. Dazu aber — das wollen wir Gossen gerne zugestehen — genügen die Intensitätsgrade der Grenznutzen nicht.

Als Grundposition gilt: „Durch einen Genuss, der dem Menschen ohne sein Zuthun gewährt wird, vergrössert sich die Summe seines Genusses um die ganze Grösse desselben“¹⁵. Dies ist für den wirtschaftenden Menschen ein Idealfall. Allgemein stellt Gossen aber fest, dass die Grösse der subjektiven Wohlfahrt in ihrer Variation von zwei Faktoren abhängig sei: entweder kann eine Steigerung der Nutzen (bei gleichbleibenden Kosteneinheiten) durch Auffindung wertvollerer Güterteilmengen oder durch intensivere Bedürftigkeit zu einer Zunahme des positiven Lebensgefühls führen, oder aber eine Senkung der zur Erreichung der Güterversorgung nötigen Beschwerde lässt dieses Gefühl grösser werden, indem der Nutzenüberschuss über die Kosten grösser wird und das Absinken der Grenznutzengrade auf ein tieferes Niveau ausserdem eine grössere Genussfläche ergibt¹⁶. Auf Seite der Beschwerde, die als Gegenspielerin in der Wohlfahrtsrechnung dem positiven Genuss gegenüber auftritt, ist ein Zweifaches für einen möglichst grossen Nutzenenertrag ausschlaggebend: Die Beschwerde der Arbeit sollte so klein wie möglich gehalten werden, indem die subjektive Arbeitspotenz verstärkt wird (flacher Verlauf der Arbeitsleidkurve, kleines α — vgl. unsere Fig. 8), und die Wirksamkeit des Arbeitseinsatzes sollte gesteigert werden (Steigerung der Geschicklichkeit — in Fig. 8 Verschiebung der Leidkurve vom 0-Punkt weg). Beide Aktionen zeitigen als Resultat eine grössere Effektivität der menschlichen Arbeit und fördern das Nutzen/Kostenverhältnis in günstigem Sinne¹⁷.

Gossen gibt endlich eine geschlossene Darstellung der Beziehungen, die zwischen den verschiedenen zu berücksichtigenden Grössen bestehen, denn es scheint ihm hier um die wichtigste Einsicht in eine „richtige“ Nationalökonomie zu gehen — eine Einsicht, deren Vermittlung grösste Deutlichkeit erheischt. Im Blickpunkt steht der subjektive Wohlfahrtszustand, der das A und O in der Rechnung des wirtschaftenden Menschen darstellt. Die Bedingungen, die zum Maximum führen, fasst Gossen übersichtlich zusammen, so dass wir uns in unserer Darstellung ganz auf die Reihenfolge der Aufzählung unseres Autors stützen können. Gossen geht aus von einem sich im Gleichgewicht befindenden Individuum, bei dem durch eine Veränderung einer bestimmten Grösse eine Anpassungsbewegung ausgelöst wird, die er zu umschreiben versucht:

A. Zur Beschaffung einer bestimmten Gütermenge wird *weniger Arbeitskraft* benötigt:

1. Das Bedürfnis wird bis zu einem tieferen Intensitätsgrade gesättigt. Extremfall: wenn kein Aufwand an Arbeit nötig ist, wird die Befriedigung bis zur vollständigen Sättigung geführt.

¹⁵ Gossen, S. 50.

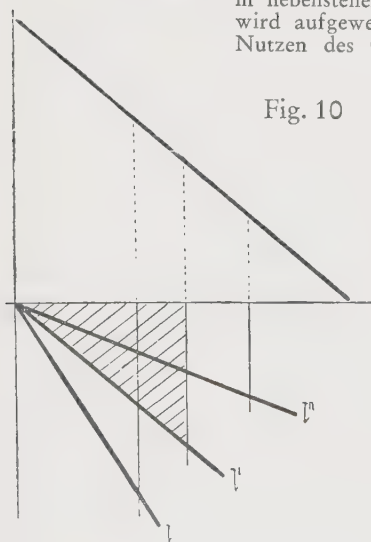
¹⁶ Gossen, S. 53.

¹⁷ „Durch Steigerung der Kraft, durch die wir uns die Genüsse bereiten, und der Geschicklichkeit in ihrem Gebrauch können wir unseren Lebensgenuss bis dahin erhöhen, dass die Kraftentwicklung, deren Verwendung an und für sich Genuss gewährt, ausreicht, sich alle Genüsse vollaus zu verschaffen“. Gossen, S. 55.

2. Bei einem bestimmten Verhältnis von Aufwand und Nutzen beim in Betracht stehenden Gute wird ein Maximum an Kosteneinheiten gerade auf diese Güterart verwendet¹⁸.
3. Mit Veränderung des Aufwandes bei dem in Betracht stehenden Gute verändern sich im umgekehrten Sinn die den anderen Gütern zugewendeten Kosteneinheiten. Sie erreichen ein Minimum im Augenblick, wo sie beim variierenden Gute ein Maximum haben.
4. Die Menge der beschafften Güter nehme durch die Variation der Arbeitskraft bei einem Gute ein grösstes Ausmass an: gleichzeitig stellt dann die ganze im Bedürfnissystem nötige Arbeitsmenge ein Maximum dar. Die Grenznutzen machen die Variation mit bis zum Punkt des grössten Aufwandes.
5. Beim Kostenaufwand null fällt der ganze Nutzen ungeschmälert dem Wirtschaftler zu; der Nutzenertrag ist der grösste und der subjektive Wohlfahrtszustand ist relativ am stärksten gestiegen¹⁹.

¹⁸ Die Variable ist die Arbeitskraft, ausgedrückt durch die Arbeitsleidkurve 1 in nebenstehender Figur. Das Maximum an Kosteneinheiten wird aufgewendet, wenn die Kurve 1' das Verhältnis zum Nutzen des Gutes darstellt. Die gesamte geleistete Arbeit steigt von 1 zu 1' wie auch von 1'' zu 1' (vgl. oben Punkt 4).

Fig. 10



¹⁹ Gossen, S. 73. Eine eingehende Beurteilung der Punkte 2 und 4 würde eine genauere Umschreibung der von Gossen als Ausgangssituation gegebenen Gleichgewichtslage des Individuums bedingen; wir verzichten aber auf eine solche Darlegung, da — wie bei allen späteren Gleichgewichtsuntersuchungen auch — die genaue Umschreibung einer derartigen Position wesentlich durch das mathematische Werkzeug des Autors bedingt ist und nicht durch die Darlegung der in Wirklichkeit bestehenden gegenseitigen Ausbalancierung psychischer Grössen. Wir verweisen auf Pigous „Economics of Stationary States“. Zweifellos kann unter gewissen Umständen die Wirklichkeit die gefundenen Gleichgewichtslagen bestätigen, aber immer nur dann, wenn sich diese Wirklichkeit einmal im Sinne der vom Oekonomen gestellten Annahmen zwang antut.

Die Darstellung Gossens gewinnt dadurch, wenn wir uns die von ihm vorgenommene Verwandlung der Arbeitseinheiten in Kosteneinheiten in Erinnerung rufen, und ihm, die neuere durch die Preistheorie gegebene Sprache sprechend, entgegenkommen. Der Aufwand ist danach in Geldgrössen ausgedrückt und es ergeben sich nachstehende Aussagen über eine Preisvariation:

A. Der Preis eines Gutes wird gesenkt:

1. Das in Betracht stehende Bedürfnis wird bis zu einem niedrigeren Grenznutzen gesättigt.

B. Ein *Bedürfnis* und die damit zusammenhängende *Genussbereitung* bei Zuführung des Gutes *wird grösser*:

1. Die Aufwendung an Arbeit (Kosteneinheiten) wendet sich dem intensiver werdenden Bedürfnis zu.
2. Mit der Intensivierung des Bedürfnisses geht parallel eine Steigerung der Aufwendungen im gesamten. (Der Schnittpunkt zwischen Arbeits- und Genusskurven wird bei allen Bedürfnissen in Richtung des O-Punktes verschoben, m. a. W. also: auch die Grenznutzen der nicht veränderten Güterverwendungen steigen.)
3. Die anderen Genüsse werden in ihrer Befriedigung eingeschränkt und die Mittel dem neuen, gesteigerten Nutzen zugeführt.
4. Der subjektive Wohlfahrtszustand steigt um den in Betracht stehenden Nutzenüberschuss (Differenz zwischen Nutzen und Beschwerde).²⁰

C. Die *Geschicklichkeit*, d. h. jener Teil der Tätigkeit, der selber genussbringend ist, *vergrössert sich*:

1. Mit ihr steigt die Grösse der subjektiven Wohlfahrt (neue genussbringende Güterteilmengen können ohne Arbeitsleid beschafft werden oder die genussbringende Tätigkeit selbst steigert sich in der Intensität, was letztlich immer einem direkten Zuwachs an Genuss entspricht; die Dreiecksfläche AJH in unserer Fig. 7 gewinnt an Inhalt). Grenzfall: Sämtliche Nutzen werden ohne Aufwand an Beschwerde beschafft werden können.
2. Neue Nutzengrade kommen zur Bedeutung; Bedürfnisse treten in den Kreis der Befriedigung, die vorher nicht in Erwägung gezogen wurden. Es ist möglich, dass die gesamte Arbeitsmenge zunimmt, nicht nur um den Betrag der jetzt als genussbringende Tätigkeit anfallenden Arbeit, sondern auch jene nimmt zu, die selbst Beschwerde verursacht.
3. Die Grenznutzen sinken.
4. Das Quantum der beschafften Güter steigt.

-
2. Es gibt eine Preisposition dieses Gutes, wo ein Maximum an Geldeinheiten gerade auf dieses Gut verwendet wird.
 3. Die Menge der den anderen Gütern zugewendeten Kaufeinheiten verändert sich umgekehrt wie diejenige beim in Betracht stehenden Gute.
 4. Mit der Annahme, dass die Befriedigungssphäre beschränkt sei, kann man sagen: bei Variation des Preises eines Gutes tritt eine Ausdehnung der Kostenmittel bis zu einem Maximum ein, indem sich das Grenznutzen-niveau derart verändert, dass die Beschwerdekurve des Einkommens eine Ausdehnung der geleisteten Arbeit nützlich erscheinen lässt. Die Grenznutzen gehen dieser Variation entsprechend mit.
 5. Beim Preise null des Gutes wird dieses zur vollen Sättigung herangezogen und der gesamte durch das Gut gestiftete Nutzen fällt dem Individuum ohne psychischen Abzug zu.

²⁰ Gossen, S. 74/75.

5. Die Zahl der befriedigten Bedürfnisse nimmt zu; innerhalb der Bedürfnisse steigt die Quote der befriedigten ²¹.
- D. Eine *Verminderung der Arbeitskraft* tritt ein (Einschränkung der Kosteneinheiten):
1. Die subjektive Wohlfahrt wird kleiner.
 2. Die Menge der beschafften Güter wird kleiner.
 3. Der mit Beschwerde verbundene Teil der Arbeit vergrößert sich, ebenso die Grenznutzen.
 4. Sinkt die Arbeitskraft auf null, so kommt es zu keiner Nutzenbeschaffung mehr ²².

Es kann somit nach Gossen die subjektive Wohlfahrt direkt abhängig gemacht werden von der Bewegung der sie bestimmenden Grössen. Die eben aufgezählten Sätze sind der Ausdruck dieser Auffassung.

Es ist verständlich, dass letzten Endes auch der *weltanschauliche Aspekt* von Gossens „Wertrechnung“ Würdigung finden muss; die auf den uns schon bekannten Voraussetzungen aufbauenden theoretischen Elemente werden dabei ergänzt durch eine Fassung jener Regeln, die das Buch dem ernsthaften Wissenschaftler gerne zweideutig erscheinen lassen könnten. Es sind Ratschläge, wie der Mensch sich im Laufe seiner diesseitigen Existenz im Sinne einer Steigerung der subjektiven Wohlfahrt zu verhalten und zu entwickeln habe. Weltanschauung und Philosophie vereinigen sich zur Umschreibung einer rationalen Verhaltensweise: „Um seinen Lebensgenuss zum Höchsten zu steigern, hat der Mensch dahin zu streben:

1. Die Zahl der ihm möglichen Genüsse und ihre absolute Grösse möglichst zu vermehren. (...)
2. Seine Arbeitskraft und Geschicklichkeit in ihrer Verwendung möglichst zu steigern.
3. Die zur völligen Bereitung der Genüsse erforderliche Arbeit möglichst zu vermindern, und dann,
4. Je nach dem Masse, in welchem ihm die Herstellung jener Bedingungen gelungen ist, seine Kraft auf Bereitung der verschiedenen Genüsse der Art zu verwenden, wie es die vorstehenden Rechnungen als vernünftig erscheinen lassen“ ²³.

²¹ Gossen, S. 77/78.

²² Gossen, S. 80.

²³ Gossen, S. 80/81.

Zweiter Teil

GOSENS THEORIE DER GESELLSCHAFTLICHEN WIRTSCHAFT

Viertes Kapitel

DIE TAUSCHWIRTSCHAFT

Die Trennung der Arbeit Gossens in zwei Hauptteile — von uns unter die Ueberschriften Einzelwirtschaft und gesellschaftliche Wirtschaft gestellt — darf nicht die Meinung aufkommen lassen, wir hätten nun bei der Darlegung der Gesetzmässigkeiten der gesellschaftlichen Wirtschaft einen Sprung in eine völlig andere Materie zu tun. Eine solche Auffassung wäre im allgemeinen, besonders aber bei Gossen verfehlt. Wie wir schon in unserer Einleitung betonten, geht unser Autor von einem gesellschaftlichen Individualismus aus, dessen Merkmal darin liegt, dass er die zu erklärenden gesellschaftlichen Probleme aus den Tatsachen und Gegebenheiten des individuellen Wirtschaftens abzuleiten trachtet. Unser Werkzeug, bestehend aus der Erkenntnis der Vorgänge in der einfachen Wirtschaft, ist voll und ganz verwendbar auf die Behandlung der Materie der gesellschaftlichen, deren Phänomene lediglich eine Komplikation der individuellen Wirtschaft sind. Es darf den Leser deshalb nicht verwundern, wenn er durch Gossen ohne grosse Ankündigung in den „zweiten Teil“ der Arbeit geführt wird, die er als einfache Fortsetzung seiner Ausführung zur isolierten Wirtschaft denkt¹.

I. Tausch

Das Zusammenspiel der wirtschaftlichen Einheiten, der „isolierten Oekonomien“ ergibt die Tatsache, die wir als Tausch bezeichnen². Aber auch hier, in der gesellschaftlichen Atmosphäre gegenseitiger Kontaktnahme, bleibt die Erklärungsgrundlage des wirtschaftlichen Ablaufes der einzelne Mensch (die Individualwirtschaft), der in seinem Handeln durch Ueberlegungen geleitet wird, wie wir sie in unserem ersten Teil bereits aufzeichneten³. Bei Gossen ergibt sich die Tatsache der Tauschgesellschaft ganz einfach, indem sich die Tendenzen, verfolgt von den „isolierten“ Wirtschaftssubjekten, ausbreiten⁴.

¹ Vgl. Hayek, Wahrer und falscher Individualismus, in: ORDO. Bd. 1, Godesberg 1948, S. 23 ff.; Mises, Nationalökonomie, S. 115, 116.

² Wicksteed (Common Sense, S. 167 ff.) nennt sie „ökonomische Beziehung“.

³ Menger, Grundsätze, S. 158.

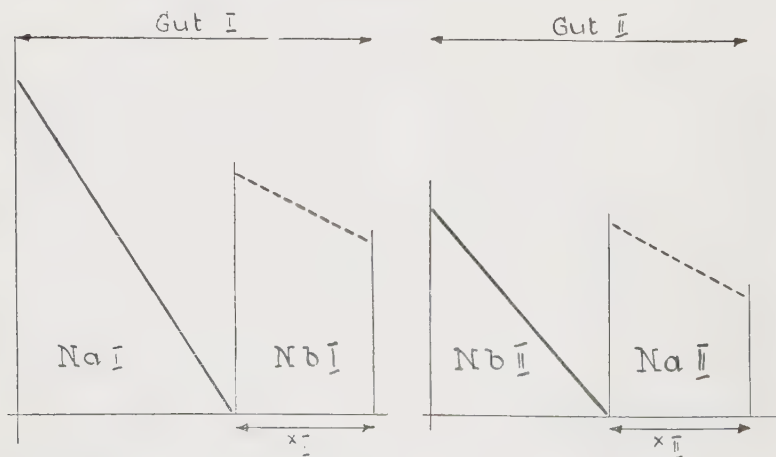
⁴ D. h. die Gesellschaft ist begrifflich vor allem als Tauschgesellschaft bestimmt, was aber nicht besagen will, dass sie einfach eine Summe von Einzelwirtschaften darstelle; die Grenzbegriffe werden durch den Tausch modifiziert und zeigen kasuistische Unterschiede. Die Motive werden andere und schliesslich fällt in einem katallaktischen System die Vorstellung von isolierter Ursache und gesellschaftlicher Wirkung. Vgl. Bousquet, Institutes, S. 221; Köppel, Grenznutzentheorie und Marxismus, Leipzig u. Wien 1930, S. 26, 27; Landauer, Der Meinungsstreit zwischen Böhm-Bawerk u. Wieser über die Grundsätze der Zurechnungslehre, in: Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik, 46. Bd., 1918/19, S. 467.

Wir könnten auch sagen: Was uns beim einzelnen Wirtschaftler als „interne“ Ueberlegung, als ökonomischer Kalkül erschienen war, findet auch in den „externen“ Vorgängen der tauschmässig funktionierenden Gesellschaft seinen Ausdruck ⁵.

Dem individuellen Streben, die Kräfte mit grösster Wirksamkeit auf die Befriedigung der Bedürfnisse einzusetzen, stehen zwei Hemmnisse entgegen. Erstens sind die „natürlichen“ Bedingungen, die der Mensch bei seiner wirtschaftlichen Tätigkeit antrifft, sehr verschieden, und zweitens muss zur Erreichung einer grossen Geschicklichkeit eine Beschränkung auf bestimmtes Tun stattfinden, was zur Herstellung von nur wenigen Güterarten pro Wirtschaftler führen wird. Diese beiden Momente — dasjenige der Ungleichheit der Bedingungen und jenes der Begrenztheit der produktiven Fähigkeiten — sind es, die den Menschen, im Hinblick auf die Gewinnung von grösserer subjektiver Wohlfahrt, zum Tausche verlocken ⁶.

Das Verhältnis des Menschen zum Gute, ausgedrückt durch das 1. G. G., lässt die gleichen Warenmengen bei verschiedenen Wirtschaftssubjekten ganz verschiedenen Schätzungen unterliegen, wobei durch den Tausch die Güter von der Person, die geringen Nutzen daraus zu ziehen vermag auf eine solche mit starkem Bedürfnis übergehen können. „Hierdurch kommt es nämlich, dass bei Weitem in den meisten Fällen durch einfachen Tausch bestimmter Sachen, wenn diese auch durch den Tausch durchaus keine Veränderung erleiden, eine ausserordentliche Werthsvermehrung bewirkt werden kann“ ⁷. In zwei

Fig. 11



⁵ So vor allem Schumpeter, der auch die „innern“ Abläufe, die Wahlhandlungen immer als Tausch bezeichnet und diesen als Grundbeziehung des wirtschaftlichen Handelns überhaupt erkennt („catalactics“ nach Whately). Schumpeter, Wesen und Hauptinhalt, S. 49, 50.

⁶ Gossen, S. 81.

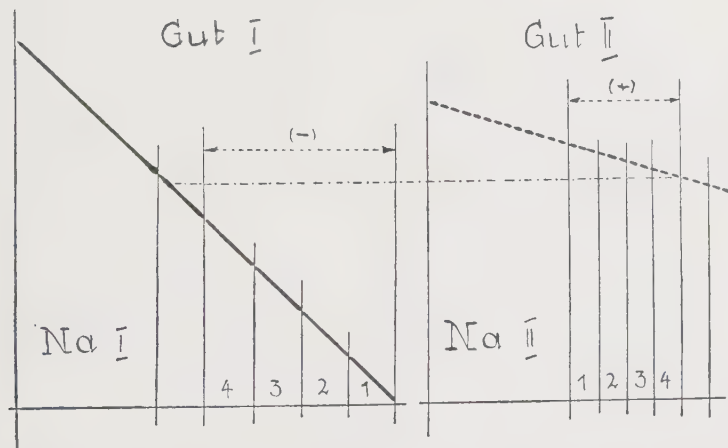
⁷ Ebd., S. 82. „Werthsvermehrung“ heisst hier Vermehrung des Gesamtgenusses, des Gesamtnutzens. Vgl. Pantaleoni, a. a. O., S. 129.

Graphiken wird der durch den Tausch hervorgerufene Nutzengewinn von Gossen dargestellt⁸. Auch wir wollen hier die Gossensche Tauschtheorie anhand einer Figur wiedergeben und studieren (vgl. Fig. 11).

Wenn die überflüssigen Teile von Gut I (X^I), im Besitze von A, gegen jene von Gut II (X^{II}), im Besitze von B, getauscht werden, dann ist ein Mehr an Nutzenfläche Nb^I und Na^{II} das Resultat⁹. Die Situation ist aber, vom Standpunkt des A aus, noch nicht vollständig ausgenützt worden, d. h. es lässt sich durch Fortsetzung des Tausches eine weitere Verbesserung der eigenen Gesamtnutzungsgrösse erreichen. Beim Gute I ergibt sich für A volle Sättigung, beim Gute II hört die Versorgung mit einem positiven Nutzengrad auf. Gossen betont nun, dass es für A vorteilhaft sei, Teilmengen von I gegen solche von II hinzugeben, und er nimmt einfachheitshalber an, dass Guts-einheit gegen Gutseinheit getauscht werde. Die Abgabe von I wird für A also so lange vorteilhaft sein, als

Grenznutzen von I < Grenznutzen von II (Fig. 12)

Fig. 12



Die günstigste Tauschposition für A wird dann bestehen, wenn die Grenznutzen bei beiden Gütern gleich sind. (D. h. wenn 4 Teilmengen von I (-) gegen 4 Teilmengen von II (+) ausgetauscht werden.) „Der Tausch bleibt für A, wenn gleiche Quantitäten gegen einander vertauscht werden, so lange vorteilhaft, bis der Werth des letzten Atoms bei beiden Gegenständen, welche in den Besitz des A gelangen, gleich gross geworden ist“¹⁰.

Das Bestehen eines festen Tauschverhältnisses zwischen I und II, wie es Gossen annimmt, ist aber meistens die Gegebenheit eines Marktes, der bereits

⁸ Gossen, Fig. 19, S. 82 und Fig. 20, S. 83.

⁹ Ebd., S. 83.

¹⁰ Gossen, S. 84. „gleiche Quantitäten“ will heissen gleichbleibende Quantitäten! Dadurch wird das Tauschbild sehr vereinfacht.

stattgehabten Tausch voraussetzt — eine Tatsache, auf die Gossen nicht ausdrücklich verweist. Für den allgemeinen Fall, unter Weglassung der Bedingung eines festen Tauschverhältnisses, könnte die Tauschhandlung zwischen A und B wie folgt umschrieben werden: A ist bereit, eine bestimmte Menge von I anzubieten gegen eine bestimmte Menge von II, wenn der Nutzen der Zuwachsmenge grösser ist als jener der Abgangsmenge. Die vom Individuum A aus verglichenen Nutzengrössen von I und II sind aber nicht nur abhängig vom Grenznutzen der betreffenden Güter, sondern auch vom Tauschverhältnis, nach dem die beiden Waren gegeneinander vertauscht werden. Man könnte also Gossens Satz (vgl. Seite 75) umformen: Der Tausch bleibt für A so lange vorteilhaft, bis der Nutzen des letzten Atoms beim Gegenstande, der in seinen Besitz gelangt, gleich gross geworden ist wie der Nutzen jenes Atoms, das er im Tausch abgeben muss. Der grösser werdende Grenznutzen beim abgegebenen Gut und das immer ungünstiger werdende Tauschverhältnis zwischen I und II (ausgelöst durch die grösser werdenden Grenznutzen von II beim Tauschpartner A) zeigen die Tendenz zu einer Tauschposition, in der für A der Nutzen von Abgangs- und Zuwachsgütermenge gleich gross geworden ist ¹¹.

Diese Gegenüberstellung zweier Tauschpartner mit zwei Güterarten genügt Gossen in seiner wissenschaftlichen Darlegung des Tauschproblems. Er sieht dabei — mit Recht wurde dies von späteren Kommentatoren erwähnt — dass das Problem unter diesen Bedingungen vieldeutig bleibt ¹². Er untersucht nun aber nicht, wie bei mehreren Tauschenden und mehreren Gütern eine bestimmte Tauschrelation zustande kommt; m. a. W. er geht über die subjektiven Bestimmungsgründe der Tauschhandlung nicht hinaus in die *objektive Sphäre des Marktes*, wo schliesslich *die Preise sich als Resultante ergeben sollten* — auf halbem Wege zu einer Preistheorie bleibt Gossen stecken! Immerhin darf ihm zugegeben werden, dass er das Verhalten der Tauschenden, im Einzelfalle betrachtet, richtig schildert, und dass er somit die Möglichkeiten gehabt hätte, auch eine Preistheorie in ziemlich befriedigender Art und Weise aufzubauen. Die Subjektivität des Vorganges der Ueberlegung beim Tauschenden hinderte ihn auch an der *Aufstellung von Tauschgleichungen* und -formeln, wie es später Jevons, Walras und die Oesterreicher getan haben.

Eine grosse Bedeutung misst Gossen der Frage bei, welche Verteilung der Güter ein Maximum an Gesamtnutzen verursachen würde, nicht aber der damit verbundenen, ob sich in der Gesellschaft eine derart ideale Tauschposition wirklich einstellen würde. Wie Gossen festhält, ist nach der von ihm gebrachten graphischen Darstellung leicht einzusehen, dass jene Verteilung der Gütereinheiten von I unter die beiden Tauschenden A und B den grössten

¹¹ Es ist zu betonen, dass unter diesen Umständen eine Aussage über die Grenznutzen bei Gut I und II und ihr Verhältnis zueinander, nach vollzogenem Tausch, nicht gemacht werden kann! Pantaleoni, a. a. O., S. 130; Menger, Grundsätze, S. 167/168.

¹² Vgl. Wicksell, Ueber Wert..., S. 34, 41, 42; derselbe, Vorlesungen, S. 101; Pantaleoni, a. a. O., S. 133; Young, Jevons' „Theory of Political Economy“, in: American Economic Review, 2. Bd. 1912, S. 584.

Gesamtnutzen stiften würde, die den beiden Individuen die Befriedigung der Bedürfnisse bis zum gleichen Grenznutzengrad erlaubte. Eine volkswirtschaftlich günstigere, utilitaristisch einwandfreiere Verteilung gibt es nicht¹³. Es ist aber nicht der selbsttätige Mechanismus des Tausches, der diese günstige Verteilung erbringt — wie später oft gerade mit Hinweis auf Gossen argumentiert wurde — sondern diese von unserem Autor gemachte Feststellung ist die Antwort auf die Frage nach einem Verteilungsmaximum, bezogen auf eine Mehrheit von Personen, unbeschadet der von ihnen im wirklichen Tausch erreichten und erreichbaren Positionen¹⁴.

Gossen kommt noch einmal auf die Bedingung „gleiche Quantitäten“ in seiner Tauschformel (vgl. S. 75) zu sprechen und betont, dass damit nicht physisch gleiche Gütermengen, z. B. kg oder m gemeint sein dürfen, sondern gleiche Arbeitsquanten. Das feste Tauschverhältnis, wie wir es an jener Stelle interpretierten, zeigt sich also im Austausch bestimmter Arbeitsleidgrößen¹⁵. Gossen erkennt diesen Gedanken als wesentlich; für uns vermag diese Feststellung kein Problem aufzuzeichnen — die Messung der Gütermengen in Meter oder Kilogramm scheint uns allerdings für die realen Tauschbeziehungen passender zu sein als jene in Arbeitsleid. Der Versuch, Gossens Aussage positiv zu bewerten, muss in Berücksichtigung ziehen, dass er den Gütertausch in seinem Beispiel nur von den Ueberlegungen eines einzigen Partners aus zu beleuchten unternimmt. A ist im Besitze von Gütereinheiten I und beabsichtigt, solche des Gutes II zu erhalten. Nun glaubt Gossen — und hierin schliesst er an seine früheren Ueberlegungen betreffend die Berücksichtigung des Arbeitsleides an — dass A nicht nur den mit den Einheiten von I verlorenen Nutzen in Anschlag bringen werde, sondern auch noch die an den betreffenden Teilmengen hängenden Beschwerdegrößen. Bei der Beurteilung von Gut II wird im gleichen Verfahren nicht nur der Nutzen, sondern auch die bei eigener Beschaffung (nicht durch Tausch) zu erbringende Arbeitsbeschwerde in den Kalkül eingesetzt. A wird demnach so weit im Angebot von I gehen als ihm, proportional zu den Arbeitsleidgrößen, der Eintauch von II Nutzenüberschuss ergibt. — Diese Argumentation würde unseres Erachtens der unklaren Aussage Gossens einen Sinn geben; es ist aber für die Richtigkeit eines ökonomischen Gedankens nicht allein ausschlaggebend, ob er

¹³ Vgl. auch Edgeworth, *Mathematical Psychics*, S. 15/16 und 64.

¹⁴ Wir verweisen auf die im Zusammenhang mit der Diskussion um Gossens Verteilungstheorie und Wirtschaftspolitik zu machenden Ausführungen. — Stark (*The Ideal Foundations*, S. 160, 161) z. B., betont zu wenig, dass diese Verteilungsthese nichts mit der Lösung des Tauschproblems bei Gossen zu tun habe. Auch Gossen selbst scheint sich über den Unterschied zwischen Tauschlösung und Maximumbedingung (gleiche Genznutzen für alle Tauschenden) nicht absolute Klarheit verschafft zu haben: „Ob und unter welchen Umständen aber in einem gegebenen Falle der Tausch so zu Stande kommen wird (nach Maximumbedingung), muss einstweilen dahin gestellt bleiben“. (Gossen, S. 85.) Er kommt aber nicht mehr auf diese Frage zurück!

¹⁵ „Es ist damit nicht etwa gemeint von beiden gleich viel Pfund oder Fuss, sondern solche Quantitäten von jedem, wie sie sich mit der gleich grossen Arbeitskraft herstellen lassen“. Ebd., S. 85.

im Rahmen einer bestimmten theoretischen Ableitung sinnvoll steht oder nicht — er muss ausserdem noch die realen Vorgänge wiedergeben und durch die Wirklichkeit belegt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Gossensche These aber ein Unding: Für den grösseren Teil der einzutauschenden Güter gibt es keine Arbeitsleidschätzung für den Käufer, weil dieser meist überhaupt keine Möglichkeit zu ihrer Herstellung sieht oder aber keine „subjektive Erfahrung“ dieser Art besitzt. Das Tauschgut, das er hingibt, trägt allerdings eine bestimmte Beschwerde; der Aufwand an ihr (das Ziel ist die Erreichung eines „Haushalt-Gleichgewichtes“ zwischen Genuss und Beschwerde) ist aber entweder durch den subjektiven Nutzen des Gutes selbst bestimmt oder die Kalkulation erstreckt sich schon auf den Zustand des Eintauschens dieses Gutes gegen andere, worauf jene „anderen“ Nutzen den Arbeitsaufwand bestimmen¹⁶. D. h. eine Arbeitsleid verursachende Produktion würde nicht aufgenommen werden, wenn nicht ein gewisser Tauscherfolg (in Nutzen) in Aussicht stünde.

Der Gossensche Gedankengang scheint uns viel zu umständlich; er operiert noch einmal mit der ganzen Vielfalt des subjektiven Kalküls, wo dieser nicht mehr von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Es ist für diesen Versuch Gossens auch bezeichnend, dass er seine Tauschtheorie nicht zu einer Preistheorie auszubauen verstand, ein Vorwurf, der mit Recht immer wieder gegen unseren Autor erhoben worden ist. In dieser Beziehung hat er auf alle Fälle die Leistungen der späteren Forscher — Jevons', Walras' und Böhm-Bawerks, um nur einige zu nennen — nicht vorweggenommen und es mag hier erwähnt werden, dass in Gossens Arbeit, im ganzen gesehen, die Sorgfalt der Ausarbeitung der Sätze für die gesellschaftliche Wirtschaft geringer ist gegenüber jener zur Entwicklung der einfachen.

Dogmengeschichtlich ist darauf hinzuweisen, dass Gossen nicht deutlich ein *Tauschgesetz* statuiert hat, wie es ihm später oft nachgerühmt wurde. Er geht ja auf das Problem der Tauschrelation und ihre Bestimmungsgründe nicht ein; deshalb ist auch eine Formel wie die von Jevons unmöglich von ihm zu erwarten. Gossen diskutiert Einfachheitshalber nur den Tausch gleichbleibender Quantitäten; dadurch erhält das 2. G. G. die Fassung (in der Aussage über das „interne“ Tauschgleichgewicht des Wirtschafters), dass nach vollzogenem Tausch die Grenznutzen gleich sein sollten. Inwieweit man aber diese Gossensche Regel als Spezialfall des allgemeinen Tauschgesetzes — nach welchem die Grenznutzenverhältnisse den Preisverhältnissen entsprechen müssen — erkennen will, möchten wir dahingestellt sein lassen¹⁷.

¹⁶ Vgl. Wicksteed, *The Common Sense*, S. 133.

¹⁷ Vgl. Jevons, a. a. O., S. 95, 130; Wicksell, *Vorlesungen*, S. 104; derselbe, *Ueber Wert*, S. 41; Pantaleoni, a. a. O., S. 134 (behauptet, Gossen habe das Tauschgesetz in seiner allgemeinen Form erkannt); Brodsky, *L'économie politique mathématique*, in: *L'économie politique contemporaine*, 23. Bd., Paris 1949, S. 19 (Behauptung wie Pantaleoni); Walras, *Eléments*, S. 101; Perroux, a. a. O., S. 88/89. Auf eine Kritik der Jevonschen Tauschgleichung glauben wir hier nicht eintreten zu müssen (vgl. dazu z. B. Brodsky, a. a. O., S. 55 ff., 96).

II. Arbeitsteilung

Unmittelbar mit der Erscheinung des Tausches ist jene der gesellschaftlichen und technischen Arbeitsteilung verbunden¹. Das Erkennen der Möglichkeit, sich durch Tausch beträchtliche Nutzenmengen zu gewinnen, hat den Verzicht auf eine „selbstversorgende“ Oekonomie leicht gemacht, und nur die subjektiv günstigen Tauschrelationen entscheiden über die Produktion einer bestimmten Ware oder Warengattung². Durch die Entwicklung zur arbeitsteiligen Produktion wird auch dem Element der Geschicklichkeit grösste Entfaltungsmöglichkeit geboten und es bildet sich ein Niveau der Bedürfnisbefriedigung, ein Lebensstandard, der nur in einer Wirtschaft mit Berufsgliederung und Berufsspaltung Wirklichkeit werden konnte³. Die Arbeitsteilung erlaubt auch, die Produktion den natürlichen Bedingungen anzupassen, indem die besten Oertlichkeiten für die verschiedenen Herstellungsprozesse ausgewählt werden.

Nach Gossens Auffassung hat die Arbeitsteilung eine *Steigerung der Produktivität* zur Folge, die für eine Gesellschaft als Ganzes betrachtet die gleichen Wirkungen haben muss, wie wir sie innerhalb der „Wertrechnung“ des isolierten Wirtschafters festgestellt hatten. Wir wollen unserem Autor die begeisterte Einseitigkeit bei der Beurteilung des Problems nicht zu stark ankreiden; auf alle Fälle kommt er nicht auf die Grenzen einer Produktivitätssteigerung durch die Berufsspaltung zu sprechen, was vielleicht aus der damaligen Situation der Wirtschaft heraus verstanden werden kann. Wir haben um so weniger Grund, den speziellen Punkten dieser Frage nachzugehen, als man dabei meist auf eine mehr technische Diskussion verfällt; Gossen will aber beim ökonomischen Problem bleiben und vor allem dessen gesellschaftliche Bedeutung aufzeichnen⁴. Allgemein müsste man die Folgen der Arbeitsteilung, und mit ihr die Zunahme der Produktivität mit jenen Bemerkungen begleiten, wie sie bei Gossen mit der Schilderung steigender Geschicklichkeit des einzelnen Wirtschafters zu finden waren (vgl. S. 64, 65); mit einem Seitenblick allerdings auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, die er am Anfang seines Werkes (S. 23) in der Aussage streifte, dass die Wirksamkeit der gemeinsam eingesetzten Kräfte überproportional zunehme im Vergleich mit dem Aufwande selbst.

¹ Vgl. auch Diehl (Die Entwicklung der Wert- und Preistheorie im 19. Jht., in: Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jht., 1. Teil, Leipzig 1908, S. 53), der betont, dass bestimmte Tauschrelationen Voraussetzung der Arbeitsteilung sind. „Die Möglichkeit der Einrichtung der Arbeitsteilung setzt voraus, dass sich ein bestimmtes Verhältnis festgestellt hat, in welchem alles zur Genussbereitung Dienliche gegen einander vertauscht werden kann“ (Gossen, S. 91).

² Der Zusammenhang zwischen Tausch, Arbeitsteilung und Geld wird von Pantaleoni (a. a. O., S. 222) ganz in Gossens Sinne betont und auf dessen Bedeutung in diesem Zusammenhang hingewiesen.

³ „Durch diese Gewissheit, seinen Nebenmenschen zu einem solchen Tausche geneigt zu finden, wird es nämlich möglich, dass im Zusammenleben der einzelne Mensch sich auf die Anfertigung irgend einer beliebigen Zahl bestimmter Gegenstände beschränkt;...“ und dass er also jene wählen werde, wo es ihm erlaubt ist, „sich die höchstmögliche Geschicklichkeit zu erwerben“ (Gossen, S. 87 u. 88).

⁴ Vgl. auch Menger, Grundsätze, S. 27.

III. Handel

Wie wir schon bei der Darlegung der Gossenschen Ideen über den Tausch ausgeführt haben, liegt der Effekt, den dieser auf die subjektive Wohlfahrt der Wirtschaftler ausübt, darin, dass zwischen hergegebenem und erhaltenem Gute eine Nutzendifferenz besteht, die als Nutzengewinn den Tauschenden zufallen muss. Diese Differenzbeträge — wir haben sie in unserem ersten Teile in Anlehnung an die Begriffsbildung moderner Theoretiker dem Terminus „Konsumentenrente“ gleichgesetzt — sind es also, um welche sich der Wohlstand einer Mehrheit von Tauschenden erhöhen kann; an sie knüpft der wirtschaftende Mensch seine Vorstellung von „Reichtum“¹.

Die Differenz zwischen hingegebenem Nutzen (Kosten) und erhaltenem lässt erst die Bewegung der Güter über weite Distanzen möglich werden, da bei der Ueberwindung dieser Strecken (örtliche und zeitliche) ein Teil des besagten Nutzengewinnes „verloren“ gehen mag, ohne dass dadurch der Tausch nachtheilig und damit unmöglich werden müsste. „Sie (die Nutzendifferenz) macht den Tausch fast ohne Ausnahme auch dann noch vortheilhaft, wenn nicht jeder Tauschende die ganze Masse vollaus erhält, die sein Mit-tauschender hinzugeben geneigt ist, sondern unter Umständen statt deren einen sogar nur sehr kleinen Theil derselben, ...“². Der Konsumentengewinn zwischen den Tauschpartnern ermöglicht die Aufnahme einer Tätigkeit, welche die Tauschwilligen, vor allem deren Güter, zusammenführt, und es fällt dieser Tätigkeit ein Teil des Konsumentengewinnes selbst zu³. Für den Tauschenden besteht immer noch eine Gewinnmöglichkeit (sonst hätte er ja nicht mehr die Absicht zu tauschen), wenn auch eine geschmälerte; das Entstehen dieser „restlichen“ Konsumentenrente ist jedoch meist gerade der Tätigkeit jener zuzuschreiben, die den Tausch durch ihre Massnahmen überhaupt ermöglichen. *Die Gossensche Auffassung vom Handel* scheint uns somit trefflich fundiert mit der Vorstellung vom Konsumentengewinn; schade ist nur, dass unser Autor nicht ausdrücklich auf die Bedeutung von Verkehr und Transport hinweist — beide haben ihren Entstehungsgrund ja in gleichen

¹ Gossen erkennt die Uebereinstimmung von Nutzengewinn und Reichtum: „Die National-Oekonomen befinden sich hier in der Lage jener Männer der Fabel, die vor lauter Bäumen den gesuchten Wald nicht fanden; sie suchten Reichthum, und sahen nicht, dass der Werth, der den Reichthum zusammensetzt, wie die Bäume den Wald, rund um sie herum ununterbrochen entstand; ...“ (S. 87) und schliesslich misst er der Verkennung der wahren Sachlage durch die Fachgelehrten grosse nachtheilige Wirkungen bei: „Ursache des Nichterkennens der Wirkungen des Tausches ist nun offenbar die Fiction eines absoluten Werths, als dessen Massstab man sich die physischen Eigenschaften dachte. Bei dieser Ansicht über Werth konnte denn sehr natürlich der Tausch keinen Einfluss auf den Werth ausüben, da ja die physischen Eigenschaften durch denselben keine Veränderungen zu erleiden brauchen“. (S. 87).

² Gossen, S. 89.

³ „Es kann darum mit anderen Worten von einzelnen Menschen als Arbeit übernommen werden, diese Hindernisse wegzuräumen, und es fällt ihnen dann als Product ihrer Arbeit dasjenige zu, welches die Tauschenden für sie zum Tausch zurückzulassen sich bewogen finden“ (Gossen, S. 89).

Verhältnissen wie der Handel und sind von ähnlicher Wichtigkeit für das Zustandekommen der Tauschakte. (Es kann immerhin vermutet werden, dass Gossen, wenn er von der „Ueberwindung der Hindernisse“ spricht, auch an die Bewegung der Güter im Raume denkt.) So ist denn unserem Autor zuzugestehen, dass er dem Handel jene Produktivität zuerkennt, die diesem von vielen früheren Oekonomen gelegnet worden war: „Die Thätigkeit, welche darauf gerichtet ist, die Hindernisse des Tausches zu beseitigen, bezeichnen wir nun bekanntlich mit dem Ausdruck „Handel“ und der Handel schafft also so lange eine Werthsvermehrung, als indirect dadurch die oben bezeichnete Arbeitsverminderung bewirkt wird; ...“⁴.

Gossen weist auch auf die Unrichtigkeit der landläufigen Auffassung hin, die besagt, dass der Handel als Institution dem Erwerbstrieb einzelner Wirtschaftser zu verdanken sei. Insofern der Handel Erwerbszweig ist, untersteht er zweifellos der Zwecksetzung wie jede andere wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen auch; diese privatwirtschaftliche Motivation des Handel treibenden Individuums darf jedoch nicht über die volkswirtschaftlichen Beweggründe, die zur besagten Einrichtung führten, hinwegtäuschen⁵.

Das Problem des Handelsgewinnes ist nicht mit der sonst üblichen Schlüssigkeit Gossenscher Argumentation entwickelt, es birgt vor allem einige Unklarheiten. Gossen beabsichtigt, sich mit dem volkswirtschaftlichen Aspekt des Gewinnes auseinanderzusetzen und kommt bei dieser Gelegenheit auf die Feststellung und Messung des gesellschaftlichen Wohlstandes zu sprechen (vgl. auch S. 110 ff.). Er stellt fest, dass in den subjektiven Wertschätzungen bezüglich der im Tausche gewechselten Güter zwischen den Tauschpartnern Unterschiede bestehen, die dem Handel die Möglichkeit geben, sich in die Transaktion einzuschieben. Abgesehen davon, ob die Handelstätigkeit den Tausch erst Realität werden lässt, kann festgehalten werden, dass die Beträge der Konsumentenrente beim Käufer, der Produzentenrente beim Verkäufer durch diese Vermittlung verringert werden. Für beide Parteien also könnte man von einer Einbusse an subjektiver Wohlfahrt sprechen, die bei bestehenden Marktverhältnissen eigentlich hätte anfallen sollen.

Gossen setzt hier ein und kritisiert diesen Abbau des Nutzengewinnes vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus. Solange für die Vermittlung der Güter, für die „Erschliessung“ des Marktes, tatsächlich ein Aufwand eingesetzt wird, ist klar, dass eine Entschädigung an den Händler gegeben werden muss. Dies scheint aber für Gossen nicht der Normalfall zu sein und deshalb wird der „unproduktive“ Zwischenhandel als volkswirtschaftlich nutzlos angesehen! „... und es ist jedesmal als Gewinn zu betrachten, wenn es gelingt, die Zahl der nothwendigen Uebertragungen zu vermindern, und dasjenige, was den Mittelpersonen belassen werden muss, herabzusetzen“⁶. Es ist also eine

⁴ Ebd., S. 89. „Werthsvermehrung“ will sicher „Nutzengewinn“ heissen; als „Arbeitsverminderung“ meint Gossen jenen Unterschied, der besteht zwischen dem Aufwand ohne Tausch und jenem der gemacht werden muss mit Tausch. Vgl. auch Menger, Grundsätze, S. 164; Zuckerkandl, Zur Produktionslehre, in: Schmollers Jahrbuch, 49. Bd., 1925, S. 1250.

⁵ Gossen, S. 158.

⁶ Ebd., S. 160.

volkswirtschaftlich gerechtfertigte Aufgabe, den Handel wenn immer möglich auszuschalten, seine Gewinne (die in Geld ausgedrückte Anteile an Konsumentengewinnen sind) auf das Mass der aufgewendeten Mühe in der Vermittlungstätigkeit (Transport, usw.) zu reduzieren. Der Wettbewerb zwischen den Handelstreibenden ist ein Mittel, die Entschädigungen im richtigen Rahmen zu halten.

Wir möchten hinzufügen, dass diese Gossenschen Ansichten über den Handel nicht durchwegs klar sind. Tatsächlich kann sich der Handel nur soweit in den Tausch einschieben, als Nutzenunterschiede zwischen den Tauschenden bestehen. Es ist aber ein Irrtum zu glauben, dass durch den Handel „volkswirtschaftlich“ etwas „weggenommen“ werden könnte; dieses Etwas (der Nutzengewinn beim Tausch) wird nur anders verteilt. Die ganze Angelegenheit hat nun immerhin ihre volkswirtschaftlichen Folgen, was von Gossen erkannt worden ist: Durch die Einschlebung von Zwischenhandelsparteien wird der Konsumentengewinn der Tauschpartner verkleinert, indem er in Form von Geldeinheiten gerade jenen Händlern zufällt, die sich nun mit ihren Geldeinkommen ebenfalls am Sozialprodukt beteiligen. (Insofern in der Leistung des Zwischenhandels eine Vermittlung des Tausches und damit erst eine Begründung höheren Nutzens der Konsumenten liegt, kommt die ganze Angelegenheit darauf hinaus — wie bereits erwähnt — dass ein bestimmtes Sozialprodukt unter eine grössere Anzahl von Wirtschaftssubjekte verteilt werden muss.)

Im ganzen betrachtet ist Gossens Votum zur Beseitigung des Zwischenhandels nicht besonders schlüssig. Ausserdem stützt er seinen Gedankengang mit Beispielen, die durchaus nicht als Illustration für seine Theorie günstig sind (so z. B. auf S. 160), worauf dann mit gewissem Recht Zweifel an seiner theoretischen Erkenntnis gehegt werden könnten. Was wirtschaftspolitisch von Bedeutung hätte sein können, wird von Gossen nur angedeutet; der Tatsache ist immerhin Ausdruck gegeben, dass, sofern die produktive Leistung des Handels mit einem Teil der Konsumentenrente entschädigt wird, nichts vom Volkswirtschaftler dagegen eingewendet werden kann. Unter diesen Umständen — dies gilt auch für die anderen Produktionszweige — führt die Wettbewerbsordnung der Wirtschaft zu einer Reduktion jeden übermässigen Gewinnes bis zu jenem Punkt, wo er den relativen Aufwänden entspricht.

Es mag Gossen immerhin zugegeben werden, dass es eine Grenze der Aufteilung des Produktionsvorganges in viele einzelne, durch Tausch verbundene Stufen gibt — eine Grenze, bei deren Ueberschreitung die Frage nach „Vernichtung“ von Wohlstand aktuell werden könnte⁷. Eine Auffassung, die ausgeht von der Vorstellung erhöhter Produktivität bei gesteigerten, kostenreicheren Umwegen und Optimalsätze als Ergebnis ökonomischer Ueberlegung ins Auge fasst, ist interessant und diskutabel — doch scheint uns dieses Problem im Rahmen der Ausführungen Gossens eine zweitrangige

⁷ Zum Teil kehren wir mit diesen Fragen wieder zurück in den Kreis der Probleme der gesteigerten Produktivität und der ökonomisch optimal eingesetzten Produktionsmittel.

Rolle zu spielen, vielleicht sogar — unser Urteil ist kurz — zu wenig ernsthaft angepackt worden zu sein⁸.

Indem er noch einmal auf den privatwirtschaftlichen Aspekt des Handels eingeht, erklärt Gossen, warum gerade in diesem Erwerbszweig die Erreichung grosser Gewinne möglich gewesen sei. Er sieht dabei die Gründe vor allem in den monopolistischen Vorzugsstellungen, die einen beträchtlichen Teil der Handelsleute lange Zeit schützten. So sei es denn nicht verwunderlich, dass dieser Handelsgewinn durchaus ephemerer Natur sei und nur solange anhalte, bis jene Vormachtsstellung des Einzelnen oder einer Gruppe gebrochen werde. Als Beispiele verweist er auf die historisch belegten Entwicklungen der Handelszentren Italiens, Portugals, Spaniens, schliesslich Hollands und Englands⁹.

Was Gossen uns über die Grösse des Gewinnes beim Handel sagt, ist zutreffend auch für jede andere Form desselben, entspringe er aus einer besonderen Tätigkeit, der Unternehmungslust und Kombinationsbegabung des wirtschaftenden Menschen. Den Keim zu seiner Vernichtung trägt er in sich selbst, indem die fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung zur Ausschöpfung der gleichen Gewinnmöglichkeiten durch andere führt. Die Folge ist somit eine deutliche Nivellierungstendenz der Gewinnbeträge, m. Gossens Worten: „... , d. h. den Verdienst beim Handel zu einem im Vergleich zu anderen Produktionszweigen verhältnismässigen zu machen ,...“¹⁰.

IV. Geld

Eine Vervollkommnung der Tauschorganisation ist durch die Verwendung von Geld zu erreichen. Indem Gossen die Funktion als Tauschmittel in den Vordergrund rückt, definiert er das Geld als ein Gut — „dem nach den vorhandenen Verhältnissen ein bestimmtes Mass von Werth innewohnt“ und das in Relation zu allen übrigen Gütern trete (Preise). *Das Geld ist ein Produkt der gesellschaftlichen Entwicklung*, der Entwicklung zur tauschenden, arbeitsteilig gegliederten Wirtschaft. Dieser Auffassung gemäss steht an erster Stelle des Gossenschen Geldbegriffes das Element der allgemeinen Anerkennung, der Akzeptation, welches ein System von Preisen zur Folge hat,

⁸ Gossen hat seine brauchbare Vorstellung, die ein theoretisch taugliches Werkzeug genannt werden muss (der Konsumentengewinn als Voraussetzung der Handeltätigkeit), nicht genügend beachtet und zu wenig in seine Argumentation eingebaut; davon zeugen seine Beispiele, besonders jenes, das die Absurdität des Einschlebens von Tauschakten in die Güterübertragung darlegen soll (S. 160). Wie und in welchem Ausmasse durch Vermeidung von Zwischen-Tauschakten eine Steigerung des Konsumentengewinnes — volkswirtschaftlich gesehen — eine Erhöhung der subjektiven Wohlfahrt der Gesamtheit, erfolgen kann, ist nicht nur eine Folge der Wegnahme übermässigen, „überflüssigen“ Gewinnes beim Handel, sondern zudem eine solche der günstigeren, volkswirtschaftlich ertragreicheren (an Nutzen!) Verteilung der Einkommen unter die Wirtschaftssubjekte.

⁹ Gossen, S. 161.

¹⁰ Ebd., S. 162.

und diese Preise wiederum dienen als Richtschnur für den Vergleich der subjektiven Wertschätzungen bei jedem Tauschenden¹.

In kurzen Worten wollen wir hier die Bedingungen zusammenstellen, die Gossen für ein einwandfreies Geld fordert, ein Geld, das die Ansprüche der Wirtschaftsgesellschaft befriedigt. Jeder Tausch wird durch das Dazwischentreten des Tauschmittels in zwei getrennte Vorgänge zerlegt: da ist einmal die Einlösung des eigenen, herzugebenden Gutes gegen Geld (Verkauf — Bildung des Geldeinkommens) und dann die Beschaffung der gewünschten Güter mit diesem Geld (Kauf — Bildung des Realeinkommens). Diese Tauschmittelfunktion des Geldes hat grösste Bedeutung, und die weiteren Forderungen, die nach Gossen an das Geld gestellt werden, stehen mit dieser Funktion in engem Zusammenhang.

1. In der Beständigkeit des objektiven Wertes sieht Gossen ein Hauptanliegen der Gesellschaft an das Geld; ohne diese Beständigkeit würde die Tauschmittelfunktion stark reduziert — der Tauschende könnte sich aus begreiflichen Gründen kaum zur Annahme von Geld entschliessen, wenn er eine Veränderung dessen Kaufkraft fürchten müsste und damit der zweite Teil des Tauschvorganges — Geld gegen Ware — in Frage stünde. Sollte es nicht möglich sein, dem Geld eine stabile Kaufkraft zu erhalten, so möchte man doch wenigstens eine gewisse Gesetzmässigkeit in deren Veränderung erkennen können². Diese Forderung an das Geld ist unerlässlich, erstrecken sich doch sämtliche Dispositionen des wirtschaftenden Subjekts über einen gewissen Zeitraum, so daß die Veränderung des objektiven Geldwertes für die Entscheidungen recht gewichtig werden können³.

2. Wichtig ist sodann die Teilbarkeit des als Geld dienenden Gutes; der Wirtschaftler hat ja bei der Verteilung der Geldmenge auf die verschiedenen Bedürfnisse einer grossen Mannigfaltigkeit an Wünschen gerecht zu werden und muss deshalb die verschiedensten Geldbeträge nach den variierenden Intensitätsgrössen der Nutzen einsetzen⁴.

3. Durch die beliebige Teilbarkeit darf aber die physische Eigenschaft des Geldes nicht tangiert werden; der Geldstoff sollte also von grösster Einheitlichkeit sein⁵.

4. Schliesslich ist es wünschenswert, wenn das als Geld verwendete Gut hohen spezifischen Wert aufweist, damit die übertragene Geldmenge „handlich“ ist⁶.

¹ Gossen, S. 93; Pantaleoni, a. a. O., S. 221 ff. schliesst sich in seiner Darstellung ganz an Gossen an.

² Gossen, S. 198: „..., dass die Veränderungen in der Schätzung des zu Geld gebrauchten Gegenstandes, wenn deren überhaupt erfolgen, mit einer bestimmbaren Gesetzmässigkeit sich ereignen müssen.“

³ Ebd., S. 199, oben.

⁴ Ebd., S. 199.

⁵ Ebd., S. 199. Bei der Beurteilung der Gossenschen Ausführungen muss immer im Auge behalten werden, dass es sich um ein bestimmtes Gut handelt, das zu Geld geworden ist; in diesem Falle sind die von Gossen erwähnten Eigenschaften tatsächlich von Bedeutung!

⁶ Ebd., S. 199.

Die mit diesen vier Punkten gegebenen Eigenschaften, die gutes Geld haben sollte, sind durch die Verhältnisse des Marktes bestimmt, auf dem es zirkulieren muss. Ausserdem besteht aber zwischen Geld und jedem Wirtschaftler — genau wie zwischen jedem Gute und jedem Menschen — eine direkte subjektive Beziehung, die wir als *Wertschätzung des Geldes* bezeichnen dürfen. Der *subjektive Geldwert* wird nach Gossen durch den Wert der dafür eingetauschten Güter bestimmt; der *Grenznutzen des Geldes* ist somit abhängig vom Grenznutzen der Güter, die dem Menschen zur Verfügung stehen⁷. Ueber den Geldwert kann letztlich die gleiche Aussage gemacht werden wie über die anderen Werte: Von Mensch zu Mensch ist er verschieden und ausserdem verändert er sich auch bei jedem Individuum unausgesetzt — auch er ist ein „relativer“ Wert.

Der Geldwert ist aber nicht nur von der Seite des Wirtschaftssubjekts aus bestimmt; das Geldgut selber bedingt gewisse Veränderungen in der Schätzung, z. B. übe vor allem eine Vermehrung der Geldmenge „jene bekannte Wirkung“ aus, stellt Gossen fest. Er beschreibt sie genauer, indem er zuerst einmal der Umlaufgeschwindigkeit keine Aufmerksamkeit schenkt; da er diese aber kennt, darf man annehmen, dass er sie als konstante Grösse supponiert. Unter dieser Voraussetzung ergibt eine Geldmengenvergrösserung eine Preisänderung nach dem einfachsten quantitätstheoretischen Schema: „Die Preise von allem zu Kauf Gestellten erleiden eine Aenderung im Verhältnis der veränderten Masse; ...“⁸.

Als zusätzliches Moment der Wertbestimmung objektiv betrachtet kommt noch die *Geschwindigkeit des Geldumlaufes*, die hauptsächlich bedingt ist durch die Einkommensperiode der wirtschaftenden Individuen. Ganz allgemein gelte daher der Satz: „Die Beschleunigung des Geldumlaufes wirkt wie eine entsprechende Massenvermehrung“⁹. Gossen fragt sich nun, ob überhaupt die Postulate, gestellt an ein „gutes“ Geld, in Wirklichkeit jemals erreichbar wären — wenn man sich die Vielheit der beeinflussenden Faktoren vor Augen halte. Die Antwort fällt positiv aus und ist schlüssig: die subjektiv bestimmten Faktoren des Geldwertes nivellieren sich zu Durchschnittsgrössen in kürzeren Zeiträumen und es entsteht eine aus der Mannigfaltigkeit der Kräfte bestimmte Resultante, die sich aus der Veränderung des Wirtschaftszustandes, aus einer Veränderung der Bedürfnisse und der Produktivität (Gossen fasst diese Momente zusammen unter dem Begriffe „Culturzustand“) ergeben und sich als säkulare Geldwertänderung ganz allmählich und ohne nennenswerte Störung bemerkbar machen (S. 202, 203).

⁷ Gossen spricht von der „Schätzung des Geldes“ (S. 200). Vgl. auch Pareto, Cours, S. 255 ff. (1. Bd.); Marshall, a. a. O., S. 170; Bortkiewicz, a. a. O., S. 156 ff.; Sulzer, a. a. O., S. 287; Wieser, Theorie d. gesellsch. Wirtschaft, S. 164; Bilimović, Ein neuer Versuch, S. 162; Wicksteed, Common Sense, S. 84; Weinberger, Mathematische Volkswirtschaftslehre, S. 138 ff.

⁸ Gossen fügt ergänzend bei, dass für die damalige Wirtschaft die Wertveränderung der Kaufkraft des Geldes bedeutungsvoll gewesen sei für die auf längere Zeit festgesetzten Zahlungen, die sich dann in umgekehrtem Sinne zur Geldvermehrung in ihrem Nutzen geändert hätten. (S. 201).

⁹ Gossen, S. 201.

Aber nicht nur die durch die subjektiven Veränderungen bedingten Geldwertschwankungen führen zu einer „normalen“ Bewegung; auch die objektiven Bedingungen fangen sich in einer solchen auf, z. B. die durch Veränderung der Umlaufgeschwindigkeit hervorgerufene Wertvariation. Gossens Vorstellung besagter Grösse trägt einige seltsame Merkmale, die hier nicht ausdrücklich betont, immerhin aber erwähnt werden möchten. — Das rationale Verhalten des Menschen, das Streben nach grösstem Nutzen, nach höchster subjektiver Wohlfahrt bedinge eine Zirkulation des Geldes, die in gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen (Produktionsperioden, Einkommensperioden, Arbeitsteilung usw.) und bei gegebenen zivilisatorischen Verhältnissen (unsere Interpretation von Gossens Ausdruck „geistige Ausbildung des Menschen“) am grössten sei (203). Diese Auffassung entbindet unseren Autor der Diskussion um die Variabilität der Umlaufgeschwindigkeit, indem sie festhält, dass diese eine grösste, oder — was auf das gleiche hinausgeht — eine stabile Zahl sei. Die Stabilität ist mindestens insoweit gegeben, als die Umlaufgeschwindigkeit nur eine langsame, die menschlichen Ueberlegungen und Rechnungen nicht „ueberraschende“ Veränderung aufzeige. Durch diese begriffliche Fassung ist es Gossens gelungen, dem ganzen weitschichtigen Komplex von Fragen auszuweichen, der auch die Diskussion um die Quantitätstheorie belastet und immer wieder zum Streitobjekt gemacht hat. Man darf heute wohl behaupten, dass sich Gossens die Arbeit dadurch sehr erleichtert hat; man könnte aber schwerlich nachweisen, dass er die Zusammenhänge, wie sie in der modernen Auffassung der Geldwerttheorie zum Ausdruck kommen, nicht beachtet hätte¹⁰.

Die Frage nach dem besten Geld ist von Gossens leicht zu beantworten: die Stabilität des Wertes ist am grössten bei den Edelmetallen und bei ihnen gelinge es auch, „das Massenverhältnis des Gegenstandes zu den thatsächlichen Umständen immer gleich gross zu halten“¹¹. Gold und Silber sind als Geld ideal und haben sich im Verkehr auch als fähig erwiesen. Die Gesetzmässigkeiten ihrer mengenmässigen Veränderung sind durch drei Faktoren gegeben:

1) Die künstliche Schaffung der Edelmetalle ist bis anhin und in absehbarer Zeit nicht möglich und darum der Metallbestand nicht gefährdet.

2) Die Seltenheit der Metalle ist natürlich und ihre Produktion geht in verhältnismässig geringen Quantitäten vor sich und zudem regelmässig.

3) Die eigentliche Konsumtion der Metalle (und damit das Wegfallen als Geldstoff) ist relativ gering (1%) (S. 204).

Nach diesem gründlichen Lob des Edelmetallgeldes und dem wissenschaftlichen Nachweis der Fähigkeiten von Gold und Silber in dieser Be-

¹⁰ So ist auch das wirtschaftspolitische Rezept, das aus der Gossenschen Geldtheorie erwächst, einfach: mit der Forderung, die Umlaufgeschwindigkeit immer auf einem durch die Wirtschaft bedingten Höchststande zu halten, ergibt sich für diese Grösse eine „relative Konstanz“; wenn der stabile Geldwert im Interesse der wirtschaftlichen Intervention des Staates, der Gesellschaft liegt, dann ist die notwendige Massnahme leicht zu fassen: „Jeder Einzelne sowohl, wie die Regierung hat, wo auf die Geschwindigkeit des Geldumlaufs eingewirkt werden kann, diese Einwirkung darauf zu richten, den Umlauf zu beschleunigen“ (S. 203).

¹¹ Gossens, S. 203.

ziehung kommt Gossen auf das *Problem des Papiergeldes* zu sprechen. Die Ausgabe von Papiergeld in bestimmten Bezirken wirke wie eine Vermehrung der Geldmenge und somit sinke der Wert des Geldes (die Preise steigen) in proportionalem Masse. Das Schädliche an diesem Prozess sei aber nicht die Tatsache der Preissteigerung allein; wäre diese eine gleichmässige, dann könnte kaum von einem Nachteil gesprochen werden. In Wirklichkeit gehe jedoch die Störung des Geldwertes durch Einmischung von Papiergeld von einem bestimmten „Bezirk“ aus, und die Störung der Preise breite sich in Schüben über die Wirtschaft aus¹². Gossen schildert den inflatorischen Prozess, der jene Produktionszweige begünstige, welche die Preissteigerung zuerst erleben, wo sich also die erhöhte Menge kaufenden Geldes zuerst einstelle und jene schädige, zu denen die „Inflationswelle“ zuletzt komme. Gossen meint, man habe sich von diesem ersten Teil der Wirkung einer Geldvermehrung vor allem blenden lassen und die „Belebung“ der Wirtschaft, des Handels als eine bleibende Folge einer derartigen Manipulation angenommen. Die einzige bleibende Wirkung, die von einer Papiergeldinflation zu erwarten sei (unter der Annahme, dass zwischen Papier- und Metallgeld kein Unterschied in der Verwendung gemacht wird), wäre sicher eine Mehrverwendung von Edelmetallen im Konsum, da sie ja — in der Funktion als Geld teilweise ersetzt „und deshalb billiger geworden“ — nun in grösserer Menge zur direkten Bedürfnisbefriedigung herangezogen würden (S. 206). Die von uns eingeklammerte Annahme könnte aber nicht gemacht werden, meint Gossen, aus dem Grunde, weil Papier und Metall eben „verschiedenes“ Geld seien; man muss doch auch daran denken, dass wirtschaftliche Verbindungen, Handelsbeziehungen mit dem Auslande bestehen und damit internationale Zahlungen getätigt werden müssen. In der Geschichte der Papiergeldemissionen habe sich denn auch gezeigt, dass meist zugunsten des Metalles ein Agio entstand, das den anfänglichen Vorteil, besonders im Handel mit dem Ausland, wieder zunichte machte¹³. — Ein Hauptnachteil einer Papiergeldemission sieht Gossen aber in der Unterstellung der Geldwertschwankungen unter die Willkür des Menschen und damit in der Folge den Verlust der zur Arbeitsteilung nötigen „gesellschaftlichen Sicherheit“ und den Entzug einer Rechnungsbasis für Produzenten und Konsumenten. Die währungspolitische Forderung kann deshalb nicht deutlich und einfach genug sein: „Darum ist es dringend nöthig, um dem Geldwesen die naturgemässe Einrichtung zu geben, alles Papiergeld, und es gehört dazu alles keine Zinsen tragende geldwerthe Papier, mag dieses von der Regierung, einer Bank oder

¹² Gossen denkt nicht an den geographisch bestimmten Wortsinn; wir ergänzen und nennen „Bezirk“ jenen Kreis der Wirtschaftenden, die zuerst das Papiergeld in Zirkulation bringen.

¹³ Man halte sich vor Augen, dass zu Gossens Zeiten die „Verbesserungen“ des internationalen Zahlungsverkehrs noch nicht erfunden waren!

Gossen weist in diesem Zusammenhange darauf hin, dass es falsch wäre, das Agio des Metalles nur dem sinkenden Staatskredit zuzuschreiben; Grund der Wertdifferenz sei lediglich die neue Relation zwischen Geldmenge und Preisniveau im In- und Ausland (S. 207).

einer Privatgesellschaft ausgegeben sein, und nicht bloss im eigenen Lande, sondern auch in allen fremden Ländern aus der Welt zu schaffen“¹⁴.

Gossens *Geldtheorie* darf bei der Bewertung seines gesamten Werkes nicht zu hoch in Rechnung gesetzt werden; seine Hauptleistung liegt, wie wir bereits früher darzulegen suchten, auf anderen Gebieten und man kann den Ausführungen über das Geld nur ergänzende Bedeutung beimessen. In der Hauptsache würde man seine Geldtheorie wohl als mit der Quantitätstheorie deckungsgleich bezeichnen können; auf die lockerere Form derselben lässt vor allem die Berücksichtigung und klare Kenntniss der Umlaufgeschwindigkeit, auf die strengere Form die mit konstanter Umlaufgeschwindigkeit gesetzten Beispiele schliessen, wobei sich dann Geldwert und Geldmenge parallel und proportional zugleich verändern, gleichbleibende Warenmenge vorausgesetzt. Die Vorstellung eines *Gleichgewichts zwischen Preis- und Geldseite der Verkehrsgleichung*, wie sie Gossen vorschwebt und auch in der Darstellung seiner statischen Beispiele zum Ausdruck kommt, lässt ihn starr am strengen Metalismus festhalten; seiner Meinung nach sind alle Vorteile des Papiergeldes, aller stoffwertlosen Zahlungsmittel chimärisch und können vor dem Auge des streng denkenden Oekonomen nicht bestehen¹⁵.

Unseren Abschnitt über Gossens Geldtheorie wollen wir mit einem Ausblick beschliessen: Durch die Anwesenheit des Geldes in der Wirtschaft und die Existenz von Preisen für alle Güter, wird dem einzelnen Wirtschaftssubjekt das Verhalten nach dem hedonistischen Prinzip leicht gemacht. Was die Beschwerde betrifft, so hat es die Arbeit dort einzusetzen, wo sie den grössten Einkommensbetrag abwirft; was den Nutzen betrifft, ist bei der Verteilung der Einkommenseinheiten darauf zu achten, dass die verschiedenen Ausgabeposten so gewählt werden, dass vom gegebenen Einkommen der geschaffene Gesamtnutzen ein Maximum werde. Die Vorstellung eines Gleichgewichts des Konsums, die uns Gossen bringt, ist auch in der neueren Theorie immer wieder verwendet worden und geniesst allgemeines Ansehen¹⁶. *Das Geld wird also das gemeinschaftliche Mass aller ökonomischen Grössen* und

¹⁴ Gossen, S. 208.

¹⁵ Im Anschluss an seine Ausführungen über das Geld geht Gossen im Detail auf technische Fragen des Geldwesens ein, wobei er genaueste Kenntniss auch in diesen eher praktischen Belangen beweist. Wir wollen in unserer Untersuchung diesem Teil der Gossenschen Arbeit keine nähere Beachtung schenken und nur in kurzen stichwortartigen Angaben deren Inhalt zusammenfassen (S. 208-228).

Zuerst nimmt Gossen Stellung zum Münzsystem, das den Marktverhältnissen günstig wäre und kommt in diesem Zusammenhang auf die Redlichkeit der Ausprägung und die Stabilität des Münzfusses zu sprechen. Der Bimetallismus wird beurteilt und die feste Relation zwischen den beiden Metallen kritisiert (*Greshamsches Gesetz*) und schliesslich mit dem Monometallismus verglichen, wobei der erstere vorteilhafter bewertet wird. Den Hauptteil der Ausführungen nehmen aber eigentlich münztechnische Probleme ein und ihre Bedeutung könnte nur in einer geldtheoretischen Arbeit zur Sprache kommen. Der kurze Hinweis möge hier genügen und den interessierten Leser auf die Stelle weisen.

¹⁶ Vgl. z. B. Stachelbergs Darlegung des Gleichgewichts des Haushaltes (Stachelberg, Grundlagen, S. 105 ff.). Zu unseren Ausführungen das Gossensche Zitat: „...; er (der wirtschaftende Mensch) darf nur zusehen, durch welche Arbeit er die grösste Summe Geldes einzutauschen im Stande ist, um damit die vollkommenste

es erlaubt eine Vereinfachung der Rechnung des einzelnen Menschen. Als Beispiel modifiziert Gossen sein 2. Gesetz in der Art, dass es den Verhältnissen der Geldwirtschaft entspricht und gewinnt ihm den einfachen Gehalt und die simple Form, die es bei der Statuierung gleicher Kosteneinheiten noch besass, wieder zurück: „Der Mensch erlangt also ein Grösstes von Lebensgenuss, wenn er sein ganzes erarbeitetes Geld, E, der Art auf die verschiedenen Genüsse vertheilt, die e so bestimmt, dass bei jedem einzelnen Genuss das letzte darauf verwendete Geldatom den gleich grossen Genuss gewährt“¹⁷. Die moderne Theorie hat diesen Satz unter der Bezeichnung „Gesetz vom Ausgleich der Geldgrenznutzen“ oder „Gesetz vom Ausgleich der gewogenen Grenznutzen“ ausgebaut und in ihr System aufgenommen¹⁸.

V. Preis

Die Verwendung von Geld in der Wirtschaft führt zu einem durch wirtschaftlich-gesellschaftliche Faktoren bestimmten System von Preisen. In ihm spiegeln sich die grossen Beziehungen zwischen den einzelnen Wirtschaftsteilen wider und nehmen gegenseitig aufeinander Einfluss.

Ein Hauptproblem der arbeitsteiligen, gesellschaftlichen Wirtschaft ist nach Gossen das Verhältnis von *Angebot und Nachfrage*. Der Wille, möglichst viel an Geldeinkommen zu erlangen, führt den Wirtschaftler zu bestimmten Entscheidungen in der Produktion und lässt somit bestimmte Gütermengen entstehen, die nur im Hinblick auf den Absatz im Tausch hergestellt wurden. Ausserdem sind es die Bedürfnisse und die Einkommensverhältnisse der einzelnen Gesellschaftsmitglieder, die entscheidend über das zu erwerbende Quantum der von der Gesellschaft hergestellten Produkte bestimmen. Der zuerst dargelegte Prozess, ausgelöst durch die Absicht, sich möglichst grosse Geldeinkommensbeträge zu verschaffen, ergibt die Grösse des Angebots sämtlicher Güterarten; der andere ergibt eine bestimmte Nachfragestruktur nach allen Gütern. Zwischen den beiden Grössen besteht kein notwendiger Zusammenhang und es wäre ein Zufall, meint Gossen, wenn sie bei aktuellen, gültigen Preisrelationen zusammenfallen würden.

Gewissheit zu erhalten, dass er dann auch durch diese Arbeit sich die grösstmögliche Summe des Lebensgenusses wird verschaffen können“ (S. 93).

Vgl. auch Wieser, *Der natürliche Wert*, S. 13; Bilimovič, *Ein neuer Versuch*, S. 168.

¹⁷ Gossen, S. 93/94.

¹⁸ Gossen greift später noch einmal auf dieses Gesetz zurück, dann nämlich, wo es sich um den Versuch der Messung des Grenznutzens handelt (S. 124) (vgl. unseren Text S. 98).

Gossen, S. 93: „...; er darf nur bei sich die Schätzung vornehmen, welcher Genuss für ihn grösser wird, wenn er die gleich grosse Geldsumme zum Eintausch des einen oder andern Genussmittels verwendet, und den Eintausch bewirken, bei welchem sein Genuss der grösste sein wird, um gewiss zu sein, sich dadurch die grösste Summe des Genusses zu verschaffen“. Vgl. Weinberger, *Mathematische Volkswirtschaftslehre*, S. 139; Illy, *Gesetz des Grenznutzens*, S. 56; Marshall, a. a. O., S. 193; Hicks, *Value and Capital*, S. 11: „Utility will be maximized when the marginal unit of expenditure in each direction brings in the same increment of utility“.

Die Divergenz zwischen den besagten Grössen löst nun das Spiel eines Ausgleichs, den sogenannten Marktmechanismus aus, und Gossen schildert diesen Prozess, indem er richtig die Verkettung der beiden Faktoren, ihre gegenseitige Beeinflussung darlegt. Das Angebot ist in den meisten Fällen die in einem Zeitpunkt gegebene Grösse und, verglichen mit der herrschenden Preis-Mengenrelation der Nachfrage, zu gross oder zu klein. Bei zu grossem Angebot würde der nicht mehr von der Nachfrage aufgenommene Güterkomplex überhaupt keinen Preis mehr erreichen (oder nur einen kleineren), der Produzent würde nicht entschädigt und das Gut könnte unter Umständen für die Gesellschaft wertlos sein. Es zeigt sich nun, dass von allen die Nachfragemengen bestimmenden Elementen nur eines vom Produzenten zu beeinflussen ist — und dieses eine ist der Preis. Durch eine Preisänderung löst er eine Mengenänderung der Nachfrage nach dem von ihm angebotenen Gute aus¹. So findet durch Preisvariation eine fortwährende Anpassung der Nachfrage an das Angebot statt und die Tendenz besteht, „dass sich der Preis bei einem jeden Gegenstande genau in der Höhe feststellt, dass die ganze producirte Masse eingetauscht wird“². Dieser Preismechanismus sei eine längst bekannte Erscheinung und werde durch die Praxis immer wieder bestätigt, meint Gossen. Was jedoch nicht auf der Hand liege — und darauf will nun unser Autor sein Augenmerk richten — sei die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen diesem Mechanismus und den Genussgesetzen.

Es sei da einmal festzuhalten, dass sich der Preis ohne jede Rücksicht auf die Höhe der Belohnung feststelle, die dem Produzenten für seine Tätigkeit und seinen Aufwand zufallen müsste, also auch nicht durch die Arbeit bestimmt sein könne, die in einem Produkt stecke. Daraus ergibt sich die Situation, dass die Belohnung des produktiven Aufwandes sehr verschieden ausfalle und dieser Aufwand deshalb auf jene Produktionen sich verlege — eine Folge des menschlichen Strebens nach maximalem Einkommen —, die den grössten Geldertrag abwerfen. In unserer heutigen Terminologie würden wir diesen Gossenschen Gedankengang als Problem der *langfristigen Anpassung der Produktion* an die Nachfrage bezeichnen (zu unterscheiden von der weiter oben geschilderten kurzfristigen Anpassung — über den Preis) (S. 96). Gossen sieht in dieser langfristigen Angleichung der Produktion an die Nachfrage auch eine nivellierende Wirkung, die sich auf alle Produktionszweige ausdehne und für eine Verhältnismässigkeit der Erträge in den verschiedenen Produktionsarten Sorge.

Der Preismechanismus, dies muss noch nachgetragen werden, wirkt sich aber nicht nur auf die Marktverhältnisse der Kosumgüter aus; der Zusam-

¹ „Durch Herabsetzen oder Steigern des Preises können sie (die Produzenten) dieses p (die vom Konsumenten zu leistenden Kostenbeträge) verkleinern oder vergrössern, und dieses ist also die einzige Möglichkeit, wie sie ihre Nebenmenschen zu einer Veränderung der eingetauschten Masse und dadurch zum Eintausch der von ihnen producirten Masse vermögen können, und wollen sie daher überhaupt einen Werth für ihr Product erlangen, so müssen sie von dieser Möglichkeit... Gebrauch machen,...“ (Gossen, S. 94/95). So wäre auch Dietzel zu verstehen (Zur klassischen Wert- und Preistheorie, S. 696).

² Gossen, S. 95.

menhang zwischen allen Gütern erzwingt auch eine Veränderung von Angebot und Nachfrage bei Gütern höherer Ordnung. Die Wirkungen sind in diesem Falle verzögert, aber sie zeigen auf längere Sicht die gleichen Bewegungen (S. 97, 98). Im Anschluss an die früher bei der Darlegung der Güterklassen gegebene Wendung könnte man hier von einer mittelbaren Wirkung des Preismechanismus sprechen.

Hervorzuheben ist die kurze, aber interessante Bemerkung Gossens über die Preisbildung komplementärer Güter. Während bei ihnen von einer eindeutigen Bestimmung des Wertes nicht gesprochen werden konnte, kann wohl von einer Preisbildung die Rede sein. Allerdings sind die Komplemente in ihrer Preisbewegung untereinander gebunden, was aber eher dazu führen wird, dass eine bestimmte Preisfestsetzung beim einen Teilgut zu schnelleren Reaktionen bei den anderen Gütern führen wird (und natürlich auch Rückwirkungen auf dieses selbst!). Zweifellos sind die Preiswirkungen bei den komplementären Gütern weniger einfach und entsprechen so auch den komplexeren Beziehungen der Bedürfnisse untereinander und der Güter selbst; grundsätzlich sind es aber die gleichen Fälle, wie sie sich in der einfachen Vorstellung des Spiels zwischen Angebot und Nachfrage verstehen lassen³.

In einem späteren Abschnitte seines Werkes lässt Gossen diesen mehr allgemeinen Ausführungen über die Preisbildung bei verschiedenen Gütern einige genauere, beleuchtende Aspekte folgen. Er geht darauf aus, gewisse Eigenschaften der Nachfrage aus der Beziehung Preisänderung-Mengenänderung abzulesen und scheidet die Güter nach den so gewonnenen Merkmalen in zwei Gruppen: Gossen nennt sie „Bedürfnisse“ einerseits und „Genüsse im engeren Sinne“ andererseits (wir erinnern an Jennings primäre und sekundäre Güter); eine Scheidung, für welche die Nationalökonomie die verschiedensten Begriffspaare kennt. Meist wird für den Bereich der „Genüsse im engeren Sinne“ der allerdings etwas anrühige Ausdruck „Luxusgüter“ verwendet; wir wollen ihn in unserer Arbeit übernehmen und in Anlehnung an Gossen ohne jeden nicht-ökonomischen Beigeschmack führen.

Eine erste Feststellung ist, dass zwischen „Bedürfnis“ und Luxus keine feste Grenze gezogen werden könne; da es vielmehr eine Frage der Einkommenshöhe des Wirtschafters sei, welche Güter der einen oder der anderen Kategorie zugeordnet werden möchten. An zwei Beispielen will uns Gossen die Reaktionsmöglichkeiten des Konsumenten auf Preisänderungen vorführen

³ Die Verwendung von Angebot und Nachfrage für die Preiserklärung hat von den Klassikern zu den Modernen in Gossen eine Durchgangsposition gefunden. Den späteren Forschern auf diesem Gebiete ist Gossen in vielem noch unterlegen; so lässt im allgemeinen die Bestimmung der Grössen „Nachfrage“ und „Angebot“ zu wünschen übrig. Vgl. dazu Marshall, a. a. O., S. 169 ff. u. a. O.; Wicksteed, *The Scope and Method*, S. 12; Barone, a. a. O., S. 44; Schneider, *Einführung in die Wirtschaftstheorie*, 2. Teil, Tübingen 1947, S. 8, 9; Haley, *Value and Distribution*, in: *A Survey of Contemporary Economics*, 2. Aufl., Philadelphia 1949, S. 4-9. Der Gefahr einer zu „leeren“ Begriffsbestimmung, welcher vor allem die Lausanner Variante kennzeichnet, ist Gossen allerdings nicht unterlegen. Vgl. Brodsky, a. a. O., S. 86; Walras, *Eléments*, S. 64; Wicksteeds (*Common Sense*, S. 507) „Vermittlungsversuch“.

und dabei zugleich die Mittel finden, für die beiden Begriffe „Bedürfnis“ und „Luxus“ eine theoretisch stichhaltige Definition auszuarbeiten. Fall I gibt die folgende Situation:

Steigerung des Preises von A, gleichbleibende Preise aller übrigen Güter (zusammengefasst als N).

Es kann sich jetzt die Geldsumme ($x^a \cdot p^a$), auf A verwendet, verkleinern, dafür jene auf N verwendet, vergrössern.

Diesen „normalen Fall“ übernimmt Gossen für die Definition seiner „Genüsse im engeren Sinne“, indem er festhält, *dass ihre monetäre Nachfrage durch die Preiserhöhung verkleinert wird.*

Gossen begnügt sich nicht nur mit der Aussage über diese Veränderung der monetären Nachfrage bei der von der Preisänderung betroffenen Güterart; er stellt zudem — auf Grund seiner früheren Zahlenbeispiele — die Behauptung auf, dass der Aufwand an Arbeit für den Konsumenten sich verändere, und zwar kleiner werde. Wir geben gerne zu, dass eine jede Preisänderung einen Einfluss auf die Arbeitsleidmenge, somit auf die geleisteten Arbeitsquanten ausüben kann; es ist aber nicht gesagt, dass sie in Gossens Sinne vor sich gehe, denn entscheidend ist natürlich das neue Grenznutzen-niveau und die Elastizität der Arbeitsleidkurve. Wir verfolgen hier den Gedanken Gossens nicht weiter, betonen aber immerhin seine richtige theoretische Erkenntnis, dass der vom Haushalt aufgewendete Einkommensbetrag nicht eine feste Grösse ist, sondern sich mit dem Konsumniveau (Versorgungsniveau) ändert.

Der von Gossen als normal bezeichnete Fall I zeigt uns die Nachfragekurve eines Gutes A mit einer Elastizität grösser als 1. Diese typische Reaktion gilt selbstverständlich für jede Güterart im Bereich elastischer Preis-Mengen-Verhältnisse. Gossen verfügt allerdings nicht über den mathematisch-geometrischen Apparat, den die neuere Theorie für die Behandlung der Preisbildung verwendet; immerhin kann gesagt werden, dass sich sein Beispiel leicht in ihre Sprache einfügen lässt. Die Preisänderung im Fall I bewirkt eine Einschränkung der Nachfrage nach dem Gute A, zugleich aber eine Ausdehnung der Nachfrage nach den übrigen Gütern N, wodurch der Ausgabebetrag, für A aufgewendet — gleichbleibendes Einkommen angenommen —, kleiner wird⁴. (Das Gut A wäre ein „sekundäres Gut“ in Jennings' Terminologie.)

⁴ Gossens Regel: „in ihm bewirkt die Vertheuerung zwar eine spärlichere Befriedigung bei dem vertheuerten Genuss, dabei aber zugleich eine Geldersparnis, die andererseits bei allen anderen Genüssen bei vermindertem Arbeitsquantum ein reichlicheres Geniessen möglich macht“ (S. 135). — Stackelbergs Normalfall ist insofern weiter als der von Gossen, als er auch jene Preiswirkung einschliesst, wo das Gut A in der Nachfrage mengenmässig eingeschränkt wird, aber die Ausgabesumme ($x^a \cdot p^a$) steigt, jene bei den übrigen Gütern (N) sinkt. (Vgl. Grundlagen, S. 147.)

Fall II liegt anders:

Der Preis A steigt, gleichbleibende Preise bei allen übrigen Gütern (N). In Abweichung zu I wird aber $x^a \cdot p^a$ grösser, während sich die übrigen Ausgabeposten alle verkleinern⁵.

Das verteuerte Gut zwingt also zu einer Einschränkung sämtlicher Kosum-sphären; es ist ein „Bedürfnis“⁶.

Dieser Fall II zeigt die Nachfragekurve eines Gutes im Bereich einer Elastizität kleiner als 1; d. h. durch die Preissteigerung von A wird die monetäre Nachfrage nach diesem teuren Gute gesteigert, gleichzeitig nimmt die nachgefragte Menge der übrigen Güter (N) ab⁷. Auch hier können wir feststellen, dass sich Jennings' Ausdruck „common sensations“ mit Gossens Begriff „Bedürfnis“ deckt und die Bemerkung unseres Autors klingt stark an die Ausführungen des mehr physiologisch-psychologisch interessierten Engländer's an: „...; dass ein derartiger Genuss die Macht besitzt, zu einer spärlicheren Befriedigung aller anderen Genüsse und zu erhöhter Anstrengung zu zwingen, muss den Schein hervorrufen, dass diese Genüsse die Befriedigung bis zu einem gewissen Punkt so unbedingt verlangen, dass der freie Wille des Menschen dadurch gebunden wird“⁸.

Die beiden von Gossen dargestellten Extremfälle lassen folgende Definition zu: „Bedürfnisse nannte man die Genüsse, welche bei Preissteigerung des Genussmittels jenen Zwang zur spärlicheren Befriedigung aller andern Genüsse auflegen; Genüsse im engeren Sinne, Luxusgegenstände, Vergnügungen diejenigen, bei welchen bei Preissteigerung das Gegenteil stattfindet“⁹. Beide von Gossen dargestellten Fälle decken den Grossteil der vorkommenden Nachfragereaktionen, mit Ausnahme jenes in der modernen Theorie als Paradoxon bezeichneten Giffenschen Falles.

Die beiden hier wiedergegebenen Fälle zeigen das typische Verhalten des Konsumenten gegenüber Gütern mit steigenden Preisen. Gossen schildert auf diese etwas schwerfällige aber eindeutige Art den Verlauf der Nachfragekurven, indem er die verschiedenen Preiselastizitäten der Kurven als Charakteristika betont. Zugleich versucht er, die Güter nach dem Verlauf ihrer Nachfragekurven zu gruppieren in solche mit aussergewöhnlich unelastischen und andere mit vorwiegend elastischen Kurvenbildern. Die ersteren sind die „Be-

⁵ Auch hier erwähnt Gossen noch zusätzlich die Reaktion des Arbeitsleids auf die Preisbewegung.

⁶ „In dem zuletzt genannten Falle sinkt trotz und wegen der grösseren Ausgabe der bereitete Theil sowohl des vertheuerten Genusses wie aller anderen Genüsse, während ausserdem noch das Arbeitsquantum vergrössert werden muss“ (Gossen, S. 134).

⁷ Es kann gesagt werden, dass bei dieser Preisänderung von A der Einkommenseffekt bei den übrigen Gütern (N) den Substitutionseffekt überwiegt (vgl. Stackelberg, Grundlagen, S. 148, 149) und so eine Teilwirkung der Preiserhöhung auf die Güter (N) abgewälzt wird. Gossen hat damit indirekt erkannt, dass die Nachfrage nach einem Gut durch die Preise aller anderen mitbestimmt ist. Vgl. auch Bortkiewicz, a. a. O., S. 161.

⁸ Gossen, S. 135. Vgl. auch Jennings Zitat in Fussnote auf S. 49 unserer Arbeit.

⁹ Gossen, S. 136.

dürfnisse“, die letzteren die Luxusgegenstände. Auch Gossen ist sich aber im klaren bei dieser typisierenden Trennung in zwei Hauptformen, dass keine scharfe Grenze gezogen werden kann; d. h. die individuellen Nachfragekurven können beim gleichen Gute für die einen Konsumenten elastisch, für die anderen unelastisch verlaufen.

Zur Bestärkung des bereits Gesagten demonstriert Gossen den Unterschied zwischen „Bedürfnis“ und Luxus an verschiedenen Beispielen. Bei reichen Leuten sei das Weizenbrot „Bedürfnis“, dementsprechend ist die Mengenvariation der Nachfrage bei Preisänderungen gering (Der Bedarf ist unelastisch) und der Ausgabeposten, der auf das Gut entfällt, ist im Verhältnis zum ganzen Einkommen ebenfalls gering. Ganz anders steht es mit dem Weizenbrotkonsum des Tagelöhners. Durch die kleinste Preisschwankung würde eine starke Mengenveränderung der Nachfrage eintreten, und, da das Gut für diesen einfachen Haushalt Luxus ist, haben wir es mit einem elastischen Bedarf von dieser Seite her zu tun. Eine mittlere Gruppe der Einkommensbezüger sind jene, deren Konsum an Weizenbrot durch Preisbewegungen wohl beeinflusst wird, in der Art, dass der für diese Güterart aufgewendete Gesamtbetrag im Rahmen des Gewohnten bleibt, die Teuerung sich also lediglich in einer sparsameren Verwendung auswirkt. Hier wäre es unklug, die Unterscheidung in „Bedürfnis“ oder Luxus suchen zu wollen (S. 138). Mit Bezug auf die ganze Gesellschaft kann deshalb gesagt werden, dass sich bei Preisänderungen einer Güterart die nachgefragte Menge umso mehr verändert, je grösser die Anzahl jener Konsumenten ist, die das Gut als Luxusgegenstand empfinden und es als Luxus zu konsumieren gewohnt sind¹⁰. Die Wirkung, die von jeder Preisänderung auf die Erwerbstätigkeit des Einzelnen ausgeübt wird, ist nun leicht ersichtlich. Die Teuerung bei einem „Bedürfnis“ stört das Arbeitsleid/Nutzen-Verhältnis des Konsumenten stark und wirkt sich auch in einer entsprechenden Anstrengung zur Erreichung eines höheren Einkommens aus¹¹.

Wie immer aber auch die Reaktion des Konsumenten auf eine Preissteigerung sein mag, Tatsache bleibt, dass durch sie eine Reduktion der subjektiven Wohlfahrt eintritt und die Gegenbewegungen, die an den beiden Schemas (Fall I u. II) demonstriert wurden, zeigen nur die menschliche Absicht, die nachteiligen Wirkungen möglichst klein zu machen. Dieser Gossenschen Ansicht kann ohne weiteres zugestimmt werden, wenn die Bedingung angebracht wird, die er selbst anzubringen vergessen hatte: Die Preissteigerung

¹⁰ Indirekt ist damit von Gossen auch die Möglichkeit erwähnt, dass jene Güter, Massengüter im eigentlichen Wortsinne, die von allen Konsumenten als „Bedürfnis“ eingeschätzt werden, kleine Mengenvariationen bei Preisänderungen erleben. - In ähnlichen Bahnen bewegen sich auch die Untersuchungen von *Auspitz* u. *Lieben*, a. a. O., S. 34 ff., die allerdings mit grösserem technischen Raffinement an die Frage herangehen.

¹¹ In neuerer Zeit ist das theoretische Problem, welches hier gestreift ist, auch in Erscheinung getreten bei der Diskussion um Arbeitslöhne und Preisbewegungen. Entscheidend für höhere Lohnforderungen waren die Preisänderungen vor allem der Güterarten, nach denen unelastischer Bedarf bestand, nicht jene von Gebäck, Teppichen, Autos usw.

darf für den in Betracht kommenden Konsumenten nicht zugleich eine Einkommenssteigerung hervorrufen; das Urtheil über eine Abnahme der subjektiven Wohlfahrt wäre sonst nicht ohne weiteres gegeben.

Eine andere Seite seines Werkes widmet Gossen dem Problem, welche Rückschlüsse aus den verschiedenen Preisen auf die der Wirtschaft zur Verfügung stehenden Nutzen gemacht werden könnten. Es sei unmöglich, in den Preisen den direkten Ausdruck der Nutzen zu sehen; eine solche Auffassung müsse die Folge einer falschen Ansicht über die Bildung der Preise sein. Die richtige stellt Gossen deshalb an den Anfang seiner Untersuchung: „Zum Werthe steht der Preis nur in so fern in Beziehung, als eine Unverhältnismässigkeit zwischen Werth und Preis ein Missverhältnis zwischen Nachfrage und Vorrath hervorruft, wodurch weiter Massen- und Preisänderung bis dahin bewirkt wird, dass der Werth des zuletzt producirten Atoms zur Arbeit, welche die Production verursacht, in richtigem Verhältnis steht“¹². Den erklärungsbedürftigen Zustand sieht Gossen im Problem des Gleichgewichts zwischen Grenznutzen und Grenzleid. Hat sich dieses Gleichgewicht durch alle Beschäftigungsarten hindurch eingestellt, dann kann dem anderen Zitat auf der gleichen Seite des Gossenschen Werkes (welches man sonst ohne diese Einschränkung als einen „Rückfall“ bezeichnen müsste!) ein gewisser Sinn nicht abgesprochen werden: „Wenn wir uns die Art und Weise vergegenwärtigen, wie sich die Preise feststellen, so leuchtet sofort ein, dass das Geld kein Massstab des Wertes, sondern ein Massstab der Arbeit ist, die die Herstellung des Gegenstandes erfordert“¹³.

In Weiterführung des Beispiels vergleicht Gossen die Preise von Gütern an verschiedenen Orten, mit der Bemerkung, dass sich dabei nicht behaupten lasse, ein bestimmtes Gut sei am einen Orte weniger wert als am anderen, sondern lediglich, dass die aufzuwendende Arbeit im besagten Verhältnisse variere. — Dazu ist die Bemerkung anzubringen, dass wir es wieder einmal mit einem hübschen Fall zu tun haben, wo die Verwechslung der Begriffe „Nutzen“ und „Wert“ Konfusion stiften kann; und wo, wir haben diesen Nachteil bei Gossen schon mehrmals gerügt, eine mangelnde Schärfe der Terminologie zu unfruchtbaren Streitigkeiten führen könnte. Der Gedanken-gang Gossens mag der folgende sein: Das Geld ist auf alle Fälle kein Mass des Nutzens, ebenso der bezahlte Preis nicht (Gossen sagt, man könne an einem Orte, wo das Trinkwasser nichts koste, nicht sagen, dass es „werthlos“ sei). Die Behauptung, der Preis sei aber ein Indikator für die aufgewendete Arbeit ist nur dann richtig, wenn man nicht — wie Gossen es tut — die Denkkette durch einen tüchtigen Sprung zerreisst, sondern wenn man — wir haben es durch Voranstellung unseres ersten Zitates versucht — *den Zusammenhang zwischen Grenznutzen, Grenzleid und Preis klarstellt*. In diesem Zustand, den sich Gossen für seinen Markt vorstellt (wir nannten ihn einen Gleichgewichtszustand) fallen diese drei Grössen zusammen, und es hat nichts

¹² Gossen, S. 149. Die Ersetzung der Worte „Werth“ durch „Nutzen“ und „Grenznutzen“ macht den Gossenschen Satz verständlich. Vgl. dazu: Wicksteed, *The Common Sense*, S. 147; Marshall, a. a. O., S. 174.

¹³ Gossen, S. 149.

Anrühiges, den Preis bestimmt zu sehen durch die „Arbeit“ oder durch den „Nutzen“. Terminologisch bleibt Gossen mit der Verwendung des Wortes „wert“ aber im Fehler, denn: am Orte, wo das Trinkwasser nichts kostet, ist es auch nichts wert. (Der Unterschied zwischen Gossens „wert“ und der modernen Verwendung dürfte damit nochmals unterstrichen sein.)

Tatsächlich konnte nur eine abstrakte Gleichgewichtsvorstellung unseres Autors zur eben zitierten Bemerkung führen; denn eine solche ist auf alle Fälle nötig, um aus den Verhältnissen der Preise auf jene des Aufwandes, der Kosten, zu schliessen, vor allem auf jene der Arbeit. Es ist damit ein Zustand charakterisiert, bei welchem die Preisbildung auf dem Güter- wie auf dem Produktionsmittelmarkt völlig ausbalanciert ist. Wir möchten beifügen, dass uns der Preis weder für den Nutzen, noch für die verhältnismässigen Aufwände einen günstigen Massstab abzugeben scheint, und dass Gossen hier auf Vorstellungen aufbaute, die durch die realen wirtschaftlichen Grössen nicht gegeben sind; für seine dogmengeschichtliche Beurteilung muss aber rettend ergänzt werden, dass ähnliche Gedankengänge vor ihm, erst recht aber auch nach ihm von der „zünftigen“ Nationalökonomie mit grossem Nachdruck vertreten worden sind. Nach Gossenscher Auffassung können also Geld und Preise niemals als Massstab des Nutzens dienen, der dem Menschen aus der Wirtschaft zufließt. Somit sind auch die schwerwiegenden Irrtümer, die aus einer derartigen Meinung entsprangen, zu bekämpfen und vor allem die damit zusammenhängenden wirtschaftspolitischen Massnahmen, die über lange Zeit, zum „Segen“ der Menschen in Wirksamkeit gesetzt wurden, und die, ohne Rücksicht auf die wahren volkswirtschaftlichen Einsichten in die Verhältnisse der subjektiven Wohlfahrt einer ganzen Gesellschaft, der wirtschaftlichen Tätigkeit des Menschen als Hemmnisse in den Weg gelegt wurden. Diesen Tadel richtet Gossen im besonderen an die Adresse des Merkantilismus und seiner naiven wirtschaftspolitischen Manipulanten (S. 150).

Gossens Preistheorie würde die Reihenfolge der Preisbestimmungsgründe nach Böhm-Bawerks „Punkten“ etwa folgendermassen fassen: In erster Linie wäre Punkt 1) und 4) ausschlaggebend¹⁴ — in zweiter Linie Punkt 2) und 3)¹⁵; Böhm-Bawerks Punkt 5) und 6) finden keine ausdrückliche Erwähnung. Gossen sieht nicht so weit wie Wieser, der die beiden Elemente des Nutzens und der Kaufkraft als preisbestimmend ansieht¹⁶, und er entzieht sich damit der Diskussion, ob die Werkzeuge für eine derartig komplexe Preistheorie überhaupt zugänglich sind.

Im grossen ganzen darf wohl gesagt werden, dass Gossens Versuch eher dahin geht, den Preis nach seinen formalen Bewegungsgesetzen hin zu untersuchen, was seine Ausführungen weit eher in der Richtung der auf ihn folgenden Lausanner Schule und der Cambridge theoretischen Variante interessant erscheinen lässt. (Von den deutschsprachigen Nationalöko-

¹⁴ Die beiden Punkte nennen den Umfang der Nachfrage und des Angebotes. Böhm-Bawerk, Positive Theorie, I. Bd., S. 295 u. 302.

¹⁵ Ebd., S. 296 u. 301. Wertschätzung der Ware durch den Käufer und Grenznutzen des Geldes beim Käufer.

¹⁶ Wieser, Der natürliche Wert, S. 50; derselbe, Theorie, S. 134.

nomen ist diese Position umschrieben worden von Schumpeter, Conrad, Stackelberg und Illy¹⁷.) Bei der Beurteilung der Gossenschen Preistheorie sind denn auch zwei Vorwürfe in der Hauptsache zu erkennen. Die eine Seite der Autoren bemängelt die lose Bindung, die Gossen zwischen Preis- und Werttheorie kennt, mit dem Hinweis und der Ueberzeugung, dass eine Preistheorie nur von einer absolut subjektivistischen Werttheorie abgeleitet werden könne¹⁸. *Auf alle Fälle ist das Besondere der Gossenschen „Gleichgewichtsökonomie“ nicht erkannt worden*; so konnte denn auch eine andere Gruppe von Preistheoretikern die Behauptung wagen, „dass sich Gossen immer zur sog. objektiven Theorie bekannt habe“¹⁹. Für uns ist das eben geschilderte Auseinanderfallen der Meinungen ein Beweis dafür, dass Gossen richtiger in der Linie von Walras und Marshall dogmengeschichtlich zu lokalisieren wäre.

VI. Verteilung

Das letzte ökonomische Problem, das nach der Darstellung des Preisbildungsprozesses in der Tauschgesellschaft zu behandeln bleibt, ist jenes der Verteilung. Wir wollen hier allerdings nicht auf alle Diskussionspunkte eingehen, die die modernen Theoretiker im Zusammenhang mit der Lehre von der Verteilung aufgegriffen haben; wir wissen wohl, dass es sich hier um das „Allerheiligste“ vieler Nationalökonomien handelt und wollen uns deshalb nur soweit mit der Frage beschäftigen, als sie von Gossen selbst angeschnitten worden ist¹.

¹⁷ Schumpeter, Theoretische Nationalökonomie, S. 52; Conrad, Kausale und funktionale Zusammenhänge, S. 635; Stackelberg, Die Entwicklungsstufen, S. 11 ff.; Illy, Gesetz d. Grenznutzens, S. 9 ff. (Letzterer erkennt nicht, dass die von ihm kritisierten Meinungen der sogenannten „formalen“ Forscher nicht mit werttheoretischen Argumenten entkräftet werden können.)

¹⁸ Liefmann, Gossen u. seine Lehre, S. 490; Diehl, Die Entwicklung, S. 52; Hayek, Vorwort, S. XIX: „Eine wirkliche Erklärung der Preisbildung, die eine Fortbildung seiner grundlegenden Ideen darstellen würde, fehlt aber überhaupt und wo sich Ansätze zu einer Erklärung der Tauschrelation finden, zeigen sich sogar merkwürdige Anklänge an die Arbeitswerttheorie“. Womit Hayek ausdrücken möchte, dass Gossen seine Preistheorie zu wenig „subjektivistisch“ aufbaut.

¹⁹ So Oppenheimer, Theorie der reinen und politischen Ökonomie, S. 110.

¹ Im übrigen glauben wir bemerken zu dürfen, dass es sich bei der Verteilung nicht um ein ökonomisches Problem besonderer Art handelt, dem eine grössere Aufmerksamkeit geschenkt werden müsste, als z. B. der Produktion und Konsumtion, usw.; die modernen Theoretiker und Schulen, die vom Gedanken des wirtschaftlichen Kreislaufes ausgehen, erkannten richtig, dass es sich beim Verteilungsphänomen nur um einen bestimmten Ausschnitt aus dem gesamten Kreislauf handelt, der — den Blick aufs Ganze gerichtet — gleichwichtig ist wie die anderen Durchgangsposten des Schemas.

Die Verteilung ist, von Gossens Standpunkt aus, ein Problem des Tausches², das letzten Endes entscheidet, wie der Wirtschaftler — im modernen Sinne gesprochen — der Haushalt sich durch sein wirtschaftliches Verhalten Wohlstand, Wohlfahrt, Nutzen erschafft (im Sinne unseres „Nutzenertrages“). Die Verteilung zerfällt also, vom Haushalt aus betrachtet, in zwei isolierte Wirtschaftsakte, die — wenn sie theoretisch auch getrennt dargestellt zu werden pflegen — in Wirklichkeit meist miteinander korrespondieren. Da werden einmal die produktiven Kräfte des Haushaltes (Gossen spricht nur von der Arbeit) gegen Entgelt eingetauscht, und zwar derart, dass die grösste Summe an Geldeinkommen entsteht. Das Streben nach dem grössten Lebensgenuss impliziert dem Wirtschaftler dieses Verhalten; er erfüllt damit einen ersten Schritt zur Lösung seiner „ökonomischen Maximumaufgabe“. Die Vorteile dieser individuellen Entscheidung liegen darin, dass eine grösste Produktivität mit bestehenden Mitteln erreicht wird, indem jeder Wirtschaftler seine Fähigkeiten pflegt und möglichst wirksam einsetzt³. Dann aber wird die Einkommenssumme gegen die gewünschten Güter eingetauscht und es bildet sich für den Haushalt das Realeinkommen. Dieser zweite Schritt in der Lösung der ökonomischen Maximumaufgabe ist bestimmt durch die Rücksichtnahme des Wirtschaftlers, welche Gütermenge bei der Beschaffung den grössten Nutzen ertrag liefert, und die Geldeinheiten werden so lange untereinander substituiert und auf Güterkäufe eingesetzt, bis eine Kombination gefunden ist, die grösstes subjektives Wohlbefinden stiftet⁴. Als endgültige Lösung ergibt sich dann jenes bekannte Gesetz des Ausgleichs der Geldgrenznutzen, wie wir es an früherer Stelle bereits zitiert haben (s. unsere S. 89).

Der Tausch der Arbeitsleistungen (Produktivkräfte) gegen Geld und der Tausch des Geldes gegen Ware haben nun eine bestimmte Eigengesetzlichkeit,

² Der grössere Teil der modernen Nationalökonomien würde mit dieser Ansicht übereinstimmen, besonders aber die Anhänger der sogenannten Grenzproduktivitätstheorie, die aus den verschiedenen Varianten ökonomischer Schulen Zuzug erhielten. Vgl. Stigler, a. a. O., S. 124; Wicksell, Ueber Wert, S. 50, der allerdings darauf hinweist, dass die Verteilung noch mehr als nur die Problematik des Tausches in sich schliessen kann. Vgl. auch Schumpeter, Theoretische Nationalökonomie, S. 321.

³ Gossen, S. 93; Bilimovič, Die Preis- und Wertlehre, S. 96.

⁴ Gossen, S. 93: „... auch die Bestimmung, wie er die erlangte Geldsumme zu verwenden hat, wird nach Einführung des Geldes verhältnismässig leicht; er darf nur bei sich die Schätzung vornehmen, welcher Genuss für ihn grösser wird, wenn er die gleich grosse Geldsumme zum Eintausch des einen oder anderen Genussmittels verwendet, und den Eintausch bewirken, bei welchem sein Genuss der grösste wird, um gewiss zu sein, sich dadurch die grösste Summe des Genusses zu verschaffen“. Vgl. auch Barone, a. a. O., S. 19: „Die Verteilung des Einkommens, die dem Maximum an Nutzen (utilità) für das Individuum entspricht, ist daher jene, die an der „Grenze“ jeder Verbrauchsart die Einkommenseinheit den gleichen Nutzen abwirft.“ Wicksteed, Common Sense, S. 76: „The art of successful administration consists in so distributing our resources that the marginal significance of all the things we secure corresponds to the terms on which we can get them.“ Wieser, Der natürliche Wert, S. 13; Schönfeld, Nutzen und Wirtschaftsrechnung, in: Zeitschrift f. Volkswirtschaft und Sozialpolitik, 3. Bd., 1923, S. 680; Sulzer, a. a. O., S. 340, 341, 342; Edgeworth, H. H. Gossen, S. 232, 233.

bestimmt durch die Strebungen und Verhaltensweisen des Konsumenten. Der Endzustand, den diese Tendenz zu erreichen sucht, ist eine Verteilung der Güter und des damit zusammenhängenden Genusses und der Beschwerde, die man als „normal“ oder „natürlich“ bezeichnen könnte. Gossen denkt ganz offensichtlich an einen Zustand des Gleichgewichts, in den sich Genuss und Beschwerde, gesellschaftlich gesehen, bringen, und, wäre das Glied der Produktion bei ihm noch ausgeprägter berücksichtigt, so wäre der Geld- und Güterkreislauf nach dem Schema der neueren Theoretiker völlig geschlossen.

Das Problem der Produktion lässt Gossen vorläufig unbeachtet (er kommt später darauf zu sprechen) und nimmt Einfachheitshalber an, dass sich der arbeitsteiligen Produktion in diesem Abschnitt des Kreislaufes keine zusätzlichen Probleme stellen. Mit dieser Voraussetzung analysiert er nun den Gleichgewichtszustand, der sich durch das Verhalten des Konsumenten auf beiden Märkten ergibt. Die Ergebnisse sind einfach und schlüssig — eine Eigenschaft aller früheren und späteren Gleichgewichtstheorien — besonders aber der noch unentwickelten Gossens. Es ist einleuchtend, dass der Idealtypus der vollkommenen Konkurrenz mit zu dieser „natürlichen“ Verteilung gehört, und Gossen stellt fest — der Tausch hat nach beiden Seiten, Güterseite / produktive Leistungen, seine Nivellierungstendenz ausgeübt —, „dass Jeder von den durch gemeinschaftliche Anstrengungen erzeugten Genussmitteln einen der von ihm bei dieser Erzeugung übernommenen Beschwerde genau verhältnismässigen Antheil erhält, sobald es gelingt alle Hindernisse wegzuräumen, welche sich dem Einzelnen entgegenstellen, sein Geld in zweckmässigster Weise zu verwenden, und den Produktionszweig zu ergreifen, der je nach seinen Verhältnissen für ihn der vortheilhafteste ist“⁵. Diese klassische Auffassung des freien Wettbewerbs mit ihren Ergebnissen ist ein sicheres Resultat aller derartigen Untersuchungen; es ist klar, dass es unbesehen Einzug in jedes nationalökonomische Lehrbuch halten darf und auch gehalten hat. Seine Bedeutung besteht einfach darin, zur Prüfung der Voraussetzungen, auf denen das Argument aufgebaut ist, anzureizen. Uns steht hier diese Aufgabe nicht zu. Es ist das Bild der funktionellen, „natürlichen“ Distribution der Güter, ausgelöst durch die menschlichen Bedürfnisse und verwirklicht durch menschliche Leistungskraft und -fähigkeit, das Gossen entwirft und das in seinem Mechanismus abhängig ist von der ökonomischen Ratio der Gesellschaftsglieder⁶.

Bei der Schilderung des Gleichgewichtsspieles zwischen den konsumtiven und produktiven Kräften geht Gossen auch auf den ganzen Kreislauf ein. Die Entschädigung der Produzenten für die von ihnen übernommene Beschwerde kann nur zufällig eine verhältnismässige sein. Durch Veränderung der Produktion beginnen sich die Kosten den Nutzen anzupassen. Die Wirkung dieses Vorganges ist die Kombination der Produktionsmittel in der Art, *dass mit den vorhandenen Mitteln ein Grösstes an Nutzen erreicht wird*. Dieser Zustand ist zugleich auch ein Zustand verhältnismässiger Kosten-

⁵ Gossen, S. 99.

⁶ Gossen, S. 100.

deckung in der ganzen Wirtschaft. Das will heissen: Die Entlöhnung der Produktionsfaktoren und der Einsatz der Produktionsfaktoren ist durch den Anpassungsprozeß nach den grössten Nutzen vorgenommen — sodann die Verteilung der Geldeinheiten verhältnismässig nach Nutzen und Kosten und dementsprechend auch eine verhältnismässige Verteilung der Güter unter die Gesellschaftsglieder. Es ergibt dies das bekannte Gleichgewichtsbild, welches zeigt, „dass mit den Kräften des Menschengeschlechts und seinen Kenntnissen in jenem Augenblick die Summe des Lebensgenusses der ganzen Menschheit unmöglich noch eine Steigerung erleiden kann, . . .“⁷. Die Lösung des Verteilungsproblems ist damit eine naturgesetzliche und zugleich auch eine „beste“; sie ergibt sich aus dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, und was der Mensch zu dieser Lösung beitragen kann, ist lediglich die Sicherung einer wirtschaftlichen Ordnung, die das besagte freie Spiel ermöglicht.

Es stellt sich nun die Frage, ob die eben dargestellte natürliche Verteilung auch die beste ist, d. h. ob durch sie die Gütermenge so in der Gesellschaft verteilt wird, dass es keine günstigere, grösseren Nutzen stiftende, also ökonomisch ergiebigere Art gäbe. Erinnern wir uns an die Ausführungen Gossens im Zusammenhang mit dem Tausch, auf die wir hier noch einmal eintreten möchten. Bei bestimmten Gütermengen, die sich in der Gesellschaft vorfinden, meint Gossen, gäbe es eine Art der Verteilung, die unzweifelhaft ein Maximum an Nutzen stifte. Unbesehen der Besitzverhältnisse, unbesehen der Produktionsaufwände (also der Kosten), und auf der Annahme basierend, dass die Nutzengrössen interpersonal vergleichbar wären, gibt es nach Gossen nur eine Lösung: „Es muss jeder der beiden Gegenstände nach dem Tausche unter A und B der Art sich vertheilt finden, dass das letzte Atom, welches jeder von einem jeden erhält, beiden gleich grossen Werth schafft“. Oder für eine Mehrheit von Gesellschaftern: „Damit durch den Tausch ein Grösstes von Werth entstehe, muss sich nach demselben jeder einzelne Gegenstand unter allen Menschen so vertheilt finden, dass das letzte Atom, welches jedem von einem jeden Gegenstande zufällt, bei ihm gleich grossen Genuss schafft, wie das letzte Atom desselben Gegenstandes bei einem jeden andern“⁸. So einfach und klar diese Verteilungsregel auch klingen mag, so unwahrscheinlich ist ihre praktische Durchführbarkeit. Unwahrscheinlich deshalb, weil sie die verschiedenen Individuen zusammenfasst in eine psychische Einheit, was sie eben nicht sind; m. a. W. eine in der Gesellschaft bestimmte Gütermenge müsste durchaus willkürlich, d. h. von einer Autorität aus verteilt werden unter die Individuen und diese Autorität müsste zugleich Träger der Empfindungen der Individuen selbst sein, weil sie auf diese Art und Weise die Beurteilung gleicher Grenznutzen vornehmen könnte. Für eine solche Nutzenverteilung gibt es keine Beispiele in der Wirklichkeit, auch nicht in der kommunistischen Gesellschaft, weil nicht nur eine bestimmte Eigentumsordnung und die zentrale Verfügungsgewalt über ein jedes ganzes Güterquantum Bedingungen zu einer Lösung sind, sondern weil keine objektiven, erkennbaren Massstäbe der Grenznutzen vorhanden sind. Jeder Versuch einer derartigen

⁷ Ebd., S. 101.

⁸ Gossen, S. 85.

Verteilung würde mehr oder weniger in eine Zuteilung gleiche Quantitäten ausarten, vielleicht modifiziert durch gewisse korrigierende Gesichtspunkte; die Erfüllung der Formel: bis zum Ausgleich der Grenznutzen gelänge aber nie, weil an den Grenznutzen kein interpersoneller Vergleich möglich ist".

Gossens Verteilungsregel ist also niemals eine solche, die sich im Tausch durchsetzen könnte. Es liegt in Wirklichkeit auch keine Veranlassung für ein derartiges Gleichgewicht vor, um so mehr als ja der Tausch nicht nur über die Verteilung der Güter entscheidet, sondern auch noch über die Verteilung der produktiven Kräfte und damit der Produktion. Wie kompliziert man sich den Gleichgewichtsmechanismus zwischen Konsum (Nutzen), Produktion (Kosten) und den beiden Bindegliedern (Güter- und Produktivmittelmarkt) vorstellen mag, ist eine Frage der abstrakten Begabung eines Forschers — vielleicht kann auch eine Verwendung von mathematischen Symbolen die ganze Angelegenheit übersichtlicher gestalten; eines ist jedoch sicher: die Gossensche Verteilungsregel kann nie durch „Gleichungssysteme“ verifiziert werden. Gossens weitere Formulierungen unter Einbezug der Produktion unter diese Regel macht die ganze Geschichte nicht klarer und wahrer und er täuscht sich auf alle Fälle, wenn er glaubt, dies sei eine „leicht zu findende theoretische Lösung der Aufgabe“¹⁰. Gossen gibt schliesslich selbst noch einer

⁹ Walras, *Etudes d'économie sociale*, S. 207 ff. diskutiert Gossens Formel im Zusammenhang mit Jevons Tauschgleichung; er geht in der günstigen Beurteilung von Gossens Verteilungsgesetz noch zu weit, wenn er dieses in einer kommunistischen Gesellschaft unter autoritativer Leitung halten will. Pantaleoni, sonst ein vortrefflicher Interpret Gossens, irrt, wenn er glaubt, diese Verteilungsregel lasse sich aus den Tauschgesetzen folgern; was er ableitet ist etwas anderes, als das was Gossen postuliert hat: Der Tausch geht tatsächlich über das zufällige, durch eine bestimmte Relation gegebene einseitige Gleichgewicht (Gleichgewicht für einen Tauschenden) hinaus fort, indem die Tauschrelation geändert wird. Der Endpunkt der Transaktion ist im günstigsten Fall aber nicht der von Gossen umschriebene, sondern derjenige von Pantaleoni: der Grenznutzen der beiden Güter (oder mehrerer) müssen für beide (oder für mehrere) Partner im gleichen Verhältnis sein: also die *Jevons-Walras-Lösung*. Walras, a. a. O., S. 208. Z. B.:

	Gut: I	II	III	
Tauschpartner:				
A	2	7	9	(Grenznutzengrade)
B	6	21	27	
C	2/3	7/3	3	

Die Tauschrelation für die Güter ist unter diesen Umständen fest:

$$I : II : III = 1 : 3,5 : 4,5$$

Vgl. Pantaleoni, a. a. O., S. 133, 134; Heber, Die sogenannte Lausanner Schule der politischen Oekonomie, in: Zeitschrift f. Sozialwissenschaft, 1. Bd., Leipzig 1910. S. 715; der Walras-Jevonsschen Verteilungsposition entsprechen die Mehrzahl der Ansichten der modernen Forscher. Vgl. Lerner, *The Economics of Control*. N. York 1946, S. 14; Schumpeter, *Theoretische Nationalökonomie*, S. 209.

¹⁰ Gossen, S. 90: „Dieses Maximum tritt ein, wenn nach dem Austausch dem auf S. 85 (bei uns S. 100) gefundenen Satze Genüge geschieht, und ausserdem die Production der verschiedenen Gegenstände der Art eingerichtet wird, dass dann das letzte Atom, welches einem jeden von jedem Gegenstande zufällt, im Verhältnis der Anstrengung beim Schaffen desselben den gleich grossen Genuss gewährt.“ Vgl. dazu Leone, Léon Walras und die hedonistisch-mathematische Schule von Lausanne, in: Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik, 32. Bd., 1911, S. 56 ff., der die These Gossens scharf von derjenigen Jevon-Walras' unterscheidet.

Kritik Raum, wie man sie seiner eben entwickelten Gleichgewichtslage der Wirtschaft gegenüber anbringen müsste, und beim Aufzählen der Schwierigkeiten, die sich der Realisierbarkeit seiner Verteilungsformel entgegenstellten, scheinen ihm selbst Zweifel am „tauschbedingten“ Charakter seiner Gleichgewichtsthese gekommen zu sein. Sagt er doch am Schlusse seiner Ausführungen, „dass ausserdem noch Mittel gefunden werden (müssten), die Menschen zu einem solchen Austausch gegenseitig zu vermögen, wie es der eben ausgesprochene Lehrsatz bedingt“ (!) ¹¹.

Wir wollen Gossen gerne zugestehen, dass auch er die Grenzen seines Gleichgewichtsproblems gesehen hat; vor allem war er sich der ungeheueren Vielfalt der sich gegenseitig bedingenden Reaktionen des Systems und des fortwährenden Flusses der Grössen in der Zeit bewusst, wodurch die Erfolgsaussichten einer „statischen Rechnung“ recht gering wurden. Gossens Meinung findet ihren skeptischen Ausdruck im folgenden kurzen Passus: „Denn selbst, wenn es gelänge, jedem Einzelnen alle die Thatsachen genau zu liefern, deren er bedarf, um seine Kräfte in zweckmässigster Weise zu verwenden, würde die Berechnung auf Grund dieser Thatsachen unstreitig mehr Zeit in Anspruch nehmen, als ihm überhaupt vergönnt ist, während die Thatsachen selbst nur einen Augenblick richtig bleiben“ ¹².

Es ist aber doch der Glaube Gossens, dass — wenn diese „Steuerung“ und Ordnung der Wirtschaftsgesellschaft vom übergeordneten Standpunkt aus betrachtet eine unlösbare Aufgabe stellt — *in der individuellen Handlungsweise, die vom einzelnen Wirtschaftler aus erkannt und angewendet werde, alles liege, um die Gesellschaft in der Richtung zum idealen Ziel einer natürlichen Verteilung zu führen* ¹³. Darin liegt ein deutliches Bekenntnis zum Individua-

¹¹ Gossen, S. 91. Vgl. Brodsky, a. a. O., S. 19.

Die diskutierte Verteilungsregel scheint uns von Gossen zu grosszügig behandelt, wenn er glaubt, sie sei nur eine Weiterbildung des 2. G. G. für die Gesellschaft. Zweifellos besteht eine formale Parallelität zwischen beiden Thesen, darin erschöpft sich aber auch die ganze Aehnlichkeit. Ob man deshalb die Gesellschaft wie einen geschlossenen Organismus auffassen darf, der die Nutzenniveaus seiner Einzelglieder ausgleichen kann — darauf bekämen wir nicht einmal von Gossen eine befriedigende, wissenschaftlich einwandfreie Antwort. Auch wenn man der Meinung ist, dass die Verteilung nicht allein durch die Gesetze des Tausches bestimmt sein müssen, darf man die Vermutung hegen, dass das Gossensche Maximumtheorem weit über den Raum ökonomischer Untersuchungen hinaus führt. Konsequenter ausschliessen würden jene Ökonomen den Gossenschen Fall, welche die Verteilung als Marktproblem betrachtet wissen möchten; zu einer Auseinandersetzung geneigter wären jene, die die Verteilung als ein eigengesetzliches gesellschaftliches Phänomen betrachten. Zur ersten Gruppe: Wicksteed, Scope and Method, S. 16; derselbe, Common Sense, S. 364; Schumpeter, Theoretische Nationalökonomie, S. 321; Edgeworth, The Theory of Distribution, in: Papers, 1. Bd., London 1925, S. 16. Zweite Gruppe: Wickseil, Ueber Wert, S. 50; Leone, S. 56, 68, 69.

¹² Gossen, S. 91.

¹³ „Durch ihre (Gesetze des Geniessens) Construction wird es zu Stande gebracht, dass der Einzelne, um seinen eigenen Lebenszweck in vollkommenster Weise zu erreichen, seine Handlungen so einrichten muss, dass bei ungehinderter Wirksamkeit das Endresultat das ist, dass jener Lehrsatz sich in vollendetster Weise ausgeführt findet“ (gemeint ist die Verteilungsformel) (Gossen, S. 91).

lismus klassischer, englischer Prägung, der den durch den Einzelnen gefundenen Weg als einen Weg zu einer organisierten und wohlhabenden Gesellschaft erkannte; ein Individualismus, der allen utopischen kommunistischen und sozialistischen Vorschlägen jener Zeit eine „automatische“ Lösung der Kardinalfrage der politischen Oekonomie entgegenhielt. Zum nicht geringen Teil sei es der Kurzsichtigkeit der Nationalökonomien zuzuschreiben, dass derartige „hirnverbrannte Theorien“ entstehen konnten, meint Gossen (S. 91); hätten sie doch selbst die „Geheimnisse“ um die das Individuum bestimmenden Gesetzmässigkeiten nicht erkannt und nicht im gesellschaftlichen Zusammenhang zu würdigen gewusst. —

Wir möchten hier, im Abschnitt „Verteilung“ noch auf einige Gedanken Gossens zu sprechen kommen, die in der modernen Theorie nicht mehr in das eigentliche Gebiet der Distribution gehören — unserer Meinung nach aber in diesem Zusammenhang erwähnt werden dürfen. (Eine Zusammenfassung in einem besonderen Abschnitt lohnt sich nicht.)

Die Verteilung der Einkommen auf die Bedürfnisse zeige gewisse Einheitlichkeiten in den verschiedenen Einkommensschichten, stellt Gossen fest; die Ausgabenposten für Nahrung, Kleidung, Wohnung usw. hätten ähnliche Ausdehnung in gleichgestellten sozialen Gruppen. Diese Gleichmässigkeit der Einkommensverwendung gibt Aufschluss über verschiedene Phänomene der menschlichen Bedürfnishaftigkeit. Die Gleichheit in den einzelnen Einkommensstufen, besonders in den niedrigen, d. h. also dort, wo wir im Bereich der eigentlichen „Bedürfnisse“ sind, zeigt eine gewisse existenzielle Gebundenheit des Konsums — zugleich auch eine gesellschaftliche, traditionelle und durch die Gewöhnung gegebene „Unfreiheit“ bei der Bestreitung der Ausgaben. Andererseits erkennen wir deutlich, wenn wir die Budgetposten durch die verschiedenen Einkommensklassen hindurch verfolgen, die Willkür der Konsumrichtungen, dargestellt durch die grossen Differenzen zwischen den einzelnen Ausgabenposten. Es scheint in dieser Beziehung überhaupt keine Norm, keine Begrenzung zu geben und die Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Bedürfnisse, die Vielfalt des Geniessens, lässt sich nicht in eine bestimmte Form zwingen. Diese beiden Merkmale mischen sich und müssen berücksichtigt werden bei der Beurteilung der Einkommensverteilung auf die Bedürfnisse¹⁴.

Da die Messung der Nutzen vorläufig noch nicht gelinge, könne man sich nur mit repräsentativen Vergleichen ungefähr ein Bild der Befriedigungsverhältnisse machen. So komme vor allem der Relation zwischen Teilausgabe zu gesamtem Einkommen eine Bedeutung zu (S. 141), nach dem Bruch

$$\frac{e}{E} = \frac{\text{Teilausgabe}}{\text{Gesamtausgabe (Einkommen)}}$$

¹⁴ Gossen, S. 140. Gossen meint, es habe auch keinen Sinn, von einem Existenzminimum zu sprechen, bei welchem dem Menschen überhaupt keine Wahl bei der Verteilung seiner Mittel gelassen werde. Der Begriff sei ein Unding, und praktische Versuche in dieser Richtung hätten sich nur in Situationen gegeben, in denen menschliche Grausamkeit die Lebensbedingungen zu setzen imstande gewesen sei (S. 141).

Das Eigenartige sei nun, stellt Gossen fest, dass dieser Bruch e/E in Wirklichkeit repräsentativ sei für den Aufwand, den der Konsument bei einem bestimmten Gute treibe und es lasse sich leicht feststellen, dass dieser Bruch bei einem gewissen E ein Maximum erreiche und nachher, mit weiterer Vergrößerung des Einkommens, sinke. Diese Tatsache sei auf die Erweiterung des Bedürfniskreises zurückzuführen, der mit der wohlhabenderen Position des Konsumenten Bedeutung erlange. Ausserdem aber möchte Gossen aus der verhältnismässigen Gleichheit der Verteilung der Einkommen auf die Bedürfnisse Rückschlüsse ziehen auf die Nutzengrössen, die er als objektiv vergleichbar anzusehen trachtet. Die Uebereinstimmung der Bedürfnisskala in den verschiedenen sozialen Schichten sei denn auch so gross, dass sie als Sitte von der Gesellschaft nicht verstanden oder gar missbilligt werde. In der Objektivierung der Genussskala könne man somit am ehesten über die Grösse der Nutzen, vom gesellschaftlichen Standpunkt aus gesehen, ein Urteil sprechen und Aussagen über die Genussintensitäten bei den verschiedenen Menschen machen. Die „Ausnahmefälle“ zu diesen objektiven Tatbeständen der üblichen Einkommensverwendung bestätigen die Gültigkeit der Genussgesetze. Durch fortwährende Befriedigung eines bestimmten Bedürfnisses kann dieses zur Leidenschaft gesteigert werden, zur Leidenschaft, die in keinem Verhältnis mehr zu den anderen Bedürfnissen steht. Der Aufwand, den diese Güterart dann erfordert, wächst ebenfalls ins Ueberdimensionale und geht nicht nur auf Kosten der anderen Nutzenbereiung, sondern auch auf Kosten der Arbeitskraft, d. h. E kann durch die in der Folge auftretende verminderte Leistungsfähigkeit sinken und damit wird die Abnormität der Leidenschaft gegenüber den anderen Bedürfnissen noch deutlicher.

Eine ähnliche Abhängigkeit besteht auch zwischen der Arbeitsleistung und Anstrengung und dem Verhältnis von e/E . Wo dieser Bruch der Sitte und Tradition gemäss erreicht ist, lässt die eigene Arbeitsleistung nach; dies kann der Fall sein in den ganz tiefen Einkommensschichten, wo die Aufwände in sehr starren Quoten festgesetzt sind (unelastische Bedürfnisse) oder in sehr wohlhabenden, die ihr E über das gewöhnliche Mass hinaus gesteigert haben und das Interesse an der Sicherung eines bestimmten Einkommensbetrages, den Ansporn zur Tätigkeit also, verloren haben (S. 143-145).

Fünftes Kapitel

DIE RENTE

Mit den folgenden Seiten muss auf einen Abschnitt in Gossens Buch hingewiesen werden, dem nicht leicht die richtige Beurteilung widerfahren kann. Dies mag seine Gründe in der hier von Gossen gepflogenen Unklarheit des Ausdrucks und seiner Unübersichtlichkeit der Darstellung haben, oder aber auf die verwirrend dicht sich folgenden mathematischen Ableitungen zurückzuführen sein, die allerdings bei näherem Zusehen nur wenig zur Klärung und zur Veranschaulichung der Begriffe beitragen können; ausserdem wird der mathematische Apparat aus dem ersten Teil des Werkes übernommen und

durch weitergehende Komplizierung nur noch fraglicher gemacht. Der von Gossen getriebene Aufwand — dies kann auch der Nicht-Mathematiker feststellen — wird in keiner Weise dem Ergebnis gerecht; die durch Zeichnen „verdeckten“ Zusammenhänge lassen sich denn auch in einfachen Worten klar wiedergeben¹.

Gossen macht den Leser mit der Tatsache bekannt, dass gleiche Ergebnisse der Produktion aus recht unterschiedlichen Kombinationen der verschiedenen Produktionsmittel mit dem Faktor Arbeit hervorgegangen sein können. So zeige es sich denn, dass die verschiedene Ergiebigkeit objektiv gleicher Arbeitsmengen (eigentlich sollte es heissen: psychisch gleicher Arbeitsquanten) eine Folge günstigerer Kombinationen der Produktionsverfahren und günstigerer Struktur derselben usw. sein müsse. An diesen wirtschaftlicheren Produktionsmitteln entstünden so Renten, die dem Eigentümer zugute kämen. Die von Gossen damit geschilderten Zusammenhänge zeigen *seine Auffassung des Rentenbegriffs als Differentialrente*, deren Existenz aus der Verschiedenheit der wirtschaftlichen Gegebenheiten zu erklären ist (und der Knappheit, fügen wir bei). So ist denn seine Meinung, dass das Resultat aus jeder Steigerung der Produktivität über das Normale (in der neuen Sprache „über die Grenze“) eine Rente sein müsse. Gossen untersucht nun aber die Bestimmungselemente der Grösse dieser Renten nicht, sondern geht auf die volkswirtschaftlich weniger bedeutende Frage über, wie sich die Produzenten in ihrem Verhalten durch diese Erscheinungen beeinflussen lassen und welche wirtschaftlichen Wirkungen auf die Tätigkeit des Menschen aus dieser Erscheinung erkannt werden können (S. 102, 114).

Das Schema Gossens behandelt vor allem den einfachen Fall, wo die Arbeitskraft mit verschiedenen, günstigeren und ungünstigeren Produktionsfaktoren kombiniert wird, und diese Vereinfachung führt denn auch dazu, dass die Verschiedenheiten der Arbeit selbst, die an und für sich schon rentenbildend sein könnten, von ihm ausser acht gelassen werden. Jedes wirtschaftende Individuum ist in Gossens Augen ein „kleiner Unternehmer“, der über den Einsatz seiner Arbeitskraft und deren Kombination mit den übrigen Faktoren frei verfügen kann. Die Arbeit sucht sich die günstigsten Bedingungen aus, und es ist klar, dass die Besitzer der bevorzugten Produktionsmittel diese nur gegen ein an den Vorzug heranreichendes Entgelt einem anderen Wirtschaftler überlassen².

¹ In der Darstellung Gossens sind die Zusammenhänge zwischen Rente, Produktionsmittelpreisen und Unternehmergeinn vernachlässigt. Die Allgemeinheit der ökonomischen Rentenerscheinung, Folge der verschiedenen Kostenverhältnisse, umschreibt Gossen richtig, versteht es aber nicht, die anderen Probleme, z.B. den Unternehmergeinn, in klarer und eindeutiger Weise mit diesem Begriff zu behandeln und aufzurollen. Dem ganzen Kapitel fehlt die schlüssige Führung eines gedanklichen roten Fadens; es passt jedenfalls nicht in die Geschlossenheit von Gossens „Entwicklung“.

² Gossen, S. 102: „... , dass also der Besitzer eines solchen Ortes denselben einem Andern nur gegen eine entsprechende Entschädigung zur Benutzung überlassen wird, d. h. nur, wenn ihm für die Ueberlassung des Orts zur Arbeit eine dem günstigeren Resultat der Arbeit entsprechende Rente bezahlt wird.“

In drei mathematischen Ableitungen weist Gossen das Verhalten des Wirtschafters gegenüber der Rente nach. So muss der „Unternehmer-Arbeiter“ den Betrag der Rente als Aufwand in seine Rechnung einbeziehen und der Empfänger derselben hat sie als Nutzenzuwachs zu veranschlagen; allerdings immer unter der Bedingung zunehmender Kosten oder abnehmender Nutzenintensitäten (bei Gossen nicht wörtlich erwähnt, in der Graphik aber entsprechend dargestellt) (S. 103-105). Eine besondere Bedeutung legt Gossen dem Begriff der „zahlbaren Rente“ bei. Es ist dies der Grenzbetrag, zu dessen Zahlung sich der Produzent, auf Grund seines subjektiven Kalküls der Ertragssteigerung, bereit finden könnte. Er gewinne z. B. durch die Uebernahme einer besseren Oertlichkeit zur Produktion an „Genuss“, dann muss er aber für die Ueberlassung derselben eine Entschädigung entrichten. Es ist klar, dass diese Entschädigung auf keinen Fall grösser sein kann als der Ertragszuwachs durch die neue Produktion; dieser Zuwachs ist zugleich Grenzfall der zahlbaren Rente. Gossen sieht für die Entscheidung des Unternehmers ausschlaggebend die Grenzbeträge des durch die Kosten (abzugebende Rente) und die hinzukommenden Nutzen (erhaltene Rente) veränderten Arbeitsprodukts des Unternehmers. Zu einer praktisch brauchbaren Rechnung kommt unser Autor aber deshalb nicht, weil er streng in den psychischen Nutzen- und Kostengrössen kalkuliert und es bleibt bei einer *Annäherung an die Formel Grenzkosten = Grenzerträge* der modernen Theorie.

Eine kritische Beurteilung von Gossens Rententheorie muss auf die zwei verschiedenen, durch den Autor gegebenen Aspekte derselben aufmerksam machen. Einmal ist festzuhalten, dass Gossen die Rente als Differentialerscheinung bei verschiedenen kombinierten Produktionsfaktoren erkennt. Er geht aber nicht auf die Bestimmung dieser Grösse ein, wie es einer eigentlichen Rententheorie zukommen sollte, sondern lässt sie als „gesellschaftlich gegeben“ ausser acht³. An Stelle einer Bestimmung der Grösse der Rente untersucht Gossen das Verhalten des Produzenten-Konsumenten bei veränderter Produktivität der Tätigkeit. Diese Betrachtungsweise könnte zweifellos als Vorstufe einer Nutzen-Kostenrechnung des Produzenten angesehen werden, eines Produzenten, der zugleich auch Rücksicht nimmt auf seine Stellung als Konsument. Die von der modernen Oekonomie für eine derartige Untersuchung in Betracht kommenden Begriffe wären jene der Ertragstheorie der Unternehmung, die aber in der Gossenschen Ueberlegung nur angetönt sind.

So wird denn, dieser zweiten Auffassung der Fragestellung gemäss von Gossen untersucht, welche neuen Bedingungen durch verbesserte Produktionsmittelkombinationen entstehen und welche Ueberlegungen der wirtschaftende Mensch in seiner Eigenschaft als Produzent und als Konsument anzustellen hat.

³ Die Verwendung des Rentenbegriffs für jede Produktionsmittelkombination in ertragsreicheren Verhältnissen nennt Wieser „Mehrertrag“; dieser stellt die allgeminste Form der Rente dar. Vgl. Wieser, *Natürlicher Wert*, S. 110 ff.; Stigler, a. a. O., S. 172; Wieser, *Theorie*, S. 237; Diehl, *Theoretische Nationalökonomie*, 1. Bd., S. 313, 314.

I. Die Rente in der Produktion

Der Produzent lässt sich dann zur Abtretung einer Rente herbei (zahlbare Rente), wenn das Produktionsergebnis durch Einschaltung neuer Faktoren günstiger wird. Eine Erhöhung der zahlbaren Rente kann so Folge einer Intensivierung der Nutzengrößen (bei eigenem Gebrauch des Gutes durch den Unternehmer) oder höherer Preise bei Verkauf des Gutes sein. In gleicher Richtung wirkt eine Rationalisierung der Produktion, d. h. eine Einsparung an Arbeit des Unternehmers. Dabei ist zu beachten, dass dieser letztere Prozess seine Grenzen hat; denn durch die mengenmässige Ausdehnung der Produktion und der damit verbundenen Absenkung des Nutzens bei den Konsumenten geht auch eine Senkung des Preises vor sich, die ihrerseits nun die Spanne der zahlbaren Rente kleiner werden lässt⁴.

Ganz allgemein stellt Gossen fest, dass die Steigerung der Produktivität den Produzenten in die Lage versetzt, eine Rentenzahlung zu übernehmen (wir möchten präzisierend beifügen: dass die gesteigerte Produktivität Ursache für das Entstehen einer Rente ist). Dieser Rentenbetrag steigt, wenn

- 1) die Oertlichkeit zur in Frage stehenden Produktion zweckmässiger wird,
- 2) die Geschicklichkeit zunimmt (d. h. Rationalisierung der Produktion),
- 3) die Arbeitskraft des Individuums steigt.

Diese drei Faktoren sind zusammengefasst ausschlaggebend für jede Steigerung der Produktion und definieren die wirtschaftlichere Situation des „Unternehmers“. Interessant ist Punkt 1), von Gossen bei früherer Diskussion über veränderte Produktivität nicht erwähnt: Die „bessere Oertlichkeit“ wirkt beim Produzenten dahin, dass der relative, auf den produktiveren Erzeugungsprozess eingesetzte Aufwand grösser wird und die Befriedigung in weitere Sättigungsbezirke vordringt. Damit steigt die Gesamtbefriedigung — der Grenznutzen sinkt (S. 111). Die zahlbare Rente kann aber im Grenzfall immer nur dem Ertragszuwachs gleich sein, nie diesen überschreiten⁵.

II. Die Rente in der Konsumtion

Es bleibt noch die Wirkung der Rente auf den Konsumenten zu erörtern. Im Grunde genommen handelt es sich einfach um die Beschreibung der Auswirkungen von Kostensteigerungen und -senkungen, die Gossen an seinem „Unternehmer-Arbeiter“ darstellt, letzteren nun vor allem als Konsumenten

⁴ Gossen, S. 108. Eine Spielform des Gesetzes des abnehmenden Ertrages!

⁵ „Die ganze verarbeitete Masse vergrössert sich bei Ueberweisung einer bessern Oertlichkeit zur Produktion um ΔE mehr, wie als Rente abgegeben werden kann“ (Ebd., S. 111). Gossen merkt also vor, dass normalerweise ein Ertragsüberschuss über die bezahlte Rente hinaus vorhanden ist, der zusammengezählt mit der abgegebenen Rente die wirkliche Ertragssteigerung durch erhöhte Produktivität erst umfasst. — „Durch die Benutzung einer zweckmässigeren Oertlichkeit zur Production gegen Abgabe der zahlbaren Rente vergrössert sich das zu leistende Arbeitsquantum um so mehr, je höher die Zweckmässigkeit steigt“ (Gossen, S. 112). Die Ueberlegungen, die Gossen zu diesem Satze verleiten, sind nicht durchsichtig. Auf alle Fälle ist die Richtigkeit des Satzes nur unter Bedingungen und Einschränkungen gegeben, die so einengend sind, dass die Wirklichkeitsnähe der Aussage ganz verloren geht.

betrachtend. Der Mechanismus ist gleich wie bei Einkommensänderungen und könnte grundsätzlich auch für diese angeführt werden. Unter der Annahme, dass die zu zahlende Rente kleiner wird (Senkung der Kosten) oder die zu beziehende grösser (Erhöhung der Absatzpreise, Vergrößerung des nominellen Einkommens), kann gesagt werden: Das Realeinkommen, der Einsatz der komplementären Arbeit (wir verweisen auf Fussnote ⁵ S. 107) und der gesättigte Teil der Bedürfnisse steigt; dagegen sinken das mit Beschwerde verbundene Arbeitsquantum (bis zum Grenzfall, wo alle Güterteile mit genussbringender Arbeit geschaffen werden) und der Grenznutzen (S. 114). Dies ist nach Gossen die Wirkung einer Aenderung der Rente auf die subjektive Wohlfahrt des Menschen; unseres Erachtens eine sehr vereinfachte Vorstellung der Verhältnisse, die allerdings noch einige interessante Ergänzungen durch Einbezug des Zeitmomentes in die wirtschaftlichen Ueberlegungen erhält.

Diese mit dem Problem der Zeit sich befassenden Ausführungen haben ihre Bedeutung für den Konsumenten und den Produzenten. Ausgehend von der Ueberlegung, dass der *Aufwand* zur grösseren Produktivität und deren *Ertrag* zeitlich auseinanderfallen können, stellt Gossen fest, dass diese Distanz der beiden Phänomene in die Ueberlegung des Wirtschafters hineinspielen und seinen Kalkül beeinflussen müssen. Beim Entscheid, ob ein bestimmter Betrag zur Entwicklung einer rentenbringenden Situation aufgewendet werden soll, ist nicht nur die Grösse und die Dauer des Anfallens der Rente ausschlaggebend, sondern auch noch die Zeitspanne — die nähere oder fernere Zukunft also — in der der Zuwachs an Nutzen stattfinden soll. Im individuellen Kalkül muss die *Gewissheit* durch die *Wahrscheinlichkeit* ersetzt werden. Für die Beurteilung einer vom jetzigen Zeitpunkt an in die Zukunft zu beziehenden Rente muss in der Formel die Anzahl der Leistungen (Häufigkeit ihres Anfallens, was den absoluten Betrag der Rente ergibt) mit dem Wahrscheinlichkeitskoeffizienten multipliziert werden und dieser Grösse gegenüber der vermehrte Aufwand, sei es eine abzugebende Rente oder eine einmalige Zahlung, in Rechnung gesetzt werden. Grenzfall in diesem Kalkül wäre auch wieder jener, wo der Zuwachs- und der Abzugsposten gleich würden, der Unternehmer oder Konsument also in einem späteren Zeitpunkt in seinem subjektiven Wohlstand nicht besser gestellt wäre.

Die praktische Anwendung dieser Ueberlegung in der Geldrechnung macht die Diskussion etwas einfacher. Der Unternehmer hat bei der Ausdehnung seiner produktiven Kombination seine Aufwände in Geld zu entrichten; er setzt die nötigen Kapitale dort ein, wo die Preisverhältnisse und die daraus resultierende Rente die günstigsten Erwartungen zeigt. Damit wird durch die ganze Wirtschaft hindurch, in allen Produktionszweigen, ein einheitliches Niveau für die Kapitaleinsätze erreicht, d. h. es resultiert ein im Markte einheitlicher Preis für die Ueberlassung der Kapitale oder — was auf das gleiche hinausläuft — *ein einheitlicher Zinsfuss*¹. Ergänzend muss deshalb noch als Korrektur in den Unternehmerkalkül eingesetzt werden, dass nicht die ab-

¹ Nach Gossenscher Ansicht wird also der Zins nur durch die produktiven Verwendungen der Kapitale bestimmt!

soluten Beträge der in Zukunft anfallenden Renten mit dem Aufwand verglichen werden: nur die in die Gegenwart abgezinsten Beträge sind direkt vergleichbar. Wahrscheinlichkeitskoeffizient und Abzinsungsfaktor sind zusätzlich massgebend für die Entscheidung, welcher Betrag für die Verbesserung der Produktion eingesetzt werden kann. Folgende Grundsätze gelten für den Kapitaleinsatz. Er darf grösser werden, wenn:

- 1) neue Genüsse zur Bereitung gelangen sollen oder die subjektive Beschwerde der Beschaffung der bisherigen Nutzen grösser wird,
- 3) das Verhältnis der abzugebenden zur einzunehmenden Rente ungünstiger wird,
- 3) die Produktivität sich aus irgend einem Grunde verkleinert,
- 4) die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens der zukünftigen Genüsse wächst und
- 5) der Ertrag der zukünftigen Rente grösser wird.

Die ersten drei Punkte sind zugleich Gründe zum *positiven Sparen*, aus der Ueberlegung heraus, dass sich die persönlichen Verhältnisse in der Zukunft verschlechtern werden; die letzten zwei bestimmen den Sparakt aus der Ueberlegung, dass mit dem jetzigen Einsatz ein Gewinn in der Zukunft verzeichnet werden könnte. In beiden Fällen handelt es sich um das Aufsuchen eines *zeitlichen Gleichgewichtes der Nutzengrössen*.

In diesen Ausführungen Gossens liegt noch einmal die Betonung der Allgemeinheit der Rentenerscheinung in der Form der Differentialrente. An jedem Produktionsfaktor kann die Entstehung von gesteigerten Erträgen in der Form einer Rente gesehen werden. Der dogmengeschichtliche Standort Gossens ist verhältnismässig einfach zu bestimmen: auf dem Wege von der klassischen *Ricardoschen Rententheorie* zur darauf aufgebauten *Grenzproduktivitätstheorie* bedeutet Gossen einen Markstein. Mit den bereits in einer früheren Fussnote zitierten Autoren hat er die theoretische Verallgemeinerung des Rentenprinzips gemeinsam². Die Feststellung R o b b i n s³, dass die Rententheorie der Klassiker die Grenzproduktivitätstheorie der Modernen geworden sei, dürfte also neben den bedeutenderen Namen auch jenem von Gossen Erwähnung tun. Ihren Höhepunkt erreichte die Lehre wohl mit W i c k s t e e d und W i c k s e l l⁴. Ueber die rein statische Position der Grenzproduktivitätstheorie hinaus bleibt Gossen aber auch dem Begriff der Rente als Residuum verpflichtet, der dann in der neueren Theorie vor allem zur theoretischen Bearbeitung des *Unternehmergewinnes* geführt hatte⁵. Anzeichen seien vor-

² Für Marshall und Clark vgl. Stigler, a. a. O., S. 87, 315; Wicksteed, Common Sense, S. 553; derselbe, Scope and Method, S. 18, 19; Barone, a. a. O., S. 63, 67 ff. u. 70.

³ Robbins, „Introduction“ zu Wicksteeds Common Sense (repr.), London 1935, S. 20.

⁴ Wicksteed, An Essay on the Co-ordination of the Laws of Distribution, London 1894. Zu Wicksell vgl. Stigler, a. a. O., S. 289 u. a. O.

⁵ Barone, a. a. O., S. 67, oder ähnlich die alte Auffassung Pantaleonis (a. a. O., S. 265 ff.) von einer statischen und einer dynamischen Rente.

handen, meint Haley⁶, dass die alte Residualrententheorie wieder an Bedeutung gewinnen könnte.

Sechstes Kapitel

DER WOHLSTAND

I. Die Messung der Genüsse

Gossen zeigte in seinen Ausführungen im ersten Teil seines Werkes die ökonomische Verhaltensweise des einzelnen Wirtschafters und führte im bisher besprochenen zweiten Teile aus, wie sich in der Gesellschaft diese „atomaren“ Bewegungen gegenseitig beeinflussen und bestimmen. Die Volkswirtschaftslehre zielt je und je darauf hin, diese gesellschaftlichen ökonomischen Gesetzmässigkeiten abzuleiten; die Argumentation am einzelnen Wirtschaftssubjekt ist nur die wissenschaftliche Vorstufe zu dieser Analyse. Sozialökonomien versuchten immer wieder, zu einer Entscheidung über „schlechter“ oder „besser“ zweier miteinander verglichener wirtschaftlicher Situationen der Gesellschaft zu gelangen; um einer von Ökonomen gefürchteten Schattierung der Adjektive „besser“ und „schlechter“ zu entgehen, ziehe ich selbst die Formulierung der Fachsprache vor: Die Volkswirtschaftslehre versucht ein Urteil über ein Mehr oder Weniger an wirtschaftlichem Wohlstand zu fällen¹. Es wäre verlockend, hier, an Ort und Stelle über den Wohlstand, Begriff und Gehalt des Wortes, zu meditieren. Wir wollen dies nicht tun, denn die Ausführungen Gossens bleiben in sehr einfachem Rahmen und können kaum zur eingehenden Diskussion um den Wohlstandsbegriff herangezogen werden, einen Begriff, über den sich ja eine Reihe der Besten unserer Wissenschaft ausgelassen haben. (Vgl. z. B. die zusammenfassende Darstellung von Little².)

Man kann sich leicht vorstellen, dass die Möglichkeit einer Messung der Veränderungen der subjektiven Wohlfahrt die volkswirtschaftlichen Probleme um Wesentliches vereinfachen würde und in wirtschaftspolitischer Hinsicht eine sonst kaum erreichbare „Reinigung“ der Positionen zur Folge haben müsste. Ein Grossteil der heute gegeneinander ausgespielten Behauptungen würde damit in den Kreis der bestimmbar und bestimmten Tatsachen gerückt. Was Wunder, dass die Ökonomen von jeher ihre Hoffnung auf diesen Punkt der Forschung setzten und keine Mittel scheuten — vernünftige und absurde — hier eine Lösung zu erzwingen. — Gossen stellt sich das Problem

⁶ Haley, a. a. O., S. 45.

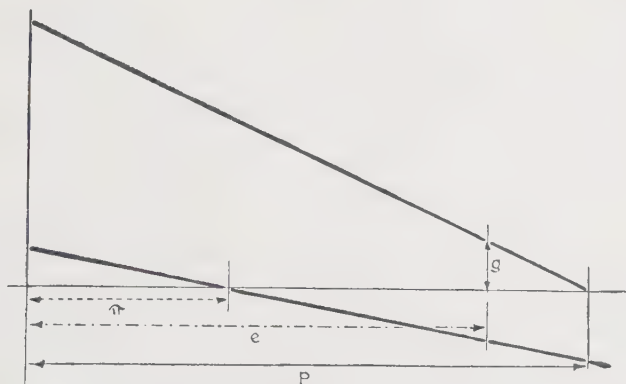
¹ Gossen, S. 24, erkennt als Kardinalfrage unserer Wissenschaft: „Wie kann erkannt werden, ob durch vereinzelte oder gemeinschaftliche Einwirkung auf die Aussenwelt diese eine in Beziehung zum Lebenszweck des Menschen verbesserte Gestalt angenommen habe, so dass also die Untersuchung vor Allem darauf zu richten ist, den Massstab zu finden, mit dessen Hilfe verschiedene Zustände der Aussenwelt mit einander verglichen werden können“. Vgl. auch Pigo u, *Economics of Welfare*, S. 10.

² Little, *A Critique of Welfare Economics*, Oxford 1950.

in der folgenden Art: Gelingt eine „Messung der Genüsse“, so ist eine eindeutige Entscheidung im Hinblick auf den Nutzengewinn möglich, der subjektive Wohlstand ist dann quantifizierbar und schliesslich wird auch das Problem des „gesellschaftlichen Wohlstandes“ eine wissenschaftliche Lösung finden.

Eine erste Aufgabe stellt sich Gossen in der Bestimmung und Berechnung der seinem Genuss-Beschwerde-Diagramm angehörigen Grössen mit Hilfe der dazu gegebenen Formeln:

Fig. 13



Die Grössen π , e und p können für jedes Individuum und jedes Gut empirisch (durch Abfragen) festgestellt werden. Die Resultate g , g' usw. erhält man dann, indem für die verschiedenen e und p deren Preisgrössen eingesetzt werden, ebenso die entsprechenden Einkommensgrössen für die π . Ergebnis ist, dass sich die Verhältnisse der Grenznutzen zueinander $g' : g'' : g'''$ usw. im Grenznutzen eines Gutes ausdrücken lassen, z. B. in g , e , p und π sind natürlich nach einer bestimmten Zeitperiode begrenzt. Gossen stellt das Ergebnis seiner Rechnung auf S. 123 seines Werkes zusammen: es ist nicht überraschend, meint er, dass Genüsse (Nutzenintensitäten) nur durch Nutzen gemessen werden können, und unter diesen Umständen bleibt ein Genuss eben Vergleichsbasis oder Einheit. Wie einfach Gossen dieses Bewusstsein der Genussbasis sich vorstellt, erhellt aus der Bemerkung: „Vielleicht dürfte es für die Folge einige Bequemlichkeiten gewähren, als Einheit denjenigen (Genuss) zu benutzen, den uns der Gegenstand verursacht, dessen wir uns zu Geld bedienen“³.

Das Ergebnis, dargestellt im Sinne Gossens, wäre somit eine Skala der Grenznutzen, die zueinander in einer bestimmten Verhältniszahl ausgedrückt

³ Gossen, S. 123.

werden könnten. Diese Verhältniszahlen lassen nicht nur ein Urteil über das Mehr oder Weniger, sondern auch über das Wieviel zu, immer gemessen an einem bestimmten Einheitsgenuss.

In seinen Ausführungen entspricht Gossen ungefähr den auf ihn folgenden Grenznutzentheoretikern österreichischer Prägung, die immer an ein Skalieren der Bedürfnisse, der Nutzenintensitäten dachten und damit eine Ordnung in die Intensitätsreihe der Nutzen brachten, indem sie ihnen Ordnungszahlen zuwiesen: der grösste Nutzen z. B. der 1, und so weiter 2, 3, usw. Meist wurde aber dann mit diesen als Ordinalzahlen verwendeten Ziffern doch gerechnet, wie wenn sie Kardinalzahlen gewesen wären⁴. Eine derartige Auffassung der Nutzenmessung dürfte heute nicht mehr ernsthaft zur Diskussion stehen. Das Skalieren und Vergleichen freilich sind auch heute noch anerkannte Methoden, doch sind sie nur im Hinblick auf die Vorzugsakte, die Wahlakte hin von Bedeutung und sollen diese erklären⁵.

Die Gossensche Auffassung geht aber nicht soweit wie jene von Jevons und einer kleineren Gruppe von Grenznutzlern, die eine objektiv feststehende Masseinheit des Nutzens zu finden glaubten, im Sinne etwa einer physiologischen Masseinheit. Die Intensität eines Grenznutzens ist in Gossens Ansicht noch durchaus eine subjektive „Einheit“ und könnte deshalb ohne Skrupel in einer subjektivistischen Wertrechnung gehalten werden. Eine andere Frage ist es allerdings, ob sich Gossen der Problematik bewusst war, dass nämlich auch seine Vergleichsgrösse — nach seinem Zitat der Geldgrenznutzen — ein sehr variables Mass darstellt und damit auch die auf ihm aufgebauten Verhältnissgrössen zweifelhaft erscheinen⁶. Dies müsste auch Gossen aufgefallen sein, als ja nach seiner Meinung von der Geldeinheit als Wareneinheit ein bestimmter direkter Nutzen abhängig ist (dieser also nach dem 1. G. G. an die verfügbare Menge gebunden ist), noch viel mehr aber, weil der Geldeinheit die übertragenen, mittelbaren Nutzen der dafür eingetauschten Güter zugesprochen werden müssen, wie dies deutlich bei einem reinen „Zahlungsmittel-Geld“ der Fall ist.

Keine Bemerkung schliesslich lässt Gossen zum eigentlich volkswirtschaftlichen Problem fallen, wo es ja darum geht, die Wohlstandsgewinne der einzelnen Gesellschaftsmitglieder miteinander zu vergleichen. Ob mit seiner Masseinheit eines einzigen, subjektiv gegebenen Genusses die Frage gelöst ist, lässt unser Autor dahingestellt sein.

Eine bedeutende Einschränkung der Gossenschen Methode liegt hingegen in einer ganz anderen Richtung: Die Ermittlung der Verhältnisse der Grenzgenüsse zueinander ist auch unter den günstigsten Umständen mit den von

⁴ z. B. Menger, Grundsätze, S. 163; Böhm-Bawerk, Positive Theorie, 1. Bd., S. 249, 250 u. 253, 254; derselbe, Grundzüge, S. 46 ff.

⁵ Vgl. Schönfeld, Nutzen und Wirtschaftsrechnung, S. 649; derselbe, Grenznutzen und Wirtschaftsrechnung, S. 13 ff.; Hicks, A Reconsideration of the Theory of Value, S. 52, 54; Stackelberg, Entwicklungsstufen, S. 5, 6 und 9.

⁶ Vor diesem Problem standen auch moderne Forscher, die über den Geldgrenznutzen eine Messbarkeit aller subjektiven Grenznutzen zu erreichen hofften. Vgl. Milhaud, Sur l'économétrie et ses applications, in: Revue d'économie politique, 52. Bd., 1938, S. 108 ff.

Gossen aufgeführten Preisgrößen nicht möglich, wenn die Annahme der geraden „Genusskurve“ und damit das charakteristische rechtwinklige Dreieck der Nutzenfläche nicht gemacht werden darf. Es ist richtig, wenn Gossen behauptet, dass unter diesen Umständen die Kenntnis des Kurvenverlaufs zur Berechnung auch noch nötig sei und dass man darauf hin arbeiten müsse, durch eine zureichende Anzahl von Beobachtungen, also empirischen Untersuchungen, den Verlauf von Genuss- und Beschwerdekurven zu ermitteln. Sobald diese Kurven einmal bekannt seien, würde die Lösung der Rechnung der Wirklichkeit gerecht werden und keine Unstimmigkeiten mehr einschliessen.

Gossen begnügt sich mit diesem Aufriss des Problems nicht; er geht weiter und versucht selbst, aus der Verbindung seiner theoretischen Sätze mit der statistischen Wirklichkeit — gewissermassen auf Art der *ökonomischen Forscher* — den Weg zur Ermittlung des Kurvenverlaufs zu finden. Den Schlüssel zu einem erfolgreichen Vorgehen sieht Gossen im 2. G. G.: „Aus diesem Satze folgt nämlich, dass jeder Mensch die letzten Atome aller Genussmittel, die er zu einem bestimmten Preise kauft, gleich hoch schätzt. Hierdurch wird es möglich, bei Preisschwankungen eines Genussmittels die verhältnismässige Grösse des Werthes verschiedener Atome dieses Genussmittels zu finden“⁷. Aufbauend auf dem Gesetz, dass die letzten verwendeten Geldeinheiten in jeder Konsumsphäre den gleichen Nutzen stiften, versucht Gossen eine „einfache“ Lösung der Frage nach dem Kurvenverlauf des Nutzens zu geben. (S. 124, 125.) Wir wollen der grundsätzlichen Ansicht Gossens hier ein bisschen mehr Lob zukommen lassen, als es seine auf unrealen Annahmen basierenden und also zu unrealen Ergebnissen gelangenden Ausführungen verdienen würden. Die grundsätzliche Annahme ist doch die, aus Mengenänderungen der Nachfrage eines Konsumenten bei bestimmten Preisänderungen auf die Nutzenverhältnisse des Wirtschafters zu schliessen. Der bekannte, in der neueren Theorie zur Bedeutung gekommene Weg führt so über die verschiedenen Elastizitätskoeffizienten verschiedener Versorgungs- und Anschaffungsmengen der Güter zum typischen Kurvenverlauf. Der von Gossen vorgezeichnete Weg ist grundsätzlich derselbe, aber — in vollkommen missratener und abwegiger Art und Weise von ihm selbst begangen worden. Man darf so höchstens davon sprechen, dass er die Möglichkeit einer Verifizierung der individuellen Nachfrage- und Nutzenkurve geahnt habe⁸.

⁷ Gossen, S. 124.

⁸ Vgl. Stackelberg, Entwicklungsstufen, S. 5, 6. Gossen hat in seinem Beispiel seiner Arithmetik wirklich alle ökonomische Vorsicht geopfert! Wir wiederholen die Argumentation unseres Autors nicht; sie steckt voller Fehler, wie sich jeder Leser mit Leichtigkeit selbst überzeugen kann (S. 124, 125). So ist es absurd anzunehmen, dass mit einer Preisänderung der Grenznutzen einer bestimmten Gütermengeneinheit in umgekehrt proportionalem (!) Verhältnis sich ändere, und dass, aufbauend auf dem 2. G. G., der Geldgrenznutzen nach Erhöhung des Preises eines Gutes noch der gleiche wäre und damit die auf ein Gut verwendete Gesamtsumme an Geld nach der Preisänderung noch die gleiche sei. Dies sind nicht alle, aber einige der schlimmsten Unstimmigkeiten in Gossens Ableitung!

Die Schwierigkeit des Problems, vom Preise auf den Wert zu schliessen, kennt Gossen nicht, und er wird damit auch jenen, sich in den Preisbewegungen immer ausdrückenden Nebenerscheinungen der Substitution und der Komplementarität der Güter, nicht gerecht. Wir möchten nicht versäumen, mit dem Hinweis auf Gossens Versagen in seiner Untersuchung und Methode die Aeusserung zu verbinden, dass auch in den auf ihn folgenden Perioden wirtschaftstheoretischer Forschung alle Versuche einer „Wohlstandsmessung“ und „Wohlstandsberechnung“ misslangen. Dies als Entschuldigung für die mangelhafte Leistung unseres Autors in dem hier besprochenen Abschnitt.

II. Die Objektivierung der Werte

Einen anderen Weg, ein Urteil über das Verhältnis der Grenznutzen zueinander zu erhalten, zeichnet Gossen mit mehr Geschick auf. Die subjektiven Schätzungen, die hinter den gekauften Gütermengen stehen, können schliesslich aus dem Verhalten einer grösseren Anzahl von einzelnen Wirtschaftern gelesen werden. Es bilden sich für jeden Konsumposten „mittlere Werte“, in denen sich die Erfahrungen und Beobachtungen einer Mehrheit von Gesellschaftern ausdrücken und die als „statistische Wahrheit“ gelten dürfen. Ausserdem ermöglichen sie es jedem Einzelnen, sich bei der zweckmässigsten Verteilung der Mittel die Ueberlegungen und Versuche seiner Nebenmenschen zunutze zu machen. Dieses gemeinsam in der Gesellschaft gefundene Urteil über die subjektiven Schätzungen ergibt eine Objektivierung der Werte, welche Gossen als *Sitte* bezeichnet.

Die Möglichkeit, sich auf die Sitte zu verlassen, ist dem Einzelnen deshalb kein Problem, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse, die körperlichen und geistigen Bedingungen bei den die Sitte bestimmenden Standesgenossen ungefähr die gleichen sind und zu praktisch vergleichbaren Ergebnissen führen können. Doch nicht einfach in der Akzeption der Sitte beschränkt sich das Verhalten des Individuums: es modifiziert diese Norm, und sofern die Abänderung tatsächlich zu grösserem Lebensgenuss verhilft, wird der neue Impuls von den anderen, gleichgestellten Gesellschaftsmitgliedern aufgenommen werden. Das prüfende Verhalten des Einzelnen führt die Sitte weiter; andererseits ist er durch den Ausgangspunkt, den ihm diese immer wieder bietet, von allem Anfang an vor zu fehlerhaften Unternehmungen abgehalten. Es führt so ein langer Weg über die *Laune* zur *Mode* und schliesslich zur Forderung, wie sie ein *Sittengesetz* aufstellt; dieser Weg ist Ausdruck des gesellschaftlichen Dranges zur grösseren und reiferen Erfahrung und er wird genährt durch das Verhalten der Sonderlinge, die gewissermassen als Laboranten der Gesellschaft tätig sind und — auf der Strecke bleiben oder aber Fortschritt bedeuten. Gossen meint: „Aus dieser Art und Weise, wie sich die Sitte bildet, folgt für das Messen der Genüsse, dass, wenn wir jetzt beobachten, wie die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft ihr Einkommen zur Genussbereitung verwenden, wir als Resultat dieser Beobachtung nicht das subjective Urtheil der einzelnen Menschen erhalten, bei welchen die Beobachtung vorgenommen wurde, sondern das mit mehr oder min-

derer Schräfe gezogene Resultat aus sämtlichen Erfahrungen aller Standesgenossen dieser Menschen seit deren Dasein in der menschlichen Gesellschaft“¹. Mit wissenschaftlichem Ernst müsse deshalb unternommen werden, die von den Gesellschaftsschichten geführten wirtschaftlichen Verhaltensweisen zu fassen und deren Beziehungen zu durchleuchten; dies erscheine „vor allem Andern als die bei Weitem wichtigste Aufgabe der Statistik“².

Gossen kann die grosse Bedeutung der in der Sitte niedergelegten menschlichen Erfahrung und die dadurch ausgedrückte „Objektivierung der Werte“ nicht genug unterstreichen (S. 142). Für die Verteilung der Einkommen auf die verschiedenen Bedürfnisse ist sie eine Hauptrichtlinie, wobei ja deutlich wird, dass es gar nicht so sehr auf die absolute Grösse des Nutzens ankomme, sondern vielmehr auf die Relation der verschiedenen Ausgabenposten (S. 143). Die Sicherheit, mit der die Menschen nach diesen Richtsätzen urteilen, sei „ein Beweis, dass die durch das Messen der Genüsse gewonnenen Resultate innerhalb solcher Grenzen bereits als so feststehend angesehen werden, dass darauf die Forderung ihrer Befolgung an jeden Menschen gerichtet werden kann, dass sie einen genügenden Anhaltspunkt für ein Sittengesetz geben“³.

III. Wohlstand und wirtschaftliches Handeln

Wenige Seiten widmet Gossen der Frage, nach welchen Richtlinien und Gegebenheiten sich das wirtschaftliche Handeln des Einzelnen zu richten habe, um der Forderung nach Erhaltung oder Förderung des Wohlstandes nachzukommen. Diese Aeusserungen Gossens reichen — darüber kann kein Zweifel bestehen — bereits in die wirtschaftspolitische Argumentation hinein; wir behandeln sie hier, weil wir der Meinung sind, dass der grössere Teil der theoretischen Arbeit, die auf die Behandlung gesellschaftlicher Probleme hinweist, diesen wirtschaftspolitischen Aspekt schon zeigt, und dass es auf alle Fälle nicht eine scharfe Trennung zwischen ihnen und dem rein-theoretischen Gebiete geben kann; ausserdem haben wir nun einmal das Problem des gesellschaftlichen Wohlstandes im Rahmen der theoretischen Auseinandersetzung gebracht — wir wollen also die damit zusammenhängenden Fragen alle hier erörtern.

Nach Gossens Meinung ist der gesellschaftliche Wohlstand im wesentlichen durch die *Arbeitsteilung* bedingt (S. 128, 129); zu seiner Erhaltung muss alles unternommen werden und die arbeitsteilige Erscheinung des Wirtschaftens muss gesichert werden. Die in die Arbeitsteilung eingegliederte Persönlichkeit muss geachtet und im Besitze der persönlichen und wirtschaftlichen Fähigkeiten — kurz in ihrem Eigentum — unantastbar sind. Es ergibt sich ein Recht eines jeden gegen jeden anderen und daraus eine Pflicht der Unantastbarkeit der Person und ihres Eigentums. Damit im Zusammenhang steht die Forderung, über sein Eigentum frei disponieren zu können und es in wirtschaftlich günstigster Art einsetzen zu dürfen. Gossen weiss wohl, dass es nicht immer

¹ Gossen, S. 127/128.

² Ebd., S. 128.

³ Ebd., S. 143.

leicht ist, die Grenzen zwischen den Individuen in einer eindeutigen Art zu ziehen und er leitet aus dieser Schwierigkeit eine der Hauptaufgaben des Staates ab: in wirtschaftlicher Beziehung die Interessen der Gesamtheit und diejenigen des Einzelnen gegeneinander zu wahren. Eine durch die Gesellschaft delegierte Befugnis zur Setzung der Gesetze und der Ueberwachung ihrer Innehaltung kann jeder „gesellschaftlichen Unsicherheit“ Einhalt gebieten und muss die für den Ablauf des Wirtschaftsprozesses notwendigen stabilen Verhältnisse schaffen.

Auch der *Tausch* (S. 129) bedarf, um seine wirtschaftlichen Funktionen erfüllen zu können, der gesellschaftlichen Ueberwachung. Die intensive Arbeitsteilung macht es nötig, dass jede Marktpartei über die zum Tausch dargebotene Ware genauestens informiert wird; nur unter diesen Umständen ist eine bestimmte Abschätzung der Vor- und Nachteile eines Tausches möglich und damit die Erreichung eines optimalen gesellschaftlichen Wohlstandes. Diese Bedingungen sind dann erfüllt, wenn von jedem unlauteren Wettbewerb abgesehen wird und dadurch die Beziehung der Wirtschaftssubjekte keine Störung erleidet. Auch hier wieder gibt sich für den Staat die Möglichkeit einer Ueberwachung und Regulierung der Verhältnisse.

Der Einblick in die Art, wie die *Sitte* (S. 129, 130) sich in den verschiedenen Gesellschaftsschichten bildet, ergibt die Forderung an den Einzelnen, sich möglichst an diese Sitte anzulehnen — und dies in seinem eigenen Interesse. Auf alle Fälle ist ein Abweichen von der gesellschaftlichen Norm nur dann geboten, wenn es die Ratio als erfolgreich erkennen kann, wenn also die Möglichkeit einer tatsächlichen Verbesserung der Wohlstandssituation mit grosser Wahrscheinlichkeit eintritt¹. Auch sozial-psychologische Erwägungen legen dem Einzelnen das Verharren in der Sitte nahe: die durch Tausch und Arbeitsteilung gegebenen Beziehungen zu anderen Menschen können nur in einer vertrauenswürdigen Atmosphäre gedeihen und diese ist am ehesten gegeben bei gleichgerichteten Interessen und Lebensgewohnheiten der Wirtschaftser. Beim Zustandekommen eines Kaufes oder Verkaufes lassen sich die Marktparteien oft von solchen Ueberlegungen stärker leiten als von kleinen Preisdifferenzen (S. 130).

Was die *Produktion* (S. 130) anbelangt, so ist hier vor allem auf die Grenze der Arbeitsteilung hinzuweisen. Diese ist gelegt durch die Zunahme der Arbeitsbeschwerde, die erheischt, dass die Tätigkeit des Menschen möglichst gleichmässig über einen gewissen Zeitraum verteilt wird. Dort wo durch die Eigenart der Produktion nur eine periodische Beschäftigung in Frage kommt, ist in einem anderen Produktionszweig noch eine „Ausweichmöglichkeit“ zu schaffen. — Die Forderung zur Anlehnung an die Sitte gilt hauptsächlich dort im *Konsum* (S. 131), wo der Wirtschaftser knapp die einem bestimmten Stande angemessenen Verhältnisse erreichen kann; „Eskapaden“ und Versuche in diesem Zustande führen nur zu oft zu Wohlstandseinbussen.

¹ Gossen, S. 129: „... nur dann einen Versuch zu einem abweichenden Verfahren zum Zweck der Verbesserung der Sitte zu machen, wenn eine bessere Erkenntnis der Naturgesetze mit Wahrscheinlichkeit durch das veränderte Verfahren eine wirkliche Erhöhung der Summe des Lebensgenusses erwarten läßt“.

Wie weit Gossen in seiner Auffassung der politischen Oekonomie geht, beweist er, indem er in diesen Fragenbezirk auch einen Exkurs über die Bedeutung und Leistung der *Erziehung* (S. 131, 132) einschaltet. Bei der gedrängten Kürze der Ausführungen dürfen keine tiefschürfenden Gedanken erwartet werden; immerhin bleibt Gossen auch hier seinen Ueberlegungen und Absichten treu und weiss die Argumente zugunsten einer bestimmten Erziehungsmethode wohl zu setzen. Bei der Betonung der Sitte und deren Bedeutung für die Sicherheit des wirtschaftlichen Verhaltens ist es klar, dass nur verantwortungsbewusste und ihrer Aufgabe gewachsene Erzieher auf die jungen Menschen Einfluss nehmen dürfen. Mit Wort und Tat muss dem Zögling rechte Verhaltensweise nahegebracht werden und so die Zweckmäßigkeit derselben immer wieder unter Beweis gestellt werden. Der späteren wirtschaftlichen Situation entsprechend ist auch eine vielseitige Erziehung die angebrachtste; vor allem müssen — gerade im Hinblick auf die Stellung des Menschen als Konsument und als Produzent — Geistes- und Körperkräfte gleichmässig geübt werden. — Aus den Gossenschen Ausführungen spricht ein tiefer Glaube an die Entwicklung und Verbesserung des Menschengeschlechtes: einerseits an die Erziehung und Sitte, die über die durch die Gesellschaftsglieder ausgelösten „Oszillationen“ eine „beste Linie“, einen objektiv richtigen Weg weisen, andererseits ist es der Ausbau der menschlichen Kenntnisse und Fähigkeiten, die einer positiven Entwicklung Vorschub leisten. Deutlich bleibt aber immer die Gossensche Meinung, dass nur die individuellen Entscheidungen, das wirtschaftliche Handeln des Einzelnen die Bewegungsgesetze der Gesellschaft bestimmen würden und deshalb von einem Gegensatz der Interessen nicht gesprochen werden könne. Gesellschaftliche Probleme werden immer durch die individuellen Entscheidungen gelöst.

IV. Der wirtschaftliche Fortschritt

Wenn von einem Fortschritt in den wirtschaftlichen Verhältnissen einer Gesellschaft die Rede ist, muss zugleich auch von der Wohlfahrt der betreffenden Subjekte gesprochen werden. Die Bewegungen des wirtschaftlichen Wohlstandes selbst sind für manche Nationalökonomen die abgekürzten Zeichen einer positiven Entwicklung, und auch Gossen bindet in seinem Werke die beiden Begriffe in besagter Art zusammen.

In der arbeitsteiligen Tauschwirtschaft kann die Entwicklung nach Gossen zwei Wege gehen (S. 146, 147):

- 1) Der Produzent verbessert das Produkt (das eigene Interesse legt ihm dieses Verhalten nahe), wobei als Wirkungen auftreten:
 - a) Der vom Gute dem Konsumenten zufallende Nutzen wird grösser.
 - b) Die höhere Wertschätzung des Konsumenten erlaubt eine Preissteigerung des Gutes. Diese kommt zum Teil dem Produzenten in der Form der ihm zufallenden Produzentenrente zugute.

Gossen stellt nun fest, dass die Bewegung von b) nie diejenige von a) übertreffen könne, so dass immer auch für die Konsumenten eine Besserung der Situation, im Sinne einer Erhöhung der Konsumentenrente gegenüber früher, eintritt.

- 2) Der Produzent produziert unter günstigeren Bedingungen, d. h. bei gesteigerter Produktivität. Die Folgen sind:
 - a) Der Preis des Produktes sinkt und von dieser Situation profitiert der Konsument direkt durch grössere Bedürfnisbefriedigung oder indirekt durch steigenden Konsumentengewinn.
 - b) Die durch vermehrten Absatz vergrösserte Einnahme kommt dem Produzenten zu.

Hier nun hält Gossen fest, dass die Bewegung von a) nie diejenige von b) übertreffen könne, so dass für den Produzenten immer eine Besserung der wirtschaftlichen Situation im Sinne einer grösseren Produzentenrente die Folge sei¹. Es liegt auf der Hand, dass die soeben dargestellten Mechanismen unter der Bedingung der Konkurrenz der Produzenten stattfinden, und zwar wird die Konkurrenzsituation eine verbesserte Produktion um so schneller zur Ausbreitung zwingen, mit je kleineren Aufwänden eine solche Lage erreicht werden kann. M. a. W.: In den günstigsten Produktionszweigen ist die Nivellierung zur günstigsten Produktivität am drängendsten und führt unzweifelhaft zur Begünstigung des Konsumenten, der ja immer von der Ausdehnung der Produktion profitieren kann. „... , während jeder Mensch gezwungen ist, unter allen Umständen einen Theil des Vortheils, den die verbesserte Einrichtung seines Productionszweiges mit sich bringt, seinen Nebenmenschen zukommen zu lassen, dieser Theil in demselben Masse zunimmt, je tiefer die Mühewaltung sinkt, die zur Herstellung des Produktionszweiges in der verbesserten Art und Weise aufzuwenden ist“². Dieses Zitat gibt zugleich auch Gossens Hauptargument gegen die „gekünstelten“ Lösungen der Sozialisten und Kommunisten wieder, die mit ihren falschen Grundsätzen nicht dazu kämen, die „Gesetze des Verkehrs“ wirken zu lassen und nicht in der Lage seien, den in der menschlichen Natur liegenden Egoismus in ihren Dienst zu stellen³.

Eine andere Frage, die in diesem Zusammenhang von einiger Bedeutung sein kann, ist jene, ob nicht die natürlichen Verschiedenheiten der Bedingungen der Produktion einer günstigsten Verteilung der Nutzen und einer optimalen Ausnützung der produktiven Kräfte in der Gesellschaft im Wege stehen könnten. Diese Unterschiede in den Verhältnissen der Produktion wären tatsächlich verhängnisvoll, wenn die Menschen nicht untereinander in regem Kontakt stehen würden. In Wirklichkeit ist aber die Verbindung der verschiedenen

¹ Die beiden Fälle 1) und 2) sind von Gossen im folgenden Zitat behandelt: „Denn die Steigerung eines g (Nutzen eines einzelnen Gütertheiles) bewirkt Vergrösserung von W (Gesamtgenuss), und es begreift sich, dass die Preissteigerung, die, wie wir eben sahen, gleichzeitig hervorgebracht wird, eben deshalb, weil das gesteigerte g Bedingung der Steigerung ist, niemals so hoch gelangen kann, dass der Vortheil der Steigerung von g für die Consumenten ganz paralysirt würde (Fall 1); die Vermehrung der Masse aber bei gleicher Arbeit bewirkt Preiserniedrigung, die gleichfalls das W der Consumenten vergrössert, während diese Erniedrigung aus einem ganz ähnlichen Grunde eben so wenig so gross werden kann, dem Producenten allen Vortheil der verbesserten Production zu entziehen (Fall 2)“ (Gossen, S. 147).

² Vgl. Gossen, S. 147.

³ Ebd., S. 91.

Gegenden und Wirtschaftsgebiete eng, die Bildung eines grossen, einheitlichen Marktes für die meisten Güter ist Tatsache und die Entwicklung der modernen Kommunikationsmittel fördert eine Integration immer mehr. Die Uebersicht über die Marktlage und die Güter von Seiten der Konsumenten ist daher ziemlich umfassend und unter diesen Umständen nivellieren die Nutzengesetze in der bekannten Weise die Verteilung der Güter über die gegebenen Verschiedenheiten hinaus und erzwingen eine Herstellung der Produkte an den günstigsten Orten, mit kleinstem Aufwand — also unter den Zeichen grösster Produktivität. Die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen muss sich so den natürlichen und künstlichen Gegebenheiten anpassen und es resultiert letzten Endes aus diesem Zwang ein Zustand, in dem die nachgefragten Güter einer Gesamtheit mit dem kleinsten Aufwand zur Verfügung gestellt werden ⁴.

In diesem Endzustand der wirtschaftlichen Entwicklung ist auch das Verteilungsproblem gelöst und die Gleichgewichtslage (wir bezeichnen sie so) ist zugleich jene einer normalen Verteilung (S. 148): Einkommen und produktive Leistungen sind ausbalanciert, ebenso Güterpreise und Nutzen. „Es wird dann weiter von dem ganzen Menschengeschlecht ein Grösstes von Arbeit geleistet, sobald es gelungen sein wird, jedem Menschen eine solche Stellung zu verschaffen, dass ihm durch seine Arbeit das durchschnittliche Einkommen seiner Standesgenossen zufliesst, sowie denn ausserdem jeder Mensch in der Masse an der Arbeit des ganzen Menschengeschlechts Theil nimmt, in welchem es sich auch bei der Consumption der durch Arbeit geschaffenen Genussmittel betheiligt, ein Resultat, welches selbstredend nichts mehr zu wünschen übrig lässt“ ⁵. Nach zwei Polen richtet sich das Feld der wirtschaftlichen Handlungen und Verhaltensweisen des Menschen aus: Der Wirtschaftler selbst bestimmt ein gewisses Niveau an Bedürfnisbefriedigung (in Gossens Zitat „das durchschnittliche Einkommen seiner Standesgenossen“), dann ist es aber seine Leistung und die Produktivität seiner eigenen Arbeit, die im Verteilungsprozess das zur Bedürfnisbefriedigung nötige Einkommen ergibt.

Unsere Kritik kann sich im Wenigen erschöpfen: Durch die Erwähnung der Marktverhältnisse unter dem Regime freier Konkurrenz wird der Haupttheil der Gossenschen Aussage gültig. Die kritisch-ergänzende Argumentation müsste sich dieser Voraussetzung selbst annehmen; ein Unterfangen, das die spätere Nationalökonomie zum Theil nachgeholt hat.

Durch die beiden einfachen Reaktionsschemata, die Gossen gegeben (vgl. unsere S. 117), scheint uns vor allem die Ueberlegung des Produzenten sehr kurz erledigt worden zu sein. Dies mag teilweise die Folge von Gossens Absicht sein, eine „*Theorie des Konsumenten*“ zu entwickeln. Sicherlich hat er die in diesem Zusammenhang möglichen Fragen auch gesehen, sie aber — seine Gedankengänge abkürzend — weggelassen. Mitschuldig an der einfachen

⁴ Eine Reihe von späteren Autoren nahmen in gleicher Art zum Konkurrenzproblem Stellung: Barone, a. a. O., S. 40, 41; Pareto, Cours, S. 64; Sulzer, a. a. O., S. 299; Stigler, a. a. O., S. 246; Edgeworth, Theory of Distribution, S. 51; Auspitz u. Lieben, a. a. O., S. 17; Brodsky, a. a. O., S. 96 ff.

⁵ Gossen, S. 148; vgl. auch S. 90. Ausser den Zitaten unter 4 vgl. Wickseil, Ueber Wert, S. 50, 55; derselbe, Vorlesungen, S. 126 ff., 137.

Argumentation ist vielleicht auch eine gewisse Voreingenommenheit durch einen von allem Anfang an ins Auge gefassten Gleichgewichtszustand, den zu erklären er sich nun einmal vorgenommen hatte, koste es, was es wolle. Damit ergab sich die Vernachlässigung aller jener — der modernen Theorie sehr wertvollen — Bewegungs-, Anpassungs- und Verursachungsreihen, welche die nationalökonomische Wissenschaft erst zur realistischen Beurteilerin der wirtschaftlichen Abläufe werden lässt. — Ein von Gossen nicht diskutiertes Postulat ist es auch, dass alle die geschilderten Veränderungen der Produktion einen Gewinn des Konsumenten mit sich brächten! Ein gewisser Tadel ist hier der Einfachheit von Gossens Vorstellung nicht zu ersparen: Die Veränderungen der Produktion ziehen auch den Konsumenten (gerade in der Tauschwirtschaft) in „Mitleidenschaft“ und deshalb ist die Feststellung eines unbedingten Konsumentengewinnes von unserem heutigen Standpunkt aus etwas naiv zu beurteilen. Ja, bis zu einem gewissen Grade passen diese Vereinfachungen nicht einmal in den Kreis der sonstigen von Gossen gepflogenen „Gleichgewichtsüberlegungen“. Unser Autor hat die Schwächen seiner Ausführungen und jene der Nationalökonomie seiner Zeit wohl selbst teilweise gesehen und kommt auf das ganze Problem in den folgenden Teilen seines Werkes nochmals zu sprechen, indem er die Anpassungsvorgänge der Produktion, vor allem im Zusammenhang mit der Anzahl der beschäftigten Arbeiter, aufgreift.

Als Ergänzung zu diesem Kapitel möchten wir einer von Gossen selbst gegebenen Kritik der Wohltandsmessung einige Zeilen widmen. Es handelt sich dabei um die Frage, ob man aus dem *Vermögensstand* einer Gesellschaft Rückschlüsse auf den Wohlstand ziehen dürfe. Gossen meint, dieser Irrtum sei begründet in einer unrichtigen Verknüpfung der Probleme individualwirtschaftlicher mit jenen sozialwirtschaftlicher Natur. Normalerweise erkenne man jene Subjekte als die am meisten mit Wohlstand versehenen, die am wohlhabendsten in ihren Vermögensverhältnissen sind, und der Schluss sei deshalb verlockend und naheliegend, die gleiche Ueberlegung auch auf die Gesellschaft anzuwenden.

Gossen meint aber, dass die Kapitalbeträge, ausgedrückt in den Vermögensbeständen einzelner Wirtschaftler lediglich Rechnungsgrößen seien, die in ihrer Beurteilung ja von den durch sie erhaltenen Erträgen abhängig seien. Diese Vermögensbeträge aber, kapitalisierte Erträge der produktiven Tätigkeit, geben kein Bild der von der Gesellschaft erreichten Bedürfnisbefriedigung, des Nutzengewinnes oder der Konsumentenrente. Die Senkung einer solchen Vermögenssumme könne wohl als Verlust eines Einzelnen betrachtet werden, von der Mehrheit aus gesehen aber müsse die neue Situation unter Umständen als ein Vorteil angesehen werden.

Gossen gibt zwei Beispiele (S. 169-171): Das Grundeigentum eines bestimmten Gebietes sei bei bestehenden Verhältnissen mit 100 Mill. rententragend, verkörpere also bei einem Zinsfuß von 5% ein Kapitalvermögen von 2000 Mill. Durch irgendwelche Erfindung gelänge eine Nivellierung der Ertragsgestaltung der Böden. Die Differentialrenten würden sich dadurch ändern, und da eine ganz neue, ziemlich sicher viel bessere Versorgungssituation der Konsumenten erreicht worden wäre, würden die Rentenbeträge um eini-

ges vermindert, vielleicht sogar ein grösserer Teil der bisher bebauten Böden ausgeschaltet. Die neuen Preisverhältnisse würden eine neue Position der komplementären Produktionsfaktoren im Ackerbau mit sich bringen: Die Rentenerscheinung auf dem Grund und Boden würde zum Teil wegfallen, damit auch die auf ihnen ausgerechneten Kapitalvermögen der Besitzer. Wäre es angebracht, bei besserer Versorgung mit landwirtschaftlichen Produkten, also bei grösserem Nutzengewinn der Konsumenten, von einem Rückgang der Wohlfahrt in der betreffenden Volkswirtschaft zu sprechen? (Gossen kommt hier auf eine später von Wieser in seinem „Natürlichen Wert“ dem damaligen Ökonomen als Paradoxon erscheinende Situation zu sprechen, auf die „Antinomie des Wertes“ in der Gesellschaft.)

Bei einem zweiten Beispiel argumentiert Gossen mit der Verknappung eines bestimmten, zur Zeit im Ueberfluss vorhandenen Gutes, wodurch die Eigentümer vom „Seltener-Werden“ der betreffenden Produktionsmittel profitieren würden. Es entstünden an diesen Faktoren Renten und damit auch bestimmte Vermögensbeträge der Eigentümer. Die Gesellschaft wäre also um bestimmte Kapitalvermögen „reicher“ geworden, ohne Vorteil jedoch für die Wohlfahrt der besagten Gesellschaft.

Gossen gibt folgendes zu bedenken: „Aus der Grösse der Summe, welche gezahlt werden müsste, um alle Renten des Menschengeschlechts oder eines bestimmten Volkes anzukaufen, ist ein Schluss auf den Wohlstand des Menschengeschlechts oder jenes Volkes ganz und gar unmöglich, ...“⁶. Die Vermögensbeträge sind seiner Meinung nach abhängig von folgenden mit der eigentlichen Bedürfnisbefriedigung nicht zusammenhängenden Grössen:

- 1) Von den *Investitionskosten*, das sind die zur Bereitstellung der neuen Produktionseinrichtungen nötigen Kosten; sie sind bedingt durch die Preissituation in der Herstellungsperiode und zum Teil gebunden an technische Daten.
- 2) Den *Unterschieden der Produktivität* gleichartiger Produktionseinrichtungen (den Erträgen).
- 3) Der *Grösse der Nachfrage* nach bestimmten Gütern und dem *Knappheitsverhältnis* zwischen Produktion und gerade dieser Nachfrage.

Tatsächlich sind diese Faktoren keine Indikatoren für den „consumer's surplus“; eine Verknüpfung der Grössen, die Messung des einen durch den anderen ist also nicht zugänglich. Wie bereits angedeutet, kann durch eine Verschärfung des Knappheitsverhältnisses eines Gutes zum Bedarf wohl eine rentensteigernde Wirkung ausgehen, muss aber durchaus nicht den Wohlstand der Gesellschaft vergrössern. Dem Vermögensbegriff ist nach Gossen demnach keine volkswirtschaftliche Bedeutung beizumessen. Der Wohlstand ist einzig und allein abhängig von den natürlichen und menschlichen Produktionskräften und einem bestimmten Vorrat „geschätzter Materialien und Genussmittel“ (produzierter Produktionsmittel), die zur Reproduktion einer bestimmten Versorgungssituation nötig sind. Bei diesen könnte man von Kapital sprechen, nicht aber von den kapitalisierten Rentensummen als Vermögen der Einzelwirtschaften.

⁶ Gossen, S. 171.

Mit diesen Ausführungen über den Wohlstand brachten wir am Schlusse von Gossens „Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft“ ein in jeder Beziehung „offenes“ Kapitel. Es ergab sich dies aus Gossens Arbeit und war auch unsere Absicht: Damit wurden die Grenzen seines Werkes deutlich erkennbar und zu gleicher Zeit die Richtung gewiesen, in der die auf ihn folgenden Generationen ökonomischer Forscher hätten vorstossen sollen. Schon Gossens Behandlung der Probleme „Preis“ und „Verteilung“ waren sehr knapp und keineswegs befriedigend, beim „Wohlstand“ wird dieser Eindruck noch deutlicher. Bezeichnenderweise hat ja die moderne Forschung den Weg zu diesen von ihm vernachlässigten Gebieten eingeschlagen: Zuerst wurde einmal preistheoretisches Neuland erschlossen und heute steht die Nationalökonomie auf einem Boden, von dem aus sie Verteilungs- und damit in Verbindung Wohlstandsprobleme geschickter und mit mehr Erfolg anzupacken versteht als es Gossen vor 100 Jahren möglich war.

Dass gerade bei diesen Kapiteln, wo wissenschaftliche Argumentation nicht beizubringen war, ein *zukunftsfreudiger Glaube*, ein von tiefer Ueberzeugung getragenes Ideal dem Oekonomen Gossen zur Hand war, dürfen wir als Eigentümlichkeit der Entwicklung des menschlichen Wissens im allgemeinen buchen und bei der Volkswirtschaftslehre nicht strenger beurteilen als in anderen Disziplinen. Unberührt davon bleibt Gossens Erfolg in der Bearbeitung der Probleme der einfachen Wirtschaft.

Siebentes Kapitel

SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Zwei wichtige Aufgaben haben wir in unserem Schlusskapitel noch zu erfüllen: Die *wirtschaftspolitischen Anschauungen* Gossens, aufgebaut auf seinen theoretischen Ueberlegungen und von ihm als Richtlinien gedacht, müssen hier untergebracht werden; ein besonderer Teil für sie hätte die wahren Akzente in einer Weise verschoben, wie man es in der „Entwicklung“ nicht finden könnte. Wirtschaftspolitik war bei Gossen nur in zweiter Linie Bestandteil seines Werkes geworden. Zur Hauptsache sollte es doch der Aufriß einer neuen theoretischen Nationalökonomie sein. — Die andere Aufgabe wird darin bestehen, *im Ueberblick die Leistungen unseres Autors zu würdigen*, und — sofern dies noch nötig — dogmengeschichtliche Linien zu ziehen und zu einer Wertung seiner Oekonomie zu verhelfen.

I. Wirtschaftspolitische Ansichten

Vom heutigen Standpunkt aus betrachtet erkennen wir in den wirtschaftspolitischen Ausführungen des letzten Jahrhunderts, besonders der „klassischen Aera“ der Nationalökonomie, einen eng umschriebenen Kreis von Ueberlegungen, die mit den verschiedensten Prädikaten als liberal, anti-interventionistisch oder manchesterlich bezeichnet werden. Gossen selbst wird meist

als Prototyp dieser wirtschaftspolitischen Ueberzeugung angeführt. Ein solches Verfahren an unserem Autor ist eigentlich nur aus zwei Gründen entschuldbar: In den meisten Fällen sind die Schwarz-weiß-Maler in wirtschaftspolitischer Hinsicht kaum in der Lage, die wissenschaftlichen Argumente für einen *Liberalismus* z. B. zusammenzustellen, d. h. sie wissen meist nicht, was eigentlich der Liberalismus eines X oder Y bedeutet — oder aber sie kennen den von ihnen behandelten Autor nur recht oberflächlich. Wir wollen hier nicht endgültig mit den beiden möglichen Arten „übler Nachrede“ an Gossen ins Gericht gehen; die ganze Frage entscheidet zu wenig über die wahren wissenschaftlichen Verdienste Gossens, und die Gefahr, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen, wäre unseres Erachtens zu gross.

Im Mittelpunkt des Gossenschen wirtschaftspolitischen Interesses steht die *Errichtung und Sicherung des freien Wettbewerbes* — und zwar in Anpassung an das theoretische Ideal der vollständigen Konkurrenz. Nun hat aber bei Gossen die erstrebenswerte Organisationsform der Wirtschaft eine ganz bestimmte, eigenartige Prägung: der menschliche Produktionsfaktor „Arbeit“ soll den Wettbewerb allein führen und soll entscheidend sein für den Einsatz der sachlichen Produktionsmittel und für die Verteilung der Güter. So ist dies letztlich nur die Leistungsfähigkeit jedes Wirtschafters in Auseinandersetzung mit derjenigen aller anderen, nicht gehemmt und verzerrt durch „konkurrenzstörende“ Einflüsse des Kapitals oder des Bodens. *Gossens Wirtschaftspolitik baut auf der Verschiedenheit der persönlichen Arbeitsleistung ihre Ordnung auf* und sieht nur in ihr die Richtung, die zum grössten gemeinwirtschaftlichen Ergebnis führen kann.

Die Hauptaufgabe des *Staates* ist es denn auch, dafür zu sorgen, dass der Konkurrenz der Arbeit keine Hindernisse in den Weg gelegt werden können, die regulierenden Auseinandersetzungen zwischen den persönlichen Leistungen also nicht gehemmt werden. Dies ist nur dann der Fall, wenn die mit Arbeit eingesetzten Produktionsmittel in ihrer Kombination mobil sind. Der Begriff der Beweglichkeit aller Produktionsverhältnisse ist überhaupt ein Hauptpunkt in Gossens wirtschaftspolitischer Diskussion, von ihm hängt wesentlich ab, ob der Mechanismus des Marktes die erwarteten Ergebnisse zeitigt. Die Arbeit muss also, nach ihren Fähigkeiten, Verbindungen mit Kapital und Boden eingehen können und von diesen beiden komplementären Produktionsfaktoren darf keine Einmischung oder Einschränkung der Konkurrenz der Arbeit unter sich erfolgen. Hier findet Gossen eine Aufgabe, die zu lösen der Einzelne keine Möglichkeit und auch kein Interesse haben kann, und die damit zum *exklusiven Betätigungsfeld des Staates* werden muss. — So soll die von Gossen vorgeschlagene „Darlehenskasse“ die *Mobilität des Kapitals* und seiner Verwendungsweisen mit der Arbeit erhöhen. Bei einem freien Kapitalmarkt ergibt sich dadurch ein einheitlicher Preis der Kapitale und zugleich ist dort jedem Arbeitsquantum unter gleichen Bedingungen die Versorgung mit den komplementären Kapitalteilen möglich. Die Darlehenskasse stellt als Institut halb *Bank*, halb *Versicherungsgeschäft* vor, indem sie einerseits die Kapitalbeträge von den Kapitalisten wie eine Bank übernimmt (gegen Obligationen) und also diese Seite

des Marktes wie eine Bank beeinflusst; andererseits benimmt sie sich gegenüber den kapitalsuchenden „Arbeitern“ weit eher wie eine Versicherungsgesellschaft, rechnet sie doch Risiko, Lebenserwartung usw. bei der Abgabe der Kapitale mit¹.

Die Kritik dieser Ausführungen kann verschiedene mildernde Umstände berücksichtigen: Die Bankmethoden waren zu jener Zeit, besonders in Deutschland, einfach und schwerfällig. Der Tausch zwischen den Schuldnern und Gläubigern war dadurch erschwert. Diese rudimentäre Banktechnik mag nicht nur die kleinen Kapitalnachfrager, sondern auch die grossen betroffen haben; was die letztere Scheidung anbetrifft, müssen wir annehmen, dass Gossen vor allem an die Kreditgewährung an den kleinen Unternehmer und an die sich zur Selbstständigkeit aufarbeitenden Handwerker in erster Linie gedacht hat. Leute, denen mit „500 bis 750 Talern geholfen wäre“, würden nach seiner Meinung die Darlehenskasse in Anspruch nehmen. Wir wollen nicht unbedingt in Frage stellen, dass für die in Betracht kommenden Fälle des kleinen Kredits nicht günstigere Möglichkeiten geschaffen worden wären, als in damaliger Zeit mit verschiedenen Selbsthilfeorganisationen, die zum grossen Teil auf der sozialen Hilfstätigkeit des Staates oder privater Institutionen beruhten, versucht worden war. Eine Befreiung des Kapitalmarktes von den Fesseln unvollkommener Konkurrenz hätte aber auch mit der von Gossen vorgeschlagenen Lösung kaum erreicht werden können.

Unter den Kapitalgebern hätten vor allem jene den Weg zur Darlehenskasse gefunden, die relativ kleine Beträge zu grossen Sicherheiten unterzubringen trachteten. Dementsprechend hätte der von der Kasse vergütete Kapitalzins allerdings verhältnismässig tief manipuliert werden können — je tiefer er aber gesunken wäre, um so aussichtsreicher wäre die Anlage ausserhalb der Möglichkeiten der Kasse geworden. Ob unter diesen Umständen das stark variierende Kapitalangebot, das also nicht allein von der Kasse aus bestimmt und gebunden gewesen wäre (auch nicht mit der von Gossen vorgeschlagenen Offenmarktpolitik), den Bedürfnissen der Wirtschaft in *jenen* Momenten gerecht geworden wäre, in denen die Kreditnachfrage der kleinen Produzenten tatsächlich am grössten gewesen wäre, lassen wir dahingestellt sein.

Eigenartige Vorstellungen des Bankmechanismus, vor allem im Zusammenhang mit dem propagierten freien Wettbewerb, verrät unser Autor auch bei anderen Fragepunkten. Es ist nicht ohne weiteres ersichtlich, warum sich auf der Seite der Kreditnehmer ein relativ so hoher Zins hätte ergeben müssen, damit er den von Gossen erwähnten Risiken und Deckungsbestimmungen entsprochen hätte — tritt doch die Bank nur neben die Institute des weiterhin existenten privaten Kapitalmarktes. Immerhin hätte die Kasse den langfristigen Zins mitbestimmt und sie hätte auch in Zeiten sinkender Geldangebote lockernd auf den Markt wirken können; ob aber damit die den Wirtschaftsablauf fördernde Mobilität der Kapitalien erreicht worden wäre, scheint uns fraglich. Dagegen wirkt nämlich unseres Erachtens die

¹ Gossen, S. 239-249.

Einschränkung der Freizügigkeit der Kreditnehmer, die Gossen mit seinem Vorschlag postulierte. Das an einem bestimmten Orte zum Einsatz gebrachte Kapital muss nach ihm aus der jenem Distrikt zugeordneten Bank stammen, und, soweit man aus seiner Darstellung schliessen kann, sind diese „Bezirksskassen“ sehr wenig zentralisiert und nicht nach einheitlichen Gesichtspunkten ausgerichtet. Auch hier deutlich die Art des Geschäftes, das abgewickelt werden sollte: Kreditgewährung im kleinen Ausmasse.

Es ist eine offene Frage, ob die Erwartungen, die Gossen in sein geplantes Unternehmen setzte, in Wirklichkeit erfüllt worden wären. Sofern die staatliche Leitung durch Kreditgewährung ein wirtschaftspolitisches Ziel erreichen wollte, so hätte sie — unsere heutigen Erfahrungen bestätigen dies — mit weit wirkungsvolleren Mitteln Konjunkturpolitik betreiben müssen. Abschliessend bleibt immerhin zu erwähnen, dass in der auf Gossen folgenden Entwicklungszeit die Wirtschaft einen Teil seiner Vorschläge in die Realität umgesetzt hatte und auch oft darüber hinausgegangen ist (ohne jedoch auch damit immer die von unserem Autoren erwarteten Wirkungen zu erreichen). Eine gewisse Nivellierung des langfristigen Zinsfusses wäre durch die staatliche Intervention erzwungen worden; grosse Kapitalien wären aber weiterhin ihre eigenen Wege gegangen — es sei denn, die staatlichen Institute hätten nicht nur die Kreditgewährung betrieben, sondern auch Beteiligungen in ihr Programm aufgenommen.

Die gleichen Gründe, die zur Bildung eines die Konkurrenz der Arbeit fördernden Kapitalmarktes hätten führen sollen, sind beim *Grund und Boden* von Bedeutung. Auch hier ist die grösste *Mobilität* der Kombinationsfähigkeit mit Arbeit erwünscht und es ergeben sich die beiden Probleme: Der Boden sollte im freien Verkehr, bestimmt durch die Leistungsfähigkeit der Arbeit, seine produktive Verwendung finden und um diesem Postulat gerecht werden zu können, muss die Gesellschaft über den Grund verfügen können (S. 250, 251). Die erste Forderung löst Gossen, indem aller Boden letztlich nur in Pacht gegeben wird und sich der Nutzungspreis dafür (ausgedrückt in der zahlbaren Rente) im freien Verkehr ergibt; ein Preis, der durch die Konkurrenz am Grundstückmarkt immer wieder den Verhältnissen entsprechend korrigiert wird (S. 252). Eine Reihe von Bestimmungen sorgt dafür, dass der Pächter auf dem Boden die Möglichkeiten eines Eigentümers besitzt und in seinen wirtschaftlichen Dispositionen nicht gestört wird. Die Konkurrenz der Bewerber führt zur Verwendung in günstigster produktiver Kombination und gibt zugleich ein Mittel, einen Teil der Differentialrente in die Hände der Gesellschaft übergehen zu lassen. — Durch einen langsam steigenden Pachtsatz soll auch die wirtschaftliche Entwicklung bei der Ertragsfähigkeit des Bodens in Berücksichtigung gezogen werden. Das zweite Problem, das sich in diesem Zusammenhang stellt, ist jenes der Ueberführung des Bodens in gesellschaftlichen Besitz. Gossen zeigt, wie sich der *Staat* nach den gleichen Spielregeln wie der Private als Bodenkäufer in den Markt einschalten kann, und unter Umgehung des Expropriationsrechts (das seiner Meinung nach ein Unrecht ist) auf günstigem Wege das Grundeigentum ablösen kann (S. 257-260). Wir verzichten hier auf eine Wiedergabe der von

Gossen vorgenommenen Berechnungen, welche die vorteilhafte Position des Staates beim Aufkauf des Bodens beleuchten sollen, um so mehr, als Walras sich mit diesem Teil der Gossenschen Arbeit gründlich auseinander gesetzt hat².

Wir wollen bei der Kritik des zweiten wirtschaftspolitischen Vorschlages von Gossen unterscheiden zwischen den von unserem Autor in Aussicht genommenen Wirkungen und den „Nebenwirkungen“, die das Unternehmen gezeigt hätte. Wir haben bereits betont, welche Bedeutung Gossen der Mobilität der Produktionsfaktoren, besonders der zur Arbeit komplementären, beimisst — und von diesem Standpunkt aus betrachtet lässt sich eine gewisse Möglichkeit eines Erfolges der Massnahmen nicht leugnen.

Eine andere Frage ist jedoch, ob die Nebenwirkungen der Verstaatlichung nicht grosse Enttäuschungen bereitet hätten, und, ob unter Umständen ein gleiches Ziel auf anderem Wege nicht eben so gut hätte erreicht werden können.

Einen weiteren kritischen Gedankengang wollen wir kurz aufreissen: Mit der Pacht erhält das Wirtschaftssubjekt über eine bestimmte Parzelle Bodens das Recht des Eigentümers; dies ist nötig, um ihm ganz bestimmte, nur mit grossen ergänzenden Aufwänden vorzunehmende Investitionen und Produktionseinrichtungen zu ermöglichen. Sind aber nachher, wenn die komplementären Faktoren zum Grund und Boden einmal festgelegt und eingesetzt sind, noch leicht veränderliche Verhältnisse vorhanden? Ist die Immobilität des Bodens nicht ebenso gross wie vorher, wenn der neue Konkurrent nicht nur die Rente des Grundstückes, sondern auch noch die Ablösungssumme (gefordert durch den alten Pächter) für die Immobilien zu entrichten hat, und könnten bei starken Veränderungen der Produktion nicht auch volkswirtschaftliche Verluste eintreten, die — um gemildert zu werden, zu neuen Eingriffen des Staates führen müssten? Es ist nicht ganz leicht einzusehen, ob Gossens Vorschlag nicht seine „Hintergründe“ besitzt, die mit den vorgeführten Argumenten nicht vollständig aufgedeckt sind. Eine kurzfristige Beweglichkeit des Bodeneinsatzes wird doch durch diese vorgeschlagenen Massnahmen kaum erreicht werden können. Auch die zur Produktion nötigen Veränderungen am Boden selbst — wir wollen sie allgemein einfach als Meliorationen bezeichnen — halten doch von einer stark wechselnden Verwendung des Bodens ab und stabilisieren die Verhältnisse.

Die Tatsache, dass Gossens Argument zur Bodenverstaatlichung theoretisch so leicht zu entkräften ist, lässt vermuten, dass er nicht nur aus diesen Gründen zur Massnahme rät, und dass er auch, was die Beweglichkeit des Produktionsfaktors anbetrifft, nicht etwa eine unwirtschaftliche Versatilität erreichen wollte. Die Möglichkeit zu einer andersartigen Verwendung bestimmter Böden sollte seiner Auffassung nach wenigstens in generationenlangen Abständen immer wieder überlegt werden und zur Diskussion stehen; die Ablösungsbedingungen seitens des Staates lassen die Absicht Gossens

² Walras, *Théorie mathématique du prix des terres et de leur rachat par l'état*, in: *Etudes d'économie sociale*, Lausanne-Paris 1936.

ja deutlich erkennen. Wenn er an eine unwirtschaftliche Blockierung des Bodens dachte, so war es vermutlich der jahrhundertealte, eingefleischte Grundbesitz, der über landwirtschaftliche, industrielle oder gemeinschaftliche Verwendung des Bodens durch eigene Entscheidung in letzter Instanz verfügte.

Eine andere Frage: Was liesse sich nach Gossen durch die vorgeschlagene Massnahme auch noch erreichen? Einmal war es sein Ziel, eine ganz bestimmte Art des Wettbewerbes zu erreichen: Die Konkurrenz der wirtschaftlich eingesetzten Arbeitskraft unter Ausschaltung von Kapital und Boden (diese beiden Faktoren sollten für alle Arbeitseinheiten zu gleichen Bedingungen erreichbar sein). Sollte dies wirklich nach seiner Intention unter den geschilderten Massnahmen eintreffen, so glauben wir kaum an einen Erfolg in dieser Richtung. Was das Kapital anbelangt ist die Sache einfach: Die Möglichkeit der Akkumulation von Kapitalmengen in den Händen einzelner Individuen führt so oder so zur Ausser-Konkurrenz-Stellung dieser Wirtschaftler — ganz abgesehen davon, dass wir die Darlehenskasse nicht als allein einflussgebend auf den Geld- und Kapitalmarkt erkennen dürfen. Aber auch was den Grund und Boden anbetrifft, werden „konkurrenzlose“ Positionen für bestimmte Arbeitskräfte geschaffen. Wenn nämlich einmal die Grundstücke nach Pachtgeboten verteilt sind, dann dürfte es nicht so leicht sein für einen anderen Wirtschaftler, jene Pächter, wenigstens Zeit ihres Lebens, aus der Position zu drängen. Das Bild einer Konkurrenz unter den Arbeitskräften bei „gleichen Bedingungen“ ist also nicht haltbar.

Nicht von der Hand zu weisen ist die Auffassung Gossens, dass der Staat immer durch eine Grundstückacquisition profitiere. Da seit Menschengedenken die wirtschaftliche Entwicklung von einem leichten „Inflationsdruck“ verfolgt wird, kann jede Ausgabe von Schulddokumenten mit einem in ferner Zukunft liegenden Einlösetermin einen „Gewinn“ verschaffen. Der Kalkül in Geldeinheiten, den Gossen vorführt, leuchtet allerdings nicht unbedingt hinter die wahren Verhältnisse. Die im Zusammenhang mit einer solchen inflatorischen Bewegung oder mit einer Veränderung der Knappheitsverhältnisse des verfügbaren Bodens sich ändernde, und zwar steigende Rente, ist ja ein Hauptargument zur käuflichen Erwerbung des Bodens, denn sie macht eigentlich die „verlustlose“ Uebernahme möglich und sichert erst noch für die Zukunft eine recht freundliche Situation der Staatsfinanzen. (Man denke an steigende Rentenerträge — nominell — zugunsten der Staatskasse und an sinkende gemeinschaftliche Aufwendungen!) (S. 273). Nun, auch in dieser Hinsicht wäre Gossen vielleicht enttäuscht worden, denn es ist mehr als fraglich, ob durch den staatlichen Bodenbesitz der Finanzbedarf der Nationen (in der Moderne) weniger drückend gewesen wäre.

Mit gewisser Berechtigung lässt sich auch die Frage stellen, welche andere Möglichkeit die gleichen wirtschaftspolitischen Folgen geboten hätte. Was die Mobilität des Bodens anbetrifft, glauben wir an einen geringen Teilerfolg Gossens dort, wo sich der Grundbesitz in wenigen privaten Händen oder bei privaten Institutionen befunden hätte, die in ihrer Monopolstellung eine „Sperr“ des Bodens bewirken konnten und damit ernstliche Störungen des „freien Verkehrs“ herbeiführen hätten können. Die Ueberführung des

Bodens in den Besitz des Staates ist aber an und für sich noch keine Garantie, dass die Konkurrenzordnung auf den Boden Wirksamkeit erhält, denn prinzipiell könnte sich auch der Staat monopolistisch verhalten wie jeder andere Private. Wenn wirtschaftliche Interessen und nicht politische im Vordergrund stehen (was nicht immer leicht einzusehen ist bei staatlichen Aktionen) dürfte allerdings die Intervention das gegebene Mittel sein, die Mobilität des Bodens zu fördern oder wenigstens zu wahren.

Würde die wirtschaftspolitische Absicht Gossens nur auf Behebung der Grundrente als privater Einkommensquelle oder der „historisch“ nachgewiesenen Steigerung der Grundrente und der Grundstückspreise als privater Spekulationsmöglichkeit hinzielen, so könnte man sich überlegen, ob nicht eine entsprechende Besteuerung der Bodenbesitzer den beabsichtigten Erfolg auch schon gezeitigt hätte. Wir möchten hier nicht in den internen Streit der Bodenreformer eingreifen — zu denen ja auch Gossen gezählt zu werden das Verdienst hat — doch möchten wir betonen, dass es ihm nicht in erster Linie um die Problematik der sozialen Gerechtigkeit der Grundrente und der damit zusammenhängenden Spekulationsgewinne gegangen ist, sondern um *die Herbeiführung einer bestimmten Organisationsform des Marktes*. Das Interesse der sozialistischen Bodenreformer an Gossen dürfte deshalb eigentlich um einige Grade kühler sein, als es der Fall ist, da die Uebereinstimmung der vorgeschlagenen Mittel und Wege mit den ihren nur scheinbar ist, bei Gossen jedenfalls eine völlig andere theoretische Begründung erfahren hat ³.

Beide angeführten Massnahmen mit wirtschaftspolitischer Absicht: Verbesserung und Zentralisierung des Kapitalmarktes und Schaffung eines freien Marktes für Grund und Boden — sind der Komplementarität der Produktionsmittel der Arbeit wegen gestellt worden. Beide Faktoren ermöglichen — wenn wir sie auf dem Konkurrenzmarkte der Arbeit zur Verfügung stellen — dass diese nicht unbeschäftigt bleibt. Auch die damalige Zeit scheint schon jene von Keynes so drastisch beschworene Vorstellung gekannt zu haben: „Es ist der Wahn, den die ganze jetzt lebende Generation mit wenigen Ausnahmen theilt, dass es der Menschheit, oder einem Theil derselben, einem bestimmten Volke, oder doch einem Einzelnen jemals an lohnender Arbeit fehlen könne, dass darum die Sorge, dergleichen Arbeit zu schaffen, mit zu den Pflichten der Regierung gehöre“ ⁴. Nun, Gossen geht, wie zu erwarten war, nicht auf das Problem der „Keynesschen Arbeitslosigkeit“ ⁵ ein, sondern er untersucht die Probleme einer durch Datenänderung sich im Markte durchsetzenden Friktions-Arbeitslosigkeit. Die enge Bindung aller wirtschaftlichen Kräfte durch den Markt lässt diese Beschäftigungslosigkeit wirksam werden;

³ Auch Gossen mag gewisse „soziale Hintergedanken“ bei seinem Vorschlage gehegt haben. Vgl. dazu auf S. 273 die Ausführungen über die Steigerung des Sozialproduktes bei sinkenden Rentenbeträgen.

⁴ Gossen, S. 150.

⁵ Gemeint ist andauernde Unterbeschäftigung im Gleichgewichtszustande einer Wirtschaft.

der Markt selber hat aber auch die Mittel der Korrektur⁶. So unterscheidet Gossen als „klassische“ Gründe der Arbeitslosigkeit die folgenden drei:

1. Das Spiel der wirtschaftlichen Kräfte in Angebot und Nachfrage führt zu fortwährenden *Oszillationen der Produktion* um bestimmte Mengenquoten — die Absatzschwankungen lösen dann an bestimmten Orten Arbeitslosigkeit aus (S. 151).

2. *Das Gebiet des Marktes ist nicht geschlossen*, deshalb treten fortwährend Änderungen der Daten ein. Auch hier ist Friktionsarbeitslosigkeit die Folge.

Für die beiden Punkte 1. und 2. gibt Gossen den Marktmechanismus bekannt, der die Beschäftigungslosigkeit beseitigt. Sein Gleichgewicht spielt sich natürlich nur unter der klassischen Annahme und Voraussetzung flexibler Löhne und flexibler Preise ein — unter diesen Umständen resultiert dann ein Gleichgewichtszustand mit Integration aller am Markte beteiligten Arbeiter. Da er aber von einem „gestörten“ Gleichgewicht ausgeht, also von einer Wirtschaft mit ursprünglicher Vollbeschäftigung, glaubt er, dass nur in bestimmten Produktionszweigen durch ganz bestimmte Datenänderung sinkende Löhne oder gar Arbeiterentlassungen vorkommen könnten; der Ausgleichsprozess führt auf kürzestem Wege wieder zu einer Vollbeschäftigungssituation. *Eine Depressionsstimmung der ganzen Wirtschaft* ist Gossens Vorstellung völlig fremd. Die heutige Beurteilung dieser Ansicht erkennt vor allem eine Hemmung des geschilderten Mechanismus durch Einschränkung der Flexibilität des Faktors Arbeit und seiner Entschädigung, und auch Störungen durch exogene Datenänderung im Wirtschaftssystem werden stärker betont; da unter diesen Umständen der Marktmechanismus nicht reibungslos funktioniert, kann eine Stagnation, eine Blockierung der Wirtschaft den wirklichen Verhältnissen eher entsprechen. Es ist vielleicht ein Vorwurf an Gossen und an die übrige „orthodoxe Theorie“, dass sie diese Unstimmigkeiten im Anpassungsprozeß wohl gesehen, aber nicht genügend beachtet hat — mindestens geglaubt hat, dass sich die „reine“ Theorie darüber hinwegsetzen dürfe.

3. Ein weiterer Grund zur Ausschaltung von Arbeitskräften aus der Produktion liegt in der *technischen Entwicklung* mit ihren Erfindungen und Entdeckungen. Durch sie können sehr grosse strukturelle Verschiebungen in der Zusammensetzung des Produktionsprozesses ausgelöst und an bestimmten Orten eine harte Bedrängnis des Produktionsfaktors „Arbeit“ resultieren. Aber auch hier erkennt Gossen die Absorptionsmöglichkeit der freien Ar-

⁶ „Der wahre Grund jener zeitweisen Brotlosigkeit ist, dass von allen der Schätzung unterworfenen Gegenständen nur eine bestimmte, und zwar je nach den Schwankungen in den Verkehrsverhältnissen verschiedene Masse produziert werden muss, dass es sich darum häufig ereignet, dass die Zahl der bisher in einem bestimmten Produktionszweig beschäftigten Arbeiter zu vermindern ist, dass es aber, wenn diese Nothwendigkeit einer Verminderung der Arbeiter eintritt, diesen Arbeitern nicht sofort gelingt, alle Hindernisse zu beseitigen, welche sich ihnen entgegenstellen, den unter den veränderten Verhältnissen ungünstig gewordenen Produktionszweig gegen einen günstigeren zu vertauschen“ (Gossen, S. 151).

beitskräfte durch den Markt. Einem neuen Kostenniveau entspricht letztlich ein neues Nutzenniveau: die neue Gleichgewichtssituation ist für alle von Vorteil.

Nach Darlegung dieser drei Gründe kommt Gossen zum Schlusse, dass die Bewegung des Arbeitsmarktes in einer Wirtschaft nie zum Stillstand kommen könne, besonders nicht in einer sich entwickelnden Wirtschaft. Damit ist aber eine wirtschaftspolitische Konsequenz gegeben: „Weiter aber ergibt sich hieraus eben so klar, dass das einzige Mittel, die vorübergehende trostlose Lage der entbehrlich werdenden Arbeiter zu lindern, das ist, dass man ihnen ausreichende Hülfe gewährt, sobald wie möglich zu anderen Produktionszweigen überzugehen“⁷. Die vom Staate aus zu leitende Hilfsaktion an die Unbeschäftigten impliziert grosse Substitutionsfähigkeit der Arbeit, was bei weitgehender Arbeitsteilung eine grobe Vereinfachung der wirklichen Verhältnisse ist. Die ganze Gossensche These bleibt eine Andeutung, an der wir als Hauptmomente festhalten können: erstens besteht eine *gesellschaftliche Verpflichtung gegenüber den Arbeitslosen*, welche eine Intervention in den Ablauf der Wirtschaft nötig macht — zweitens muss die Hilfe an die Arbeitslosen den *wirtschaftlichen Gesetzen konform* sein, d. h. zu einer produktivsten, den Nutzen-Kostenkalkül am günstigsten beeinflussenden Situation führen (S. 158). Dieses „zweitens“ bleibt in den Ausführungen Gossens rein akademisch erörtert; ob durch eine derartige Eingliederungsaktion von Arbeitslosen der gesellschaftliche Wohlstand im negativen oder positiven Sinne beeinflusst wird, unterzieht er keiner eingehenden Prüfung; Gossen neigt zur Annahme, scheint uns, dass „in the long run“ jede solche Umgruppierung von positiven Wohlstandszuwächsen begleitet sei.

Das einzige Detail, das wir bei Gossen im Zusammenhang mit der Friktionsarbeitslosigkeit finden können, ist der Hinweis auf die Verfügbarkeit der zur Arbeit komplementären Faktoren — eine Frage, die bei Verschiebung von Arbeitskräften von einem Produktionszweig zum anderen von grosser Bedeutung ist. Die strenge Gleichgewichtsvorstellung unseres Autors führt auch hier wiederum zur Lösung: Die Produktionsfaktoren sind immer da — es ändert sich lediglich das Grenzverhältnis der Arbeit zu diesen Komplementen. Das Arbeitsquantum, eingesetzt in den verschiedenen Kombinationen, bestimmt auch die wirtschaftliche Verwendung der übrigen Produktionsfaktoren. Die verschiedenen Mengenrelationen der Produktionsmittel untereinander tendieren zu einem Ausgleich des Einsatzes in den möglichen Kombinationen, nur — und dieses ist die typisch *Gossensche Variante eines Versuches zu einer Grenzproduktivitätslehre zu kommen* — ist es das Angebotsverhältnis der Arbeit, das letztlich die Intensitätsschwelle der übrigen in bestimmten Verwendungen eingesetzten Produktionsfaktoren festlegt (S.155,156).

Zur wirtschaftspolitischen Diskussion Gossens gehört auch ein allgemein gehaltener Exkurs über die *Rechtsverhältnisse* in einer Gesellschaft (S. 228 ff.). Hier wird in einer Auseinandersetzung über den Begriff des *Privateigentums* die Klinge mit kommunistischen Anschauungen gekreuzt, und dabei eine

⁷ Ebd., S. 152.

möglichst grosse „Bewegungsfreiheit“ des Individuums in rechtlicher Hinsicht gefordert (als Pendant zur angestrebten Mobilität der Produktionsfaktoren) (S. 232 ff.). Unter diesen Umständen glaubt Gossen den dem freien Wettbewerb am besten entsprechenden Rechtszustand umschreiben zu haben. Wir wollen hier nicht näher auf die verschiedenen Punkte eingehen — für die eigentlich wirtschaftspolitische Diskussion sind sie von sekundärer Bedeutung; ebenso darf ihre wirtschaftspolitische Fruchtbarkeit nicht zu hoch bewertet werden. Des öfteren hat man das Gefühl, Gossen schwenke nur deshalb auf diese Fragen ein, um seine politischen Sticheleien gegen verschiedene bestehende Institutionen anbringen zu können.

So bleibt denn schließlich als Resultat eine einfache, durch starke Einschränkungen beschnittene, wirtschaftspolitische Richtlinie, die uns heute klar und leicht entscheiden lässt, wo Gossens Stärke des Denkens und ökonomischen Forschens lag. Seine Stubengelchrsamkeit, immer logisch scharf argumentierend, war eine ausgezeichnete Voraussetzung für die theoretische Arbeit, die wir in unseren beiden Abschnitten über die einfache und die gesellschaftliche Wirtschaft darstellten; als Hindernis machte sie sich fühlbar, wo sich praktische Probleme, reale Forderungen und Bedingungen häuften und Entscheidungen erzwingen, denen mit dem abstrakten Raffinement des Gossenschen Kalküls allein nicht beizukommen war.

II. Rückblick

Wir haben in unserer Darstellung wenn immer möglich die Stellung von Gossens Theorie in der übrigen Oekonomie aufzuzeichnen versucht. Wenn wir nun am Schlusse unseres Gossen-Kommentars, als was wir unser Unternehmen ansehen, einige zusammenfassende Bemerkungen noch anzubringen uns anschicken, dann mehr im Sinne einer Akzentsetzung oder als korrigierende Stimme zu einigen Gossens Werk nicht gerecht werdenden Behauptungen. Kritik und Wertung werden in unseren Ausführungen gemischt vorgebracht werden.

Einer Mehrzahl von späteren Stimmen erscheint *die Verknüpfung der theoretischen Analyse mit der weltanschaulichen Konzeption* bei Gossen eindeutig und unlösbar zu sein. Es wird dann meist gesagt, auf einer derartig schlechten „Philosophie“ wie es die von Gossen sei, könne auch keine rechte ökonomische Theorie aufgebaut werden, oder sie zeige denn auch mindestens sämtliche Defekte jener anfechtbaren Ausgangsstellung. Uns erscheint diese Beurteilung nicht schlüssig. Wir konstatieren, welche Voraussetzungen unser Autor für seine Ueberlegungen macht; wir stellen die Realität und die Tragweite seiner Voraussetzungen fest und sind somit in der Lage, die theoretischen Ergebnisse immer wieder zu prüfen. Damit erschliesst sich uns der ökonomische Gedankengang Gossens, der von einer in unserer Vorstellung gegebenen Wirklichkeit genau *so weit* entfernt ist, wie es die gemachten Voraussetzungen gegenüber dem uns besser erkennbaren, in der Vielheit der Bedingungen kongruenter umschriebenen Ausgangspunkt — dem von *uns* de-

finierten „Menschen“ — sind¹. Mehr als diese theoretische Konzeption erkennen wir in Gossens Werk nicht; wenn unser Autor diese seine Annahmen zu den allgemein gültigen machen möchte, wenn er ihre Existenz als vorteilhaft, als wünschenswert, als moralisch positiv aufzeichnet und propagiert, wenn er ihnen zum Durchbruch verhelfen möchte — dann ist das seine eigene Ueberzeugung, sein Wunsch und sein verständliches menschliches Anliegen. Würde eine solche Angleichung der „Daten“ an die Wirklichkeit in Gossens System gelingen, so würde seine Theorie zweifellos wirklichkeitsnäher — sie würde aber nicht anders werden.

Die auf Gossen folgende Epoche ökonomischer Forschung hat gezeigt, dass die Theorie unseres Autors auch bei Weglassung der von ihm noch gehaltenen ethischen und psychologischen Postulate ein brauchbares wissenschaftliches Werkzeug sein kann. An uns liegt es vielmehr, den weiterentwickelten, modifizierten Kern der Ansichten Gossens dort und in einer Art einzusetzen, damit er uns die heute noch zu erklärende Wirklichkeit erkennen hilft. Unter diesen Gesichtspunkten sehen wir den Rationalismus Gossens, seinen Utilitarismus und Hedonismus als Prämissen der menschlichen Natur; diesen Wesensmerkmalen menschlicher Verhaltensweisen zum Durchbruch zu verhelfen, war sein zusätzliches Anliegen, welches ebenfalls aus seinen Zeilen spricht, das aber unserer Meinung nach für die Beurteilung der ökonomischen Theorie nicht herangezogen werden musste und auch nicht bewertet werden konnte. Den Schluss zu ziehen, dass Gossen die Aufgabe der Nationalökonomie im Ethischen erkenne, scheint uns auf alle Fälle übertrieben zu sein².

¹ Boven (Les applications mathématiques, S. 85) hat recht, wenn er unsere heutige Einstellung gegenüber Gossen damit umschreibt, dass er sagt, es sei eine immer wieder zu stellende Frage, ob die Deduktionen aus den Gossenschen Hypothesen und Postulaten haltbar wären. Je nach der Antwort, die wir auf diese Frage geben können, wird die Leistung der Gossenschen Theorie für unsere Probleme eine grössere. (Eine derartige Frage müssen wir bei der Verwendung jeder beliebigen Theorie stellen!) Wichtig ist nun immerhin auch, dass die Hypothesen und Postulate innerhalb der theoretischen Ableitung selbst widerspruchsfrei verarbeitet sind; eine Tatsache, die wir bei Gossen immer wieder bewundernd und bejahend feststellen durften — für eine nationalökonomische Theorie ist das nicht a priori selbstverständlich.

² Die Prämissen seiner ökonomischen Theorie nimmt Gossen auch für seine Ethik, für welche letztere er sie mit verschiedenen Beweismitteln (göttliche und natürliche Ordnung, Manifestation der „Grundtriebe“, usw.) zu stützen versucht; dass jedoch die ethische Position bei der Bewertung der Gossenschen Ökonomie ausschlaggebend oder überhaupt von Bedeutung sein müsse, wie Stark (The Ideal Foundations, S. 152, 153) glaubt, können wir nicht akzeptieren. Die Unsicherheit Starks, vielleicht auch seine Voreingenommenheit in ethischen Fragen sind es, die ihm einige Urteile über Gossens Gedankengang entlocken, die nicht als schlüssig und ökonomisch-wissenschaftlich zu bezeichnen sind. Auf alle Fälle darf der von Gossen gesetzten Prämissen wegen die Theorie, die daraus abgeleitet ist, nicht als an eine bestimmte Weltanschauung, an ein bestimmtes Kredo gebunden, betrachtet werden. „He was a thorough capitalist utilitarian, hostile to all values which are not material“ (ebd. S. 182). Der Verbogenheiten in diesem Satze sind mehrere: auch nicht-kapitalistische Weltanschauung operiert gerne mit utilitaristischen Prämissen bei der Beurteilung der menschlichen Handlungsweise, besonders wenn sie ökonomische Theorie betreibt! Die Frage drängt sich auf: Welche nicht-kapitalistische Ethik wäre

Bei der Beurteilung der *Gossenschen Genussgesetze* haben wir bereits betont, inwieweit sie als ökonomische Prämissen anzusehen sind. Eine auf psychologische Einzelheiten eingehende Kritik dieser Sätze führt uns auf nicht-ökonomischen Boden — was ja besonders für das 1. G. G. deutlich wurde. Wir können uns nach dem an Ort und Stelle Gesagten kurz fassen: das 1. G. G. hat als Hypothese seine Fruchtbarkeit im ökonomischen Bereich längstens erwiesen — als Erfahrungstatsache lässt es sich immer wieder aus dem Verhalten des Menschen ablesen. Das Gesetz ist auch schon von vor Gossen lebenden Autoren (besonders Franzosen und Italienern) erkannt worden. Das 2. G. G. erklärt, was unter der Voraussetzung rationaler Handlungsweise sein muss — es drückt die ökonomische Rationalität selbst aus. Als solches ist es von den verschiedenen Autoren recht unterschiedlich beurteilt worden: Zu Gossens Umschreibung der Gleichgewichtsposition des Individuums, wie auch der Gesellschaft (beim Tausch), spielt es eine grosse Rolle — für die Nationalökonomie als Gleichgewichtstheorie oder statische Theorie spielte es sie auch in den auf Gossen folgenden Jahrzehnten — und spielt sie heute noch. Was uns dieses Gesetz als Werkzeug für eine nicht-statische Betrachtungsweise ökonomischer Phänomene bieten kann, dürfte vom Fachmann leicht erkannt werden können. —

Der *werttheoretische Subjektivismus* Gossens liegt in der Begründung der Verknüpfung des Begriffes „Wert“ mit den Gesetzmässigkeiten des Nutzens. Die von ihm abgeleiteten beiden Wertgesetze mussten auch von den späteren

über die Erreichung des Gossenschen Zieles nicht in jeder Beziehung erfreut — nämlich dem menschlichen Verhalten einen einfachen und „haltbaren“ Modus anzu-erziehen und ausschliesslich werden zu lassen? Die Leitung und Beherrschung von Aktionen und Reaktionen dieser Menschen würde dadurch immer einfacher, was ja für alle politischen Absichten — auch die nicht-kapitalistischen — nur wünschbar sein könnte. Wäre z. B. die so zur vollen Entwicklung kommende Rationalität des Handelns nicht auch für die Bildung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung oder Weltordnung ein grosses Positivum? Weshalb der „kapitalistische Utilitarismus“ gerade den nicht-materiellen Werten feindlich gesinnt sein soll, ist nicht einzusehen, besonders aber nicht nach Lektüre der „Entwicklung“. Wir möchten die Vermutung hegen, dass der Gossen zu machende Vorwurf, Oekonomie und Ethik „kombiniert“ zu haben, in mindestens ebenso deutlicher Art und Weise Stark gegenüber zu erheben wäre; die Lektüre seines Buches scheint uns dies zu belegen. Eine Reihe ernster Vorwürfe an Gossen, dessen Oekonomie, und zugleich an unsere Zeit sind darin zu finden, z. B.: „Of all thinkers Gossen alone followed the principle of capitalist philosophy to its logical conclusions: it is the consummate selfishness of each, of which he expects impartial justice for all“ (ebd., S. 195). Es ist unseres Erachtens eine Frage, ob wir, in dieser Richtung weitergehend, die ethische Position Gossens, geschweige denn seine ökonomisch-theoretischen Gedanken zu umschreiben und erfassen vermögen. Diese unsere Frage wurde überzeugend beantwortet durch eine neuestens erschienene Studie über Gossen: Behrens, H. H. Gossen oder die Geburt der „wissenschaftlichen Apologetik“ des Kapitalismus, in: Leipziger Schriften zur Gesellschaftswissenschaft, 1. Heft, Leipzig 1949. So scheint uns denn auch der Vorwurf Edgeworth's (H. H. Gossen S. 233) eine *kleine* Schuld Gossens aufzudecken, die zudem für unsere ökonomische Bewertung nicht von Bedeutung sein kann: „Gossen is guilty of a fallacy to which mathematical economists are peculiarly liable: what may be called the „illicit process“ from the principle of utility in economics to utilitarianism in the philosophy of conduct“.

Subjektivisten übernommen werden; bei manchen von ihnen haben wir einen zum Teil ungeklärten Nutzen-Wertbegriff festgestellt, der sich als unangenehme Verquickung bei der Diskussion um die Genussgesetze bemerkbar machen musste. Dass in dieser Linie die Vorarbeit Gossens zur späteren *Grenznutzentheorie österreichischer Prägung* liegt, muss wohl nicht besonders betont werden³. Beide „modernen“ Generationen (1870-1900, 1900-1930) haben mit grossem Aufwand die Abklärung der Wertprobleme gefördert und alle ökonomischen Hoffnungen in ihre Lösung gesetzt.

Die eigentliche Leistung Gossens, die ihn über alle nur-subjektivistischen Versuche seiner Zeit und seiner Vorgänger hinaushebt, ist die Vereinigung der Wertargumente zu einer „Wertrechnung“ des Individuums, des Haushaltes. Nutzen und Kosten haben in diesem Kalkül die Tendenz, sich nach der grössten Nutzendifferenz, dem grössten Nutzenertag, auszubalancieren. Das Ergebnis ist eine *individuelle Gleichgewichtsposition*, in der Nutzenentscheidungen und Kostenaufwände fixiert und das Resultat ein Maximum an subjektivem Wohlstand ist. Gossen ist der erste Nationalökonom, der eine Gleichgewichtsposition genauestens analysiert, die Bewegungstendenzen zum besagten Gleichgewicht begründet und beschreibt und sie zugleich als Maximumsatz des individuellen Strebens nach grösstem Nutzengewinn (consumers' surplus) aufstellt⁴. So gelingt Gossen die Beschreibung des Teilgleichgewichtes des Haushaltes vollständig; die von Wicksteed ausgebauten Jevonsschen Ansätze haben ungefähr gleichen Grad der Umschreibung einer Gleichgewichtslage erreicht (wobei wir die theoretischen Vorzüge des Engländers gegenüber Gossen nicht in Frage stellen wollen; auch nicht seine weit über Gossen hinausgehenden Spezialanalysen). Die Umschreibung einer Gleichgewichtsposition eines Konsumenten oder Produzenten wurde dann von der *Cambridger theoretischen Variante* ausgebaut, beginnend mit Marshall und Edgeworth, weitergeführt durch Pigou. In jedem modernen Lehrbuch wird diesen Untersuchungen ein bevorzugter Platz eingeräumt und man kann leicht erkennen, wie stark der heutige Gehalt dieser Sätze noch mit Gossens Formulierungen übereinstimmt, verdeckt allerdings durch eine neue Terminologie⁵.

Der im zweiten Teil unserer Arbeit dargestellte Versuch Gossens, die *gesellschaftlichen Probleme* zu entwickeln, benützt die Werkzeuge der isolierten Wirtschaft. Die Umschreibung der Tauschbedingungen, die Darstellung

³ Vgl. Weinberger, *Die Grenznutzenschule*, S. 64/65.

⁴ Die Ueberraschung Jevons' über die Existenz des Gossenschen Werkes ist deshalb leicht erklärlich. Deutliche Uebereinstimmung besteht bei den beiden Autoren vor allem in der Definition und Entwicklung der verschiedenen Begriffe der Theorie: Grenznutzen, Beschwerde, Arbeit, usw. Gossen verknüpft diese Grössen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit noch dichter als Jevons; er geht mehr darauf aus, die Interdependenz der Grössen, der individuellen Ueberlegungen, zu betonen, was ihn zweifellos mehr in die Linie der Forscher der *Lausanner Richtung* bringt und deren allgemeines Gleichgewicht vorbereitet.

⁵ Eine Würdigung Gossens in dieser Beziehung findet sich bei Edgeworth (H. H. Gossen, S. 232), Hayek (Vorwort, S. XVIII) und Stark (*The Ideal Foundations*, S. 159).

des Preismechanismus und der diesen beeinflussenden Faktoren, die Ein-
 spielung der Teilmärkte zur allgemeinen Verteilung — die nach Gossen eine
 Gleichgewichtsposition darstellt —, die Anpassung der Produktion an die
 Konsumtion: überall tritt die weitere Absicht seiner Analyse in den Vorder-
 grund. Er steht vor der Türe zum allgemeinen Gleichgewicht der *Lau-*
sanner Schule — der literarische Versuch einer Umschreibung ist we-
 nigstens gemacht. Gelingen konnte das Unterfangen erst dann, als man die
 Vielheit der Zusammenhänge mit den dazu günstigeren Methoden mathe-
 matischer Analyse darzustellen begann⁶.

So erkennen wir denn im Ueberblick und nach genauer Lektüre des
 Gossenschen Werkes *seine Einmaligkeit und aussergewöhnliche Stellung in der*
Geschichte unserer Wissenschaft. Viel mehr als jeder andere Forscher steht
 Gossen mit seinem Werk im Zeichen des theoretischen Umbruchs. An die
Vergangenheit binden ihn nur die subjektivistischen Anfänge zur modernen
 Werttheorie im Frankreich des 18. Jh., oder die von der englischen Sozial-
 philosophie vorbereitete hypothetische Vereinfachung der menschlichen Motive
 des Handelns; der *neue Aufriss* in seinem eigenen System, den er von diesen
 früher schon angetönten Begriffen gibt, die Eingliederung und explizite
 Statuierung der Zielpunkte menschlichen ökonomischen Verhaltens und die
 Umschreibung der Bewegungen, die zu *Gleichgewichtslagen* führen, lassen
 uns Gossen aber *am Anfang einer neuen Aera der Nationalökonomie* er-
 kennen. Wenn wir Gossen dogmengeschichtlich sinnvoll einreihen wollen,
 dann müssen wir ihn mit *seinen Nachfolgern* vergleichen, nicht mit seinen
 Vorgängern⁷.

Sollte es uns gelungen sein, diesen Ausgangspunkt der neueren öko-
 nomischen Theorie, wie wir ihn im Werke Gossens zu erkennen vermochten,
 dem Leser in seiner ganzen wissenschaftlichen Tragweite bekannt gemacht
 zu haben, dann hat unsere eigene Schrift ihr Ziel erreicht. *Das Verständnis*
und die Anerkennung späterer Generationen sind für die Leistung eines
Forschers die grösste Auszeichnung und schaffen die gemeinsame Basis, von
 der aus neue, fruchtbare Arbeit aufgebaut werden kann. —

⁶ Trotz der Andersartigkeit verglichen mit Gossen, mit der Walras seine
 eigene Theorie entwickelt hatte (z. B. die allgemeine Formulierung des Tausch-
 problems), muss er von der deutlichen Verwandtschaft seiner und der Gossenschen
 Lehre tief beeindruckt gewesen sein. Die Vorstellung eines individuellen, partialen
 Gleichgewichts erkannte er bei ihm und er sah auch, dass das Verhältnis zum all-
 gemeinen Marktgesetz in seiner Art und Weise bereits angedeutet war. Diese theo-
 retische Position macht Gossen zum „gründlichsten“ Vorläufer Walrasscher Oekonomie.

⁷ Die von Blum (Die subjektivistisch-psychologischen Wertlehren) gegebene
 Würdigung kann von uns deshalb nicht als richtig anerkannt werden: „Ohne die
 selbständige Leistung Gossens in Frage stellen zu wollen, müssen wir doch fest-
 stellen, dass die Besonderheit seiner Lehre gegenüber seinen Vorgängern in dieser
 Beziehung eigentlich nur darin besteht, dass er die strenge Formulierung seiner
 Gesetze einer mathematischen Behandlung unterwirft.“ (S. 58) und „Wir sehen,
 dass Gossen am Ende einer Entwicklung steht, dass er die Elemente aus den Lehren
 seiner Vorgänger in einem geschlossenen System vereinigte; er hat grundsätzlich nichts
 Neues gebracht. Deshalb stellen wir ihn ans Ende dieser Reihe, denn er schliesst
 die Entwicklung ab“ (S. 60). — Gossen hat unserer Meinung nach nicht eine Ent-
 wicklung vollendet, sondern zu einer neuen, umwälzenden den Grundstein gelegt.

Anhang

Inhaltsverzeichnis zur „Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs“,
passend auf die Paginierung der beiden Ausgaben von 1854 und 1889, wie
auch auf den Neudruck von 1927.

Schon Hayek hat der Neu-Auflage des Gossenschen Werkes im Jahre 1927
eine Inhaltsangabe beigelegt. Die unsere ist ein wenig detaillierter. (Die den
Seitenzahlen nachgestellten römischen Zahlen verweisen auf den Abschnitt,
mit dem der neue Gedanke beginnt.)

Vorrede

V—VIII

Theorie der „einfachen Wirtschaft“

1. Genuss:	
Die „irdische Interpretation“ des Genussprinzips	1
Die „religiöse Interpretation“ des Genussprinzips	2 I
Das erste Gossensche Gesetz	4 I
Das zweite Gossensche Gesetz	12 II
Der Gesamtgenuss — Abhängigkeit vom 1. und 2. Gossenschen Gesetz	20 I
2. Wert:	
Der Wertbegriff	23 I
Klassifikation der Güter und deren Wertbestimmung	24 II
Uebereinstimmung von Wertgesetz und Genussgesetz	28 III
3. Beschwerde:	
Der Beschwerdebegriff	34 III
Gegenüberstellung von Wert und Beschwerde	37 I
Einfluss der Beschwerde auf den Lebensgenuss	39 I
Irrtümer der herrschenden Wertlehren	45 III
4. Die Maximumbedingung des Lebensgenusses:	
Abhängigkeit des Lebensgenusses von den verschiedenen Variablen	48 I
Lebensgenuss und Gesamtaufwand	55 III
Teilgenuss und Teilaufwand	61 III
Zusammenfassung der Ergebnisse	67 II
Maximumbedingung des Gesamtgenusses	80 I

Theorie der „gesellschaftlichen Wirtschaft“

5. Tausch:	
Tauschgesetze	81 I
Das Geld als Tauschmittel	91 III
Wirkungen des Preismechanismus	94 I
Die „natürliche“ Verteilung	99 I
6. Rente:	
Rentenbegriff — Wirkungen der Rente auf die Produktion	102 I
Rente und Produktivität	110 I
Wirkungen von Einkommensveränderungen, hervorgerufen durch Veränderung der Rente	112 II
Allgemeinste Formulierung als Differentialrente	114 I
7. Wohlstand:	
Gesellschaftliche Maximumbedingung des Lebensgenusses	120 I
Die Messung der Genüsse — die Verfahren	121 II
Die Objektivierung der Werte	126 II
Soziale Regeln für das Handeln	128 I

Wirkungen von Preisänderungen	133 II
Verteilung des Einkommens auf die Bedürfnisse	139 II
Preisänderungen und ihr Verhältnis zu verschiedenen Elementen des wirtschaftlichen Handelns	143 I
Fortschritt der Wirtschaft und Verallgemeinerung der Rentenerscheinung	146 II
8. Kritik der herrschenden Ansichten:	
Das Geld als Wertmass	148 I
Das Problem der Arbeitslosigkeit	150 II
Der Handel — seine volkswirtschaftliche Bedeutung	158 I
Proletarisierung der Massen	162 II
Gesellschaftlicher Wohlstand und Vermögen	168 II
Zinsgesetze — Zinsproblem — Zinsberechnung	172 III
9. Ethische Forderungen:	
Ethische Ziele	186 I
Aufgaben der Erziehung — Stellung der Frau	191 I
Bildung und Arbeit	196 II
10. Wirtschaftspolitische Vorschläge:	
Das „neutrale“ Geld	198 I
Organisation des Geldumlaufs (Münzwesen)	208 I
Rechtsordnung — Staatliche Intervention	228 I
Die Darlehenskasse	239
Verstaatlichung von Grund und Boden	250
11. Ausblick und Bekenntnis Gossens	273 II

CURRICULUM VITAE

Ich wurde am 23. November 1923 in Zürich geboren und besuchte daselbst die Primar- und Sekundarschule, das Kantonale Seminar in Küsnacht und schliesslich das Kantonale Oberseminar wiederum in Zürich. Nach kurzer Tätigkeit als Lehrer begann ich 1945 das volkswirtschaftliche Studium an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich und promovierte am 7. Juli 1951.

